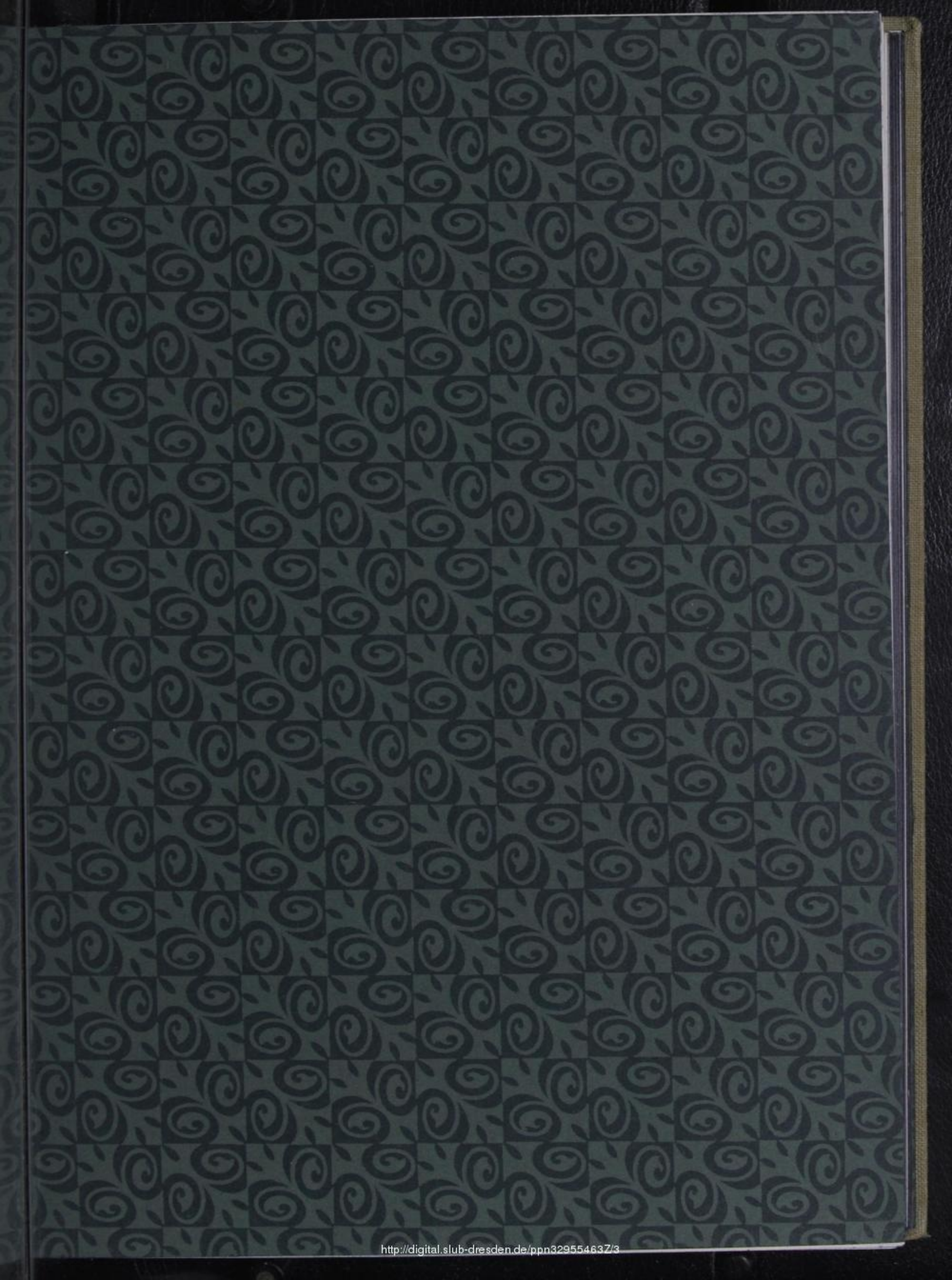




XXVI. Band





Mitteilungen

des

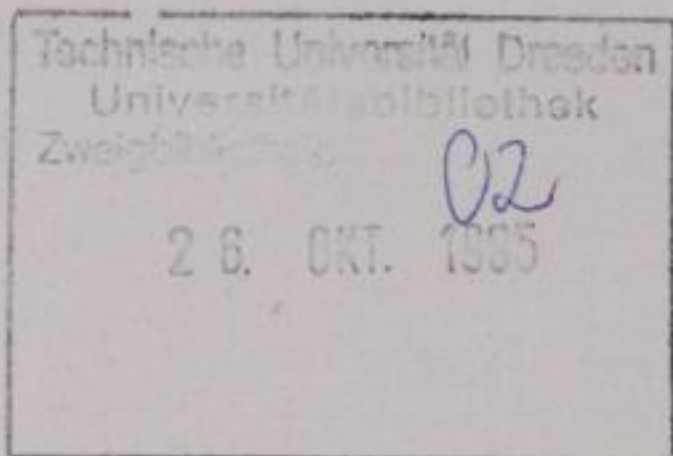
Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

1937

XXVI. Band

Berausgegeben vom geschäftsführenden Vorstand

Der Band schließt mit Seite 300



Inhalt

1. Volkskunst und Volkskunde

	Seite		Seite
1. Die Sage vom „Wilden Mann“ in Wort und Bild von Kurt Rübner . . .	84	Landesmuseum für Sächsische Volkskunst	89
2. Aus dem Oskar-Seyffert-Museum,		3. Aus dem Oskar-Seyffert-Museum, Landesmuseum für Sächs. Volkskunst	287

2. Schutz der Natur

1. Die Gimmlitz. Ein Wald- und Wiesenkind unseres Erzgebirges. Von Gerhard Plag, Weißer Hirsch	29	Schweiz. Von Dr. Walther Frieze, Dresden	225
2. Der Hautfarn in der Sächsischen		3. „Nur eine Lehmgrube —!“ Von Prof. Dr. H. Gallwitz, Dresden	248

3. Allgemeines

1. Der alte Straßenknotenpunkt Zuckmantel sowie die zugehörigen Namen Zehista, Cederan, Ossig, Uhpst und Zschackental. Von Prof. Dr. Alfred Meiche, Sebnitz i. Sa.	42	2. Dr. Alfons Diener v. Schönberg zum Gedächtnis, † 16. November 1936 . . .	70
		3. Hochkirch. Von Otto Schumann, Hochkirch	269

4. Denkmalpflege, Pflege der heimischen Bauweise, Friedhof und Friedhofskunst

1. Die Trümmerstätte des Klosters zum heiligen Kreuz bei Meissen. Von Prof. Dr.-Ing. Friß Rauda, Dresden, T. H.	1	Federzeichnungen von Professor Karl Simmang, Dresden	227
2. Grabkreuze erzählen Menschenchicksale. Von Inge Kamerhuis-Drescher, Dresden	62	7. Bewegliche Plastik. Eine volkskundliche Studie von Dr. Fredo Bachmann, Leipzig	231
3. Die Windmühle zu Syrau bei Plauen i. V. Von Dipl.-Ing. H. Rauh	78	8. Zwei Steindenkmäler aus der Vergangenheit unserer obervogtländischen Heimat in Landwüst. Von E. Stübiger, Radiumbad Brambach	245
4. Sachsens überdeckte Holzbrücken und ihre Erhaltung. Von Oberbaurat Dr. Kurt Hager, Dresden	92	9. Das Schwarzenberg-Gebläse. Seine Erhaltung auf der Alten Elisabeth in Freiberg. Ein Denkmal sächsischer Maschinenbaukunst. Von Professor Dr.-Ing. Otto Frißsche, Freiberg . . .	255
5. Rammenau. Von Dr.-Ing. Hubert Georg Ermisch, Chemnitz	201		
6. Plastische Hauszeichen. Mit zwei			

19 8 02492 0 026 3 01

5. Heft 5/8 Band XXVI „Sächsische Köpfe“

	Seite		Seite
1. Sächsische Köpfe. Versuch eines Überblicks. Von Kurt Arnold Findeisen	101	sächsischen Mundartdichtung. Von Albert Zirkler	147
2. Fünf Heinriche. Von Kurt Gerlach	106	14. Carl Gustav Carus. Von Karl Rauch	151
3. Peter von Dresden — Reformator und Märtyrer. Von Kurt Gerlach	109	15. Theodor Körner. Von Friß Löffler	154
4. Ulrich Rülein von Kalbe. Von Otto Eduard Schmidt	111	16. Erfinder des Holzschliffpapiers Jakob Christian Schäffer (1718—1790) und Gottlob Keller (1816—1895). Von Kurt Arnold Findeisen	158
5. Johannes Mathesius. Von Otto Eduard Schmidt	114	17. Die Naturforscherin Amalie Dietrich. Von Gertraud Enderlein	164
6. Samuel Pufendorf und Christian Thomasius. Von Otto Eduard Schmidt	118	18. Gustav Nieritz und Karl May. Von Friß Alfred Zimmer	166
7. Gottfried Wilhelm Leibniz. Von Otto Eduard Schmidt	123	19. Heinrich von Treitschke. Von Paul Alfred Merbach	170
8. Karoline Neuber, die Mutter des deutschen Schauspiels. Von Gertraud Enderlein	126	20. Meister der Musik. Von Franciscus Nagler	175
9. Gotthold Ephraim Lessing. Von Kurt Spindler	129	21. Richard Wagner — Friedrich Nietzsche. Von Karl Lauß	181
10. Von den sächsischen „gelehrten Bauern“ Von Ernst Uhle	133	22. Max Klinger und sein Werk. Von Johannes Hartmann	186
11. Breitkopf, Taubnitz, Teubner und Reclam, die vier großen deutschen Verleger. Von Alexander Pache	136	23. Der Heimatdichter Wilhelm von Polenz. Von Oskar Schwär	190
12. Johann Gottlieb Fichte. Von Georg Hartmann	144	24. Generaloberst Max Freih. v. Hausen. Von Alexander Pache	192
13. Christian Gottlob Wild, der Begründer der neueren erzgebirgischen und		25. Die sächsischen Pour le mérite-Flieger. Von Rudolf Kempe	196

6. Bücherbesprechungen

1. Wertvolle sächsische Mundartdichtungen. Von Albert Zirkler	99	10. Buch der Landschaft Rochlitz. Von Dr. Bernstein	295
2. Deutsche Naturschutzgebiete. Von H. W. Behm und J. Böttcher	100	11. Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch. Von Theodor Frings	296
3. Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten. Von C. Schiffner	200	12. Geschichte der Stadt und Burg Elsterberg i. D. Von Paul Reinhard Beierlein	297
4. Die neue Sächsische Geschichte. Von Köhlschke und Kreisshmar	290	13. „Sachsenheimat“. Von Walter Zuhl	297
5. „Dom Ursprung und Sinn der deutschen Vogelnamen“. Von Bernhard Hoffmann	292	14. Die Naturgeschichte des deutschen Volkes. Von W. H. Riehl	298
6. Arnold Freiherr von Dietinghoff-Riesch und M. A. Pfeiffer: „Falken über uns“	293	15. Deutsches Brauchtum im Lebenslauf — Deutsches Brauchtum im Jahreslauf. Von Professor Dr. Adolf Spamer und Dr. Eduard Traß	298
7. Taschenbuch der in Deutschland geschützten Pflanzen. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde	293	16. Wohnhausinschriften in Sachsen. Von Paul Zinck	299
8. Prof. Dr. Konrad Guenther: Die Heimatlehre vom Deutschtum u. seiner Natur	294	17. Die Landschaftsformen Sachsens in ihren Beziehungen zur Geologie. Von Paul Wagner	299
9. Der Erste seines Geschlechts. Von Erich Michael	294	18. Windmühlenpraxis. Von Hermann Op de Hipt	300

Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden II



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben
Abgeschlossen am 31. März 1937

Die Trümmerstätte des Klosters zum heiligen Kreuz bei Meißen

Don Prof. Dr.-Ing. F r i ß R a u d a , Dresden, T. H.

Mit Aufnahmen des Sächsischen Heimatschutzes und Bildern aus dem Bauarchiv des Verfassers

In der Erstausgabe seiner „Kursächsischen Streifzüge“ schrieb Otto Eduard Schmidt 1902 (auf Seite 3): „Auch die Elbfahrt von Dresden nach Meißen kommt immer mehr in Aufnahme. . . . Aber über Meißen hinaus dringt nur selten ein Fremdling auf der Elbe vor. Man meint, daß aller Reiz einer Elbfahrt mit den Giebeln und Türmen der alten Markgrafenstadt versinke. . . . Ein Vorurteil!“

Inzwischen hat sich manches geändert. Die Elblandschaft hat sich durch Industrialisierung und zunehmende Bebauung kaum zu ihrem Vorteil verändert; erfreulich aber ist, daß der Reiseverkehr erleichtert und beschleunigt wurde. So fahren seit dem vorvorigen Jahr schmucke Elbdampfer weit hinab ins altsächsische, jetzt preußische Land, bis Wittenberg und Dessau; und es ist Genuß und Erholung zugleich, den grünen Elbfilm mühelos an sich vorübergleiten zu lassen. Bald machen wir Entdeckungen am rechten, bald am linken Ufer des Stroms; mannigfacher Art sind die Reize, die uns fesseln: Landschaft, Vogelwelt, Menschenwerk als Volkskunst und Kunstdenkmal.

Torgau und Wittenberg sind bekannte Stätten der Kultur. Der Freund der Baukunst, der Architektur als formgewordene Kultur schätzt, wird aber auch in kleineren Städten, wie Riesa, Strehla, Mühlberg und Belgern auf seine Kosten kommen; der Naturfreund wird bei Diesbar-Seußlitz, bei Schloß Hirschstein, unterhalb von Wittenberg, bei Coswig (Anhalt) — auch im Wörliker Park — besonders belohnt.

Die Elbstrecke zwischen Meißen und Seußlitz ist mindestens den Dresdnern bekannt, auch von den Leipzigern geschätzt. Wenn auch hier der Steinbruchbetrieb gewaltige Löcher in die Elbhänge eingefressen hat, so ist doch noch eine gewisse Romantik vorhanden, ähnlich wie an den Durchbruchstellen am Spargebirge oberhalb Meißen und auf der böhmischen Elbstrecke oberhalb Aussig.

Einst bestand fast in jedem Elbstädtchen, von Raudnitz stromab aufgezählt, daselbst, in Leitmeritz, in Aussig, in Pirna, Dresden, Meißen*), Seußlitz, Riesa, Mühlberg, Belgern, Torgau ein Kloster; „heutigentags sind die Klöster seltener und die Wirtshäuser häufiger“, sagt Scheffel in „Ekkehard“, „was mit steigender Bildung zusammenhängt.“ Wir möchten sagen: mit zunehmender Wanderlust und erstarkendem Bildungsdurst und -hunger, der von gesteigerter Arbeit herrührt; mit Heimatfreude und -Erleben.

Die Mönche und Nonnen wußten sich schöne Fleckchen für ihre Gemeinschaftsbauten auszusuchen und fanden auch meist geeignete Baumeister, die durch ihre Kunstbauten die Naturwirkung noch zu steigern wußten. Wenn Scheffel weiter schreibt: „Die Natur sucht gütig auch die heim, die sich ihr abgekehrt“ — er spricht vom Rosen- und Malvengärtlein —, so kann man von den Zisterziensern sagen, daß sie ihre Klostersiedlungen mitten hinein in die Natur, in stille Waldtäler legten. Im Gegensatz zu den Benediktinern legte dieser Reformorden die Klöster nicht auf Bergen, also von Natur aus malerisch an, sondern im flachen Land, in urwüchsigen Tälern, wo es zu roden und zu arbeiten gab, um des täglichen Brots mit Gebet und Arbeit teilhaftig zu werden.

Es fehlte diesen Zisterzienserklöstern also von Haus aus die erhabene Wirkung, die die Lage von Klosterburgen auf Anhöhen und Felsenhängen mit sich bringt. Aber die anziehende, malerische Fernwirkung wird bei Klöstern jener Abart, die — als Frauenklöster — sich meist im Schuß einer benachbarten Burg angelegt finden, reichlich ersetzt durch sorgfältige, reizvolle Ausbildung architektonischer Einzelheiten. So bieten sie dem Architekturfreund oft mehr, schon wegen ihrer großzügigen Anlage, als die oft uneinheitlich gruppierten, den unregelmäßigen Felsengrund schlecht und recht ausnützenden, deshalb eben malerisch wirkenden Burgen, Klosterburgen und deren Trümmer. Bei den Benediktinerinnenklöstern ist die Formensprache meist reicher.

Einer solchen durch Geschichte und Kunst ehrwürdigen Trümmerstätte gilt unser heutiger Besuch. Ein Kleinod der romanischen Baukunst noch in Ruinen ist unser Ziel.

*) H. Gröger, Klosterfahrten im Meißner Land (Gesch. Wandersfahrten Nr. 16) (1931).

Versteckt in den Baumgärten einer zum Atrakloster Meißen gehörigen Gärtnerei liegen die Überreste des Klosters zum Heiligen Kreuz bei Meißen. Der Kunstwanderer, der die Sehenswürdigkeiten der tausendjährigen ehemaligen Bischofsstadt pflichtgemäß „erledigt“ hat, findet unweit des kunstgekrönten Burgbergs, noch in Sehweite seiner Türme, in köstlichem Abendfrieden Ruhe und Sammlung. Hier erst gestaltet sich Erleben, Erschauen und Genießen des Tages zum harmonischen Ausklang.

Wir wollen also heute an dem ältesten Bollwerk deutscher Herrschaft an der Oberelbe, dem Meißner Burgberg, vorbeiwandern — elbabwärts. Wir meiden die verkehrsreiche Leipziger Straße, indem wir vor der Meißnamün-



Abb. 1. Blick auf Meißen

Phot. W. Hahn, Dresden-A. 24 (Ausschnitt)

Hinter dem Burgberg mit Dom, Albrechtsburg und ehemaliger Bischofsburg (Amtsgericht) links die Elbaue mit den Trümmern des Klosters zum heiligen Kreuz, links von den Domtürmen

die Elbe abbiegen. (Dies Bächlein gab der von Heinrich I. auf seinem Slawen- und Böhmenzug 929 gegründeten Elbwarte den Namen*.) Nur reichlich 2 Tausendmeter entfernt, aber trotzdem fast unbekannt, liegt auf dem schmalen Landstreifen, der zwischen Strom und Elbhöhe verbleibt, die Trümmerstätte des Kreuzklosters. Eisenübersponnen ragen die Mauerreste über die Bäume der Klostergärtnerei, die aus dem alten Kammergut hervorging (Abb. 1—3).

Vor genau zwei Jahrzehnten konnte diese einsame, weihevollere Stätte auf ihr siebenhundertjähriges Bestehen zurückblicken: im Jahre 1217 wurde das 1197 angeblich für die verstoßene Böhmenkönigin Adela, die unglückliche Schwester Markgraf Dietrichs des Bedrängten, von diesem gestiftete Kloster

*) Man muß achtgeben, daß man das Bächlein nicht übersieht.

von seiner vorläufigen Stelle, der ehemaligen Wasserburg am Fuße des Burgberges und Doms (ein Teil, die spätgotisch umgebaute Jakobskapelle ist im neugotischen ehemaligen Logengebäude erhalten) in den inzwischen begonnenen Neubau elbabwärts verlegt. Das Kloster wird als Benediktinerinnenkloster bezeichnet, legte aber Wert auf die Zugehörigkeit zum Zisterzienserorden. Die Zahl der Nonnen wird auf 30 bis 40 geschätzt, Laienschwestern wohl mitgerechnet.

Schauen wir im Geiste über sieben Jahrhunderte zurück! Vom hochragenden Dom, der als romanischer Bau (vor dem Brand) noch kleiner war, von den Türmen der Kirchen und Kapellen, vom Augustinerchorherrenkloster St. Afra, dessen schlichte Pfeilerbasilika noch im Bau war, klingt Glockenklang herüber in die Elbaue. Wir lauschen und blicken uns um nach der noch größtenteils im heimischen Holzbau errichteten Stadt, die wenige Jahre nachher (1222) ein Raub der Flammen werden sollte. In früher Morgen-dämmerung zieht drüben am Berghang eine stattliche Prozession unter frommen Gesängen dem gleichen Ziele entgegen. Der Meißner Bischof, umgeben von der Domgeistlichkeit, gefolgt von den Nonnen und Jungfrauen, deren zukünftige Wohnstätte es heute zu weihen gilt! Aus ihrer Mitte heben sich die frommen Stifter des Klosters heraus: Markgraf Dietrich und seine Gemahlin Jutta von Thüringen. Ernst sind sie gestimmt, in Gedanken versunken an die schwer gepriifte fürstliche Klosterinsassin, die einstmalige Trägerin der böhmischen Krone, die die Verlegung des Notklosters aus der unruhigen, nicht selten durch Kriegsknechte entheiligten Wasserburg in den nahen Neubau nicht erleben sollte, ja nicht einmal die Grundsteinlegung der Kirche, zu der man heute im Morgengrauen schreitet. So ist das fürstliche Paar wehmütig ergriffen, da es ahnte, daß ihm selbst das Schicksal fast aller Stifter großer Kirchen- und Klosterbauten beschieden sein würde, daß sie selbst nicht zu den Spitzen und Dächern emporschauen, nicht den Ruf der Glocken ihres Stiftes vernehmen würden; darum aber nicht minder glaubensfroh gelobend, in Eifer und Liebe zum begonnenen Werke nicht zu erkalten, zum Heil und Nutzen späterer Geschlechter, zu ihrem Seelenheil.

An Ort und Stelle hält der Zug vor einem großen Holzkreuz, das an der Stelle des künftigen Hauptaltars als das siegreiche Zeichen der Erlösung aufgerichtet ist. Die Strahlen der aufgehenden Sonne überfluten das Elbtal, vergolden die rückwärtigen Höhen, blenden fast die verzückten Gesichter der Gruppe. Wehevoll erhebt der Bischof in diesem Augenblick die Hände gen Himmel und weiht den Ort mit brünstigem Gebet. Eine Schar von Werkleuten, die seitlich stand, tritt hervor; auch sie beugen in Ehrfurcht ihre Knie vor dem Kreuz. Dann stecken die einen die „heilige Linie“, dem langen Schattenstrich des Kreuzstammes folgend, ab, als Hauptachse der Klosterkirche, deren Gevierte der Baumeister mit Pfählen (nach einfachem Schnurschlag mit den Seiten des pythagoräischen Dreiecks 3, 4 und 5*) sogleich fest-

*) $3^2 + 4^2 = 5^2$, also $9 + 16 = 25$.

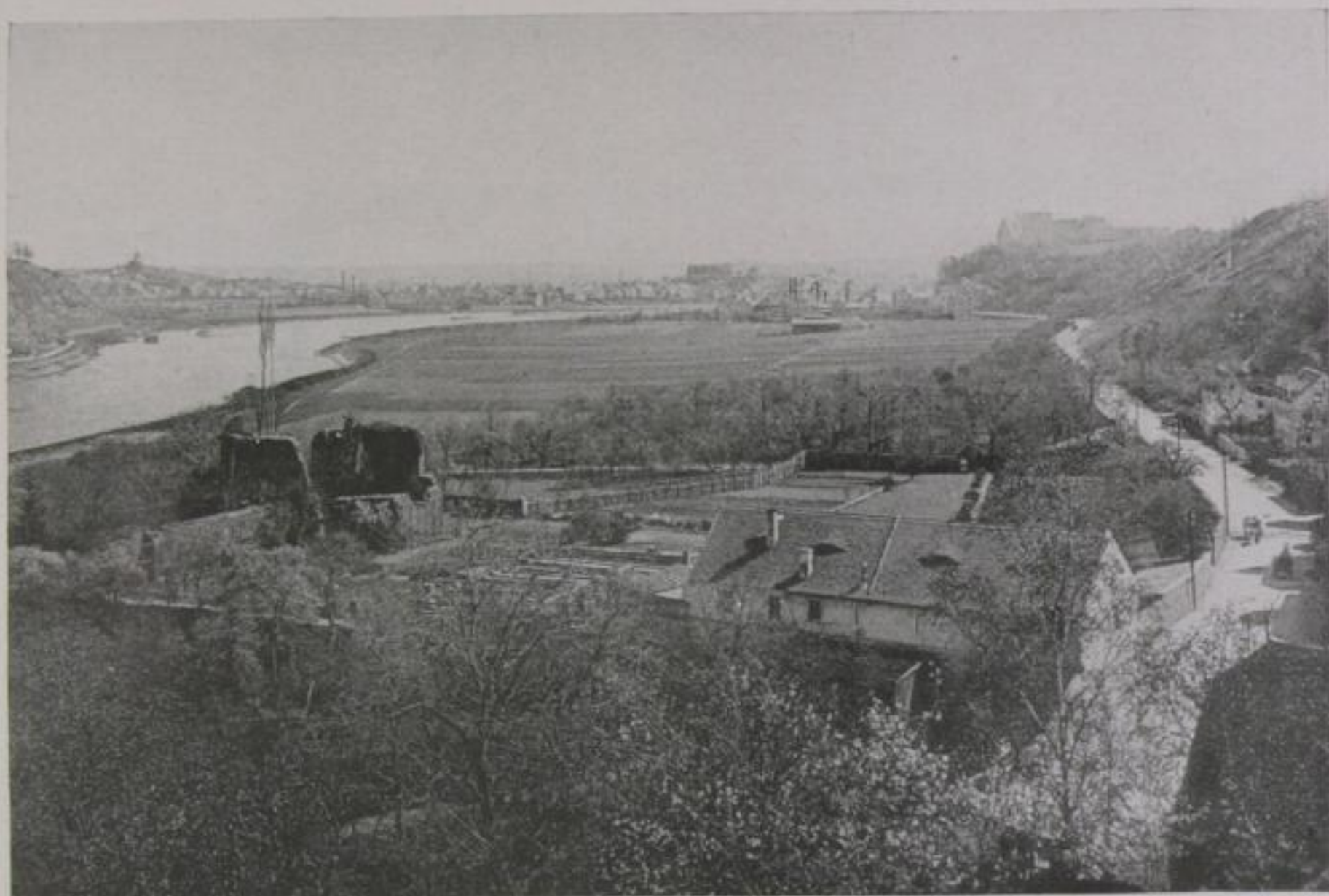
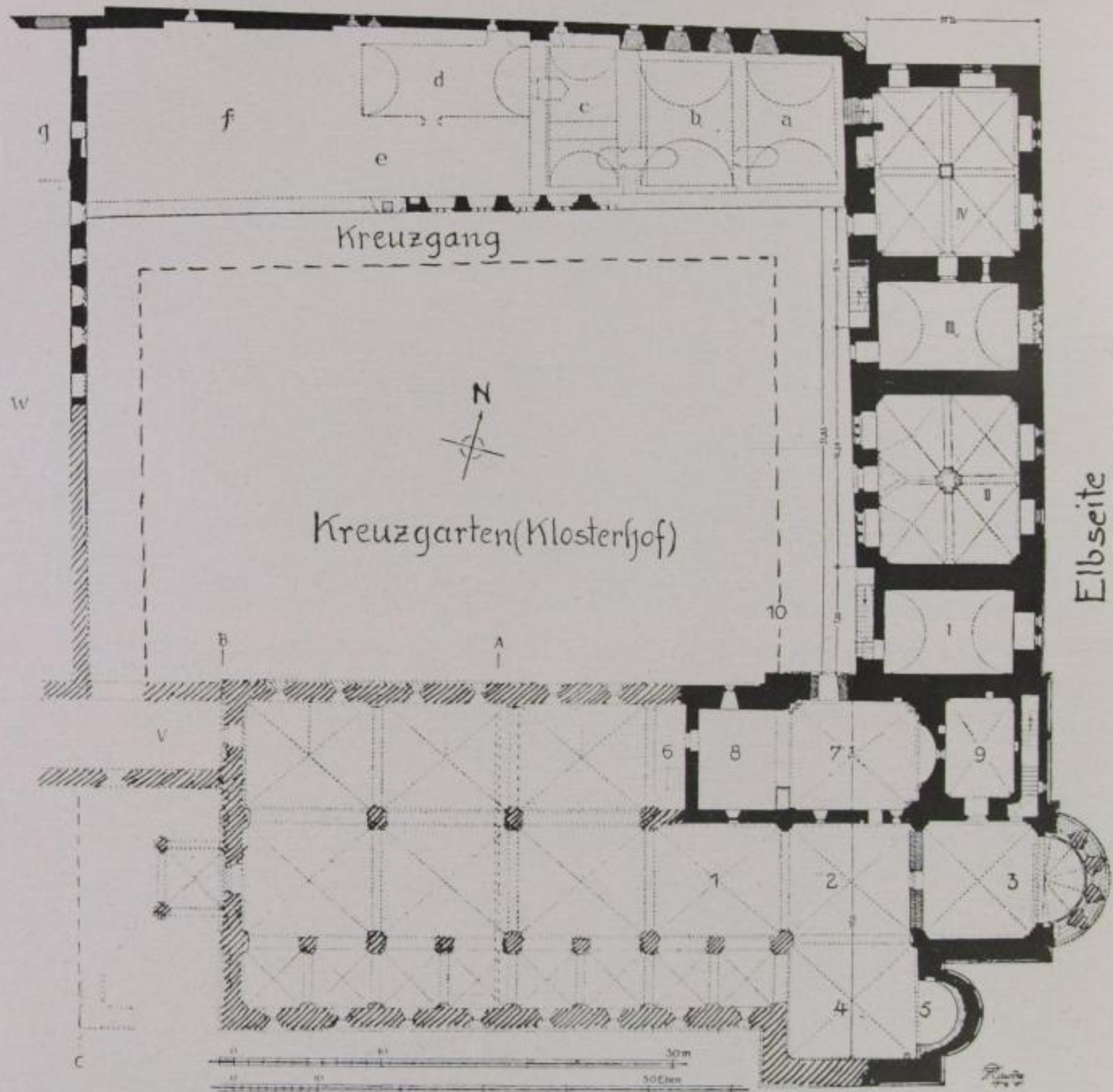


Abb. 2. Die Ruinen des Kreuzklosters, im Hintergrund Meißen, links Zscheila
 Nach älterem Photo (Phot. unbekannt.) — Der Dom entbehrt noch der Turmabschlüsse (West-
 türme 1911). In der Mitte das Stadtkrankenhaus, links die Kirche von Meißen - Zscheila,
 rechts die Leipziger Landstraße (nach Zehren)



Abb. 3. Die Kloisterruine von Westen, von der Landstraße gegen die Elbe gesehen



Kloster zum Hellen Kreuz bei Meißen.

Abb. 4. Grundriß des Kreuzklosters, nach Aufnahme des Verfassers für die Inventarisierung, ergänzt. Mit Rückbildung des Kirchenlanghauses (schraffierter Teil). 1 = Ostjoch des Langhauses. 2 = Dierung, 4 und 7 Querschiff, mit abgetrenntem Nordjoch (7) als Kapelle. 3 = Chor mit Hauptapsis. 5 = südl. Nebenapsis, zwischen 7 und 9 = nördl. Nebenapsis. Bei 9 die Stiege zum Schlafhaus (über I bis IV) und zur Nonnenempore (über 8, 7, 9). 9 = Schatzkammer, Sakristei. I—IV = Ostflügel: I = Kapelle oder Sakristei. II = Kapitelsaal (mit ergänztem Gewölbe). III = Speisesaal (Remter, Refektorium) mit Durchreiche zu IV = Küche (Sprachraum oder Wärmeraum?). Anschließend im Nordflügel a—d Keller, bei e Kreuzgangfenster. Im Westflügelrest spätgotische Fenster (Backstein) bei w—g. Bei w nach altem Plan: Schlafstall; links von g: Scheune, jetzt Gärtnerhaus

legt. Die andere Gruppe, Steinmehzen und Maurer, die bei der Ostung der Mittellinie nicht gebraucht wurden, mauern mit der Würde ihres Handwerks den Grundstein für den dem Schutze und Segen des Höchsten empfohlenen Aufbau ein. Psalmengesang und Wechselgesang der Nonnen umrahmt die Feier. . . .

Reger Baubetrieb entfaltet sich nun in der sonst so stillen Elbaue. Aus dicken Bohlen kunstvoll gezimmerte Kähne und Flöße mit wertvoller Sandsteinlast treiben im Strome dem neuen Bauplatz zu. Wie waren die Schiffer froh, wenn sie auf „dem ältesten und noch heute wichtigsten Paß“, auf dem



Abb. 5a. Blick vom Klosterhof (Kreuzgarten) auf den Kapitelsaal (links) und die Nordkapelle mit Nonnenchor- und Kirchennordmauer

Elbweg, ihre schweren Fahrzeuge glücklich über Stromschnellen durch die schmalen Joche der damals noch im Bau befindlichen Dresdner Brücke gebracht hatten. Die Kettensperre der Meißner Wasserburg, der alten, seit 983 bestehenden Zollstätte, war ihnen kein Hemmnis; nur das letzte Fährnis unmittelbar vor dem Bauplatz, die Granitbarre bei der „Knorre“, war noch zu überwinden. Knarrend und ächzend in ihren Fugen wuchten die Steinkähne darüber hin und gehen am Elbdamm vor dem neuen Kloster vor Anker. Die Steinmehzen, die hier ihre Bauhütte aufgeschlagen haben, empfangen freudig die Ladung. Es ist ein lustiges Völkchen, das Aufsicht erfordert. Sachkundig wird der Sandstein (aus den Brüchen oberhalb von Pirna) geprüft, ein trefflicher Stein, der fest genug ist, um einem Jahrtausend zu trotzen.

Geschäftiges Treiben herrscht auf dem Werkplatz. Munter klappern die Spitzhämmer, unter deren Schlägen die formlosen Steine sich in Quader verwandeln; Steinmeßerkunst meißelt runde und scharfkantige Profile in stetem Wechsel heraus, denn die harmonische Verteilung von Licht und Schatten macht die gute Wirkung von Stab- und Rahmenwerk bei Pfeilern und Tor- und Fenstergewänden aus. Je weniger der Werkmeister zeichnet, um so mehr muß er sich um jeden einzelnen Gesellen kümmern. So schafft er sich in seiner Bauhütte, die ein oder mehrere Jahrzehnte am Orte bestehen und Großes, für Jahrhunderte Wertvolles schaffen soll, eine getreue Gemeinschaft, auch



Abb. 5b. Derselbe Blick wie Abb. 5 a, aus der Nähe

durch öftere Belehrung. Seht dort den Werkmeister, einen im Dienst um die Kunst ergrauten Baumeister! Schon durch seine Tracht hebt er sich aus seiner fleißigen Schar heraus. Von fern her hatte man ihn mit seinem Trupp durch Geld und gute Worte herbeigerufen; der fürstliche Bauherr kargte nicht mit Anerkennung und Lohn. Gute Meister waren zu allen Zeiten gesucht. Als werkkundiger Mann gibt er Belehrung und Anweisung und weiß seine Handschrift in der Profilierung und Formgestaltung den Steinen und deren Gesamtheit, dem Bauwerk, großzügig aufzuprägen.

Nach Jahren emsigen Gründens, Meißelns und Mauerns kann er dem Bauherrn den zunächst in Angriff genommenen Ostflügel vollendet zeigen (Abb. 4flg.). Dieser Teil, der stets die Haupträume des Klosters enthält, war der wichtigste Teil, denn die Noträume in der Wasserburg waren



Abb. 6. Altes Bild derselben Ecke vor der Freilegung und Beseitigung der Terrassen (bei 7 und 8 nach 9 ansteigend; vgl. Abb. 4). (Phot. unbekannt)



Abb. 7. Derselbe Teil mit Kapelleneingang und Treppenrücklage (5b—7: alter Zustand)



Abb. 8. Der Mittelteil des Ostflügels (Vorlage): Kapitelsaal- und Refektorium-Schauseite

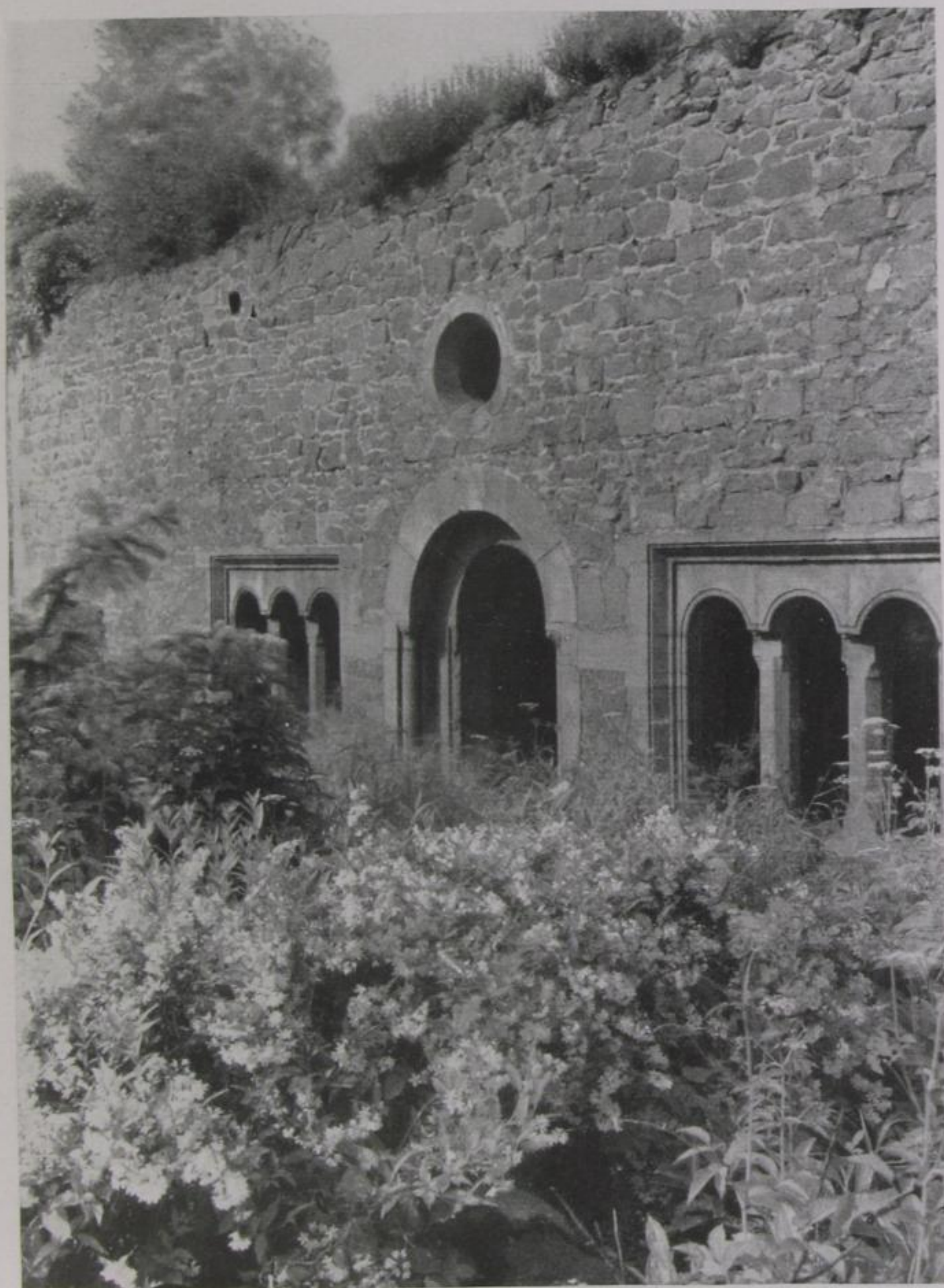


Abb. 9. Kapitelsaal und -Fenster

zu dürftig und unwohnlich gewesen. Die Gründung der südlich sich anschließenden Kirche nahm erheblich mehr Zeit in Anspruch; man begnügte sich wohl zunächst mit der Hochführung der wichtigsten Ostteile, des sog. Chors und des Nonnenchors. Vielleicht erstanden gar erst nur Teile im üblichen Schrottbau, den man auf dem Lande bei Dorfkirchen und Kapellen mangels an Maurern und Steinmetzen in der heimischen Bauweise anwendete: Volkskunst im wahrsten Sinne, denn hier konnten kräftige, geschickte Bauernarme mit zugreifen, konnten mit zimmern und schnitzen helfen. Der Stein war spröder, schwieriger zu bearbeiten als das Holz, das seit Urväter Zeiten der



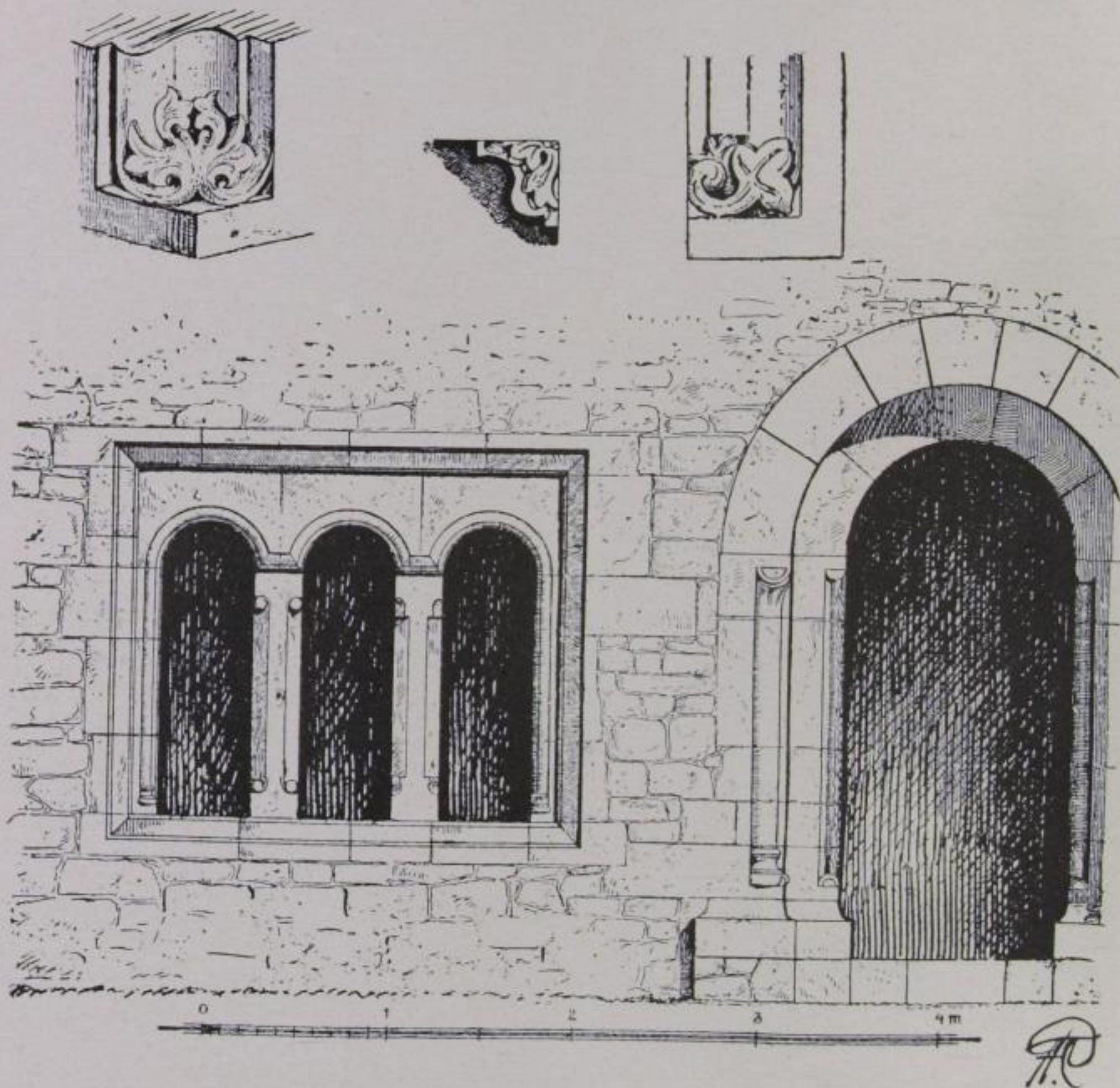
Abb. 10. Derselbe Teil mit Blick auf den Nordkapelleneingang am Ende des zu ergänzenden Kreuzgangs. In der Rücklage das unter der Treppe zum Schlafhaus in Resten erhaltene Tor d. Sakristei od. Marienkapelle. Man beachte d. verschiedenartige Abkantung d. Fensterpfeiler nationalgermanische Baustoff beim Bauernhaus und auch später beim Stadthaus war.

Eine eigenartige Anlage ist dieser längs der Elbe errichtete Klosterteil. Nächst der Kirche, deren Chorhalbrund (Apsis oder Concha) sich vorschiebt, ist in der Mitte dieses ältesten Bauteils der Kapitelsaal der wichtigste Raum; die Mittelsäule wurde bei den Freilegungsarbeiten 1914 aus dem Brandschutt ausgegraben im Grundrest, auch die unteren Stufen der Treppen, die in Rücklagen neben dem Kapitelsaal zum Schlafhaus (Dormitorium) im Obergeschoß emporführten, eine seltene Anlage in der Klosterbaukunst, die zu Rückbildungsversuchen reizt. Sie sollen später mit Raumstudien ergänzt werden.



Abb. 11a. Fenster des Kapitelsaals
Die Wandfäulchen (Dienste) sind rundbogenfriesartig um die Drillingsfenster herumgeführt

Der Meister ist auch nicht wenig stolz auf seinen Plan und Bau und zeigt mit Selbstbewußtsein die reizvolle Gestaltung des auf diese eigenartige Weise herausgehobenen Mittelhaus, die Kapitelsaalchauseite (Abb. 8 flg.). Wir bewundern die dreiteiligen Fenster mit ihren zierlichen Sandsteinschäften und Rundbögen, ihre wechselvolle Verzierung mit Blättern an den Füßen der



Kloster zum Heiligen Kreuz bei Meißen.

Kapitelsaal.

Abb. 11b. Dasselbe in der Aufmessung (geometrisch gezeichnet) mit Einzelheiten der Verzierung des anderen Fensters

Rundstäbe und die verschiedene Ecklösung an den Pfeilerchen. Was die Klosterbauhütte leistete, war hier in Steinwerk vor aller Augen ausgebreitet in feierlicher Anpreisung. Den Stiftern und Geldgebern hatte der Meister im Innern auch seine Wölbkunst zeigen können. Der sonst so einfache, vier Kreuzgewölbe um eine Mittelsäule legende Gewölbeplan (wie über der Küche) war durch die zwischen den Fenstern in der Raummitte eingeschobene Tür schwierig geworden; ein dreiseitiges Wölbfeld mußte hier den Ausgleich schaffen. Es ist gerade hier zu beklagen, daß der die eigentliche Raum-

wirkung bestimmende Raumabschluß, das Gewölbe, heute nicht mehr vorhanden ist. Aber immerhin bilden Fenster und gesäultes Portal mit Oberlicht das Glanzstück dieses Ostflügels (Abb. 11). Das Pallasfenster der ehemaligen Burg zu Grimma hat Ähnlichkeit mit den gekuppelten Fenstern unseres Klosters*). Die Kunst und Behaglichkeit des Wohnens übernahmen die Fürsten, später auch reiche Städte und Städter für ihre weltlichen Bauten. Die Klosterkultur war damals zweifellos führend, ganz im Gegensatz zum heutigen Verfall der Klosterzucht. Einfacher und von der üblichen Rund-



Abb. 12. Kapitelsaal, Inneres, mit freigelegtem Mittelpfeilerrest, seitlich der Tür die Kragsteine für das Zwischengewölbejoch

fensterform romanischer Zeit abweichend sind die Fenster des Ostflügels einseitig gebildet: Es sind, unerwünschten Einbruchs wegen schlißartig schmal gehaltene Rechteckfenster angeordnet, deren ruhige Reihung nur beim Kapitelsaal ein Rundfenster reizvoll unterbricht, dort nämlich, wo der Altar stand. Besseren Lichteinfalls wegen haben auch diese Fenster, wie alle mittelalterlichen, starke Schrägleibung. Solche Fenster sitzen auch in den tonnengewölbten Nachbarräumen des Kapitelsaals, dem Sprechraum (Parlatur, Audi-

*) Dort vierteilig und schon mit Spitzbögen verbunden, aber mit einer großen Rundbogenblende (Bogenfeld), die ein Vierpaßmaßwerkfenster durchbricht, zusammengefaßt. Wohl ein jüngeres Werk desselben Meisters.

torium) und dem Refektorium (Kemter, Speisesaal), wie bei dem Eckraum, der Küche, paarweise in einer Nische (Abb. 15). Jetzt ist dieser große Raum, an dessen Stelle im Grundplanschema sonst der Sprechsaal und Wärmeraum angeordnet erscheint, wieder mit dem Keller verbunden. Nördlich führt eine Tür zum Küchengarten (Abb. 16). Das nach dem wohl nur einfachen, vielleicht gar im Oberbau hölzernen Kreuzgang führende Tor, rundbogig, wie alle übrigen Tore, hat, wie jenes Portal, verschiedenen Schmuck, dort am Säulen- kopf, hier am Kehlenfuß, würfelkapitalartig oder als derbes Blatt gebildet. Man erkennt, wie jedem Steinmetzen freie Hand gelassen wurde im Schmuck, wie früher — und im bäuerlichen Hausbau zu allen Zeiten selbstverständ-

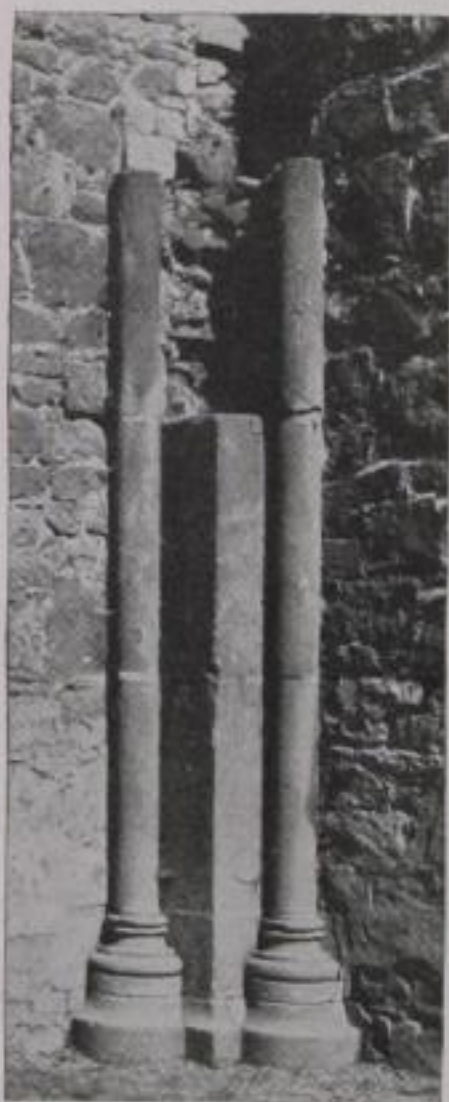


Abb. 13. Südostecke des Kapitelsaals, mit Eckpfeiler. Das daneben- stehende Altar-Rund- fenster teilten 6 Speichen radfensterartig

lich — in der Holzbaukunst. So finden wir hier manches Rückständige neben Fortschrittlichem, wie es im Übergangstil (von der Romanik zur Gotik) in dieser gärenden Zeit im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts der Fall war. Die Speiseraumtür zeigt noch Reste der Putzbemalung, die sich vom Bogen als Blattrankenfries am Gewölbefuß entlang zog (Abb. 17). Alle Künste mußten der Architektur als der führenden Kunst dienen.

Etwa ein Jahrzehnt nach der Klosterweihe von 1217/20 erheben sich die Mauern der Klosterkirche im Anschluß an den Thor — vielleicht um den hölzernen Notbau des Schiffes herum — zu stattlicher Höhe. Abermals belauschen wir die Werkleute bei der Arbeit. Wiederum sehen wir einen Meister in der Mitte seiner Belegschaft stehen, die schweigend, wie gebannt, seiner Unterweisung lauscht. Es muß etwas Wichtiges, etwas Ungewöhnliches sein, was der Führer heute vorträgt. Näher herantretend sehen wir ihn mit einem lang- schenkelligen Zirkel, wie er beim Aufreißen der Klee- blattfenster*) verwendet wurde, auf ebengewalztem Lehm- boden Kreise schlagen, den einfachen, jedem ge- wohnten Halbkreis (Rundbogen) zugrundelegend (Abb. 18). Da entstehen Kreisstücke, die spitz zu- sammenschneiden, Spitzbögen, die neue Konstruktions- form, die schon kurz nach der Jahrhundertwende von Frankreichs Kathedral- werkplätzen herüberdrang zu den deutschen Bauhütten; die neue Bogen- form, die von rheinischen, ostwärts wandernden Werkleuten nach dem inneren Deutschland verbreitet wurde. Auch nordfranzösische Meister germanischen Bluts mögen sie bis ins Herz Deutschlands getragen haben, zur Bauhütte von Magdeburg, die damals anfang, ihre führende Stellung in Mitteldeutschland zu begründen. Dom Bau des neuen Bischofsdoms daselbst hatte es unser Meister elbauf mitgebracht, dieses Hüttengeheimnis der Spitz- bogenerkenntnis, das für Jahrhunderte umwälzend wirken sollte. Auch in

*) und des sogenannten Maßwerkes.



Abb. 14. Refektoriumstür mit Treppenrücklage und (links) Küchentor. Ersteres Tor ähnlich dem der Martinskirche in Meißen. Die Ecke über der Treppe ist falsch ausgebessert

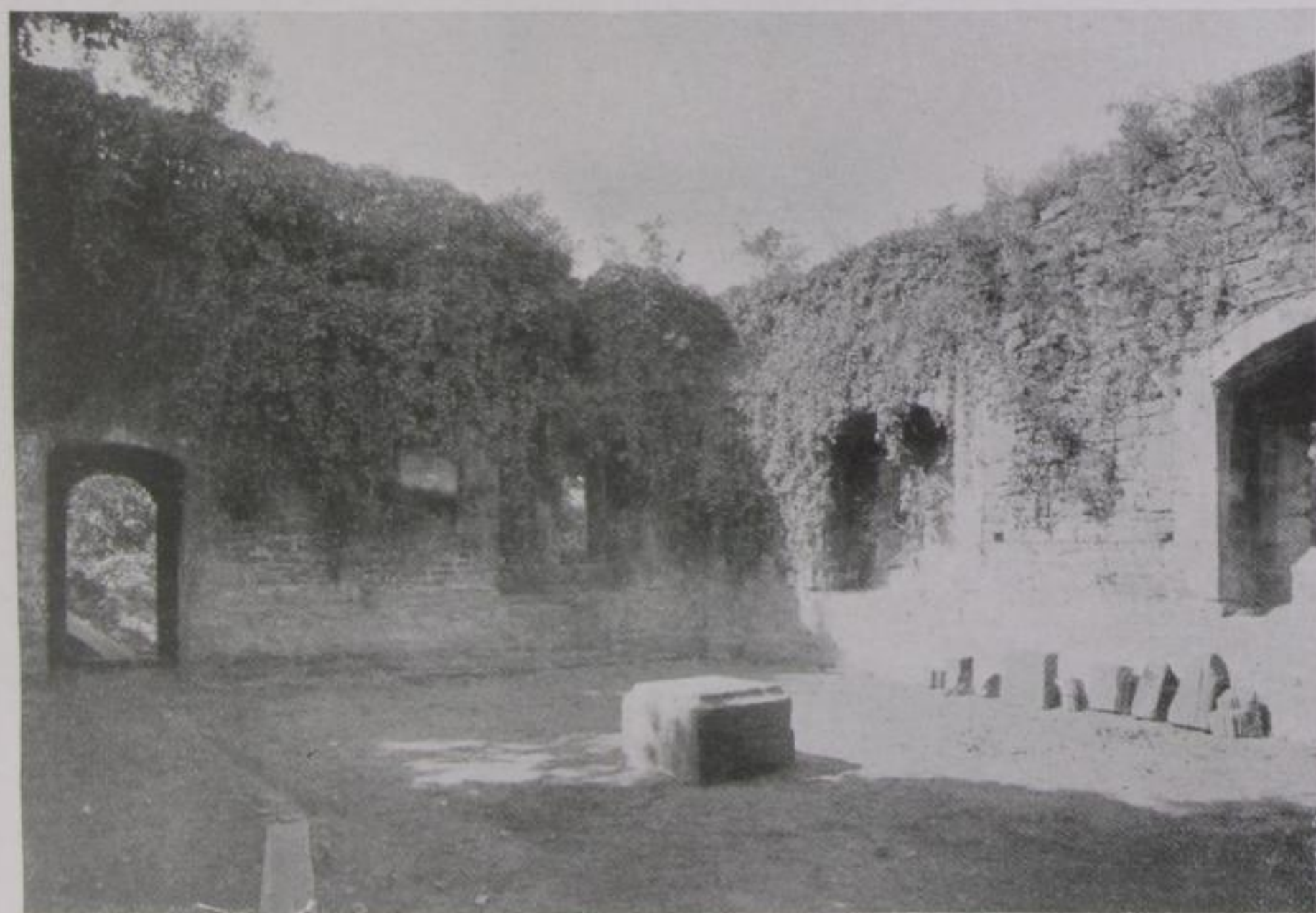


Abb. 15. Die Küche mit freigelegtem Mittelpfeiler

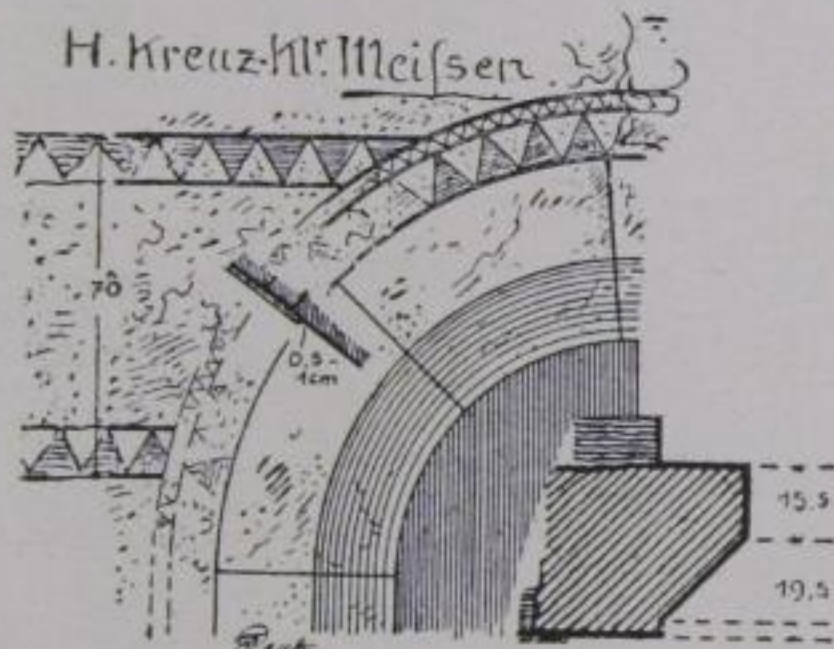


Abb. 16. Nordwestliche Küchenecke mit Gartentor

der Art der Anlage der Schlafhaustreppe (Abb. 19), der dahinterliegenden Sakristei mit jenseitiger Flachapsisnische (als Altarumrahmung der im nördlichen Querschiffarm eingebauten Leichnamskapelle) (Abb. 20), ferner der in Fenstersohlbankhöhe der Hauptapsis jetzt versteckt sich vollziehende Übergang vom Halbrund ins Dieleck (fünf Teile eines Sechsecks) sind Erinnerungen an Magdeburgs Domneubau, der zwei Jahre nach dem Brande vom Jahre 1207 einsetzte, und seinen westlichen Vorbildern.

Der Meister zeigt Gestalt und Vorteile der neuen Bogenform, die sich in der Form bei unregelmäßigen Gewölbefeldern, als Konstruktionselement

durch verminderten Bogenschub (schrägen Druck) besonders bewähren. Er kann bei seiner alle fesselnden Unterweisung auf den beim Kreuzklosterbau schon angewendeten Formen des hängenden Bogens (Vorhangbogens*) und des Knickbogens (Flachspitzbogens) fußen (Abb. 21). Die älteren Gesellen, die schon einmal auf dem Wasserweg zu jener bedeutungsvollen Baustelle gepilgert waren,



Malerei.

Abb. 1.



Abb. 2.

Abb. 17. Putzmalerei im Refektorium, als Torumrahmung und Wandfries unter dem Tonnengewölbe-Kämpfer



Abb. 18. Der Werkmeister der Bauhütte, einem Vertreter der weltlichen und geistl. Macht den Spitzbogen erklärend

nicken verständnisvoll dem Meister zu Daß diese Neuerung nicht nur Formsache, sondern bahnbrechend sein würde, eine durchgreifende Umgestaltung der edelsten Raumkunst und auch der Außenerscheinung der Kirchen (durch Zusatz von Strebewerk) im Gefolge haben würde, konnte noch niemand übersehen, der nicht die Bedeutung der Rippen als tragende, steinerne Lehrbögen (etwa in Magdeburg) erkannt hatte. Der neue, vom Spitzbogen und dem Rippengewölbe (statt bisher meist rippenlosem Gratgewölbe) ausgehende Stil, die Gotik marschierte. Der Meißner Burgberg sollte in früher und später

*) Auch Sternbogen genannt. (Vgl. Abb. 21, 3e.)



Abb. 19. Stiege vom Kirchenchor zum Schlafhaus
Links das die Schachtkammer mittelbar erleuchtende Fenster

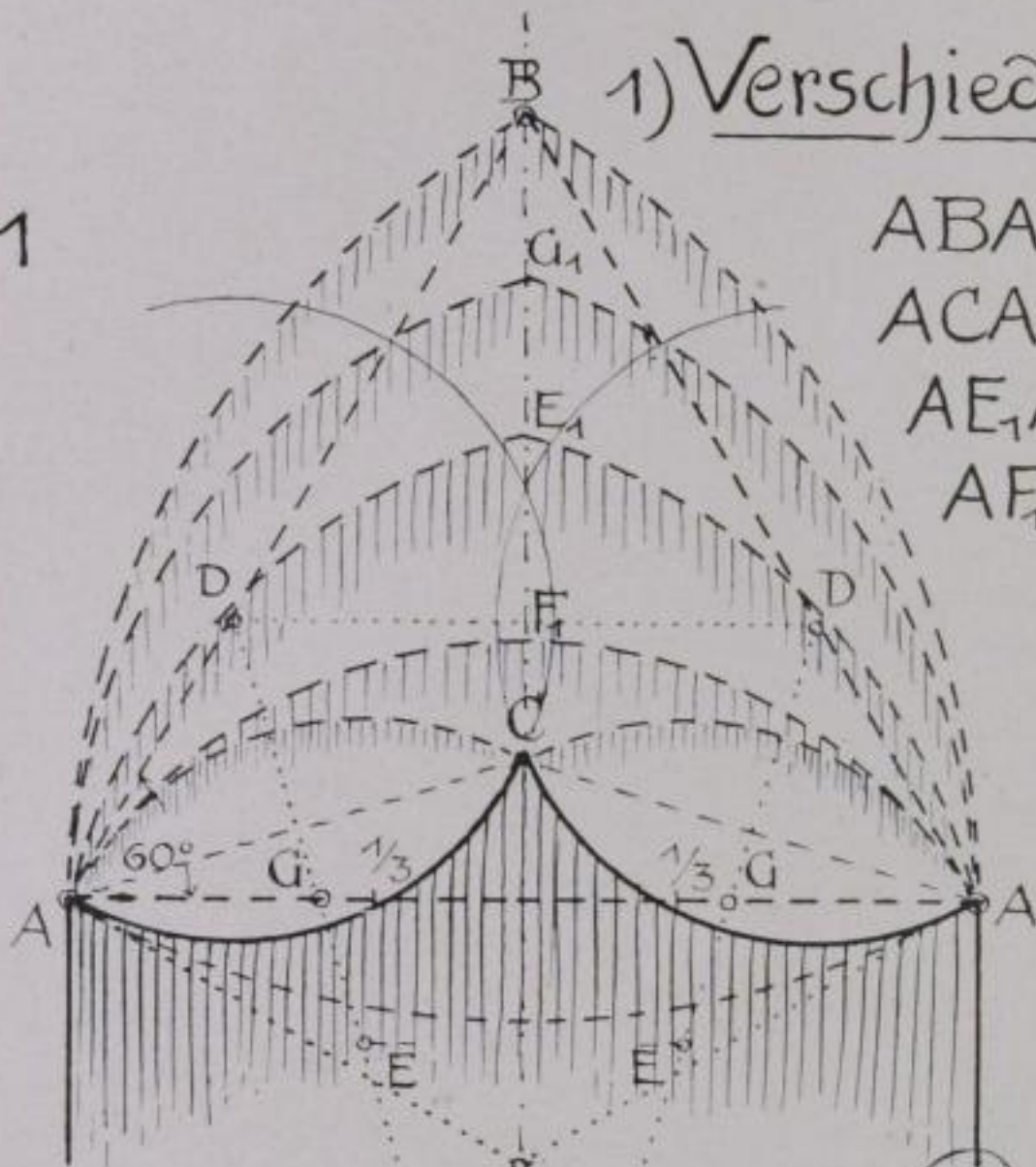


Abb. 20. Nordkapelle

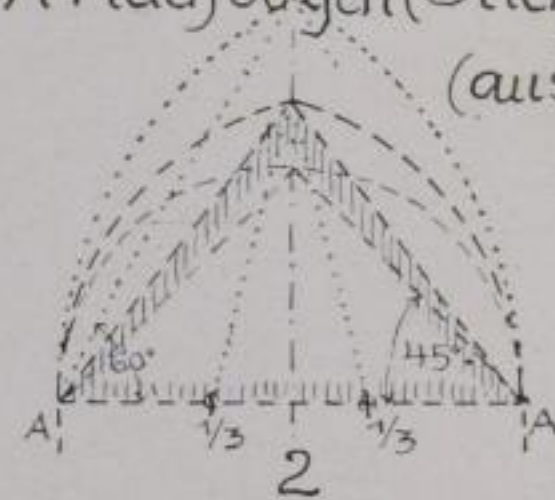
Blick auf die Kirchennordwand mit Wendeltreppennische. Über dem Dierpaß- und Rundfenster Balkenlöcher der Decke zwischen Kapelle und Nonnenchor (oder oberer Kapelle), links die verkümmerte (flache) Apsisnische für den Altar

1) Verschied. Bogenformen:

1

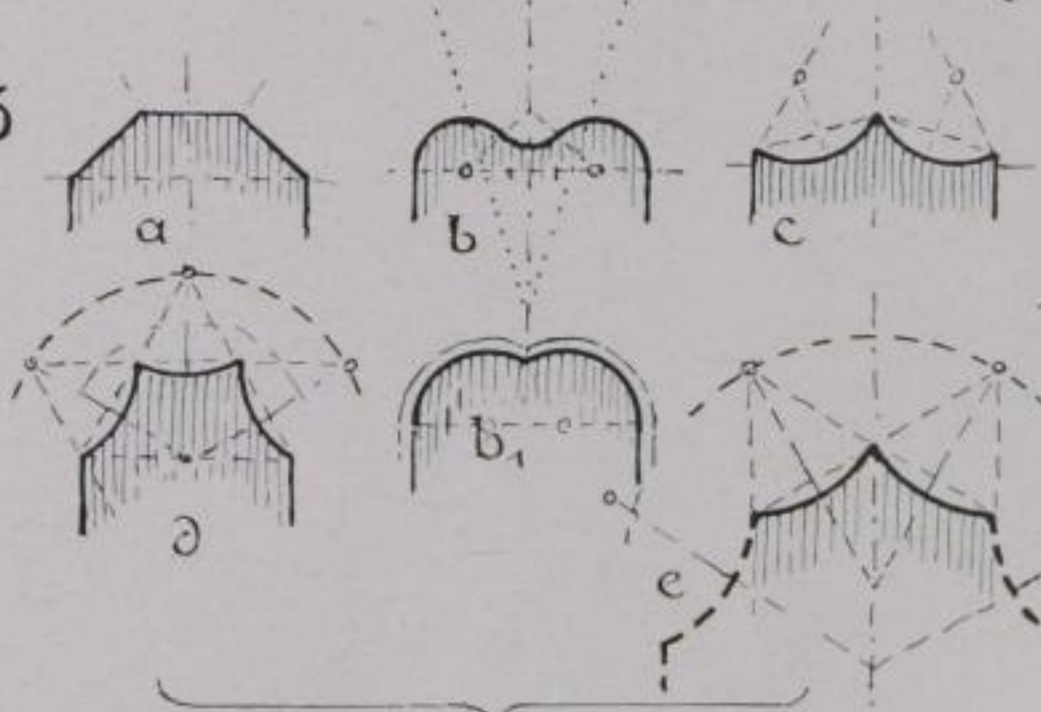


ABA: voller Spitzbogen.
 ACA \sim Vorhangbogen (aus D).
 AE₁A Knickspitzbogen (aus E).
 AF₁A Flachbogen (Stichbogn) (aus F).



Voller Spitzbogen (60° Δ);
 gedrückter Spitzbogen
 (mit ägypt. Dreieck, Py-
 ramide) und Halbkreis
 a bis c: (45°).

3



spätroman. Bogenformen
 vom H. Kreuzkloster Meissen.
 b₁: die b entsprechende früh-
 gotische Form vom
 Meissner Dom (Chor-
 wendeltreppen).

d und e: Vorhangbögen, 3- bez. 4-schenklig (spätgot.; Albrechtsburg)

Abb. 21. Zu 1: Dem häufig vorkommenden gedrückten Spitzbogen A - G₁ - A entspricht der mittlere Bogen bei 2, hier in halber Größe gezeichnet. Die Bogenstücke sind aus den Drittel-punkten als Mittelpunkten (hier 1/3 bezeichnet) geschlagen. — Zu 3d und 3e: Der zwei-schenklige (einfachste) Vorhangbogen ist in Abb. 1 (unten) und bei c der Abb. 3 als hängen-der Vorhangbogen dargestellt. Der mehrschenklige Vorhangbogen, der in Abb. 3e den ein-fachen benutzt, wird Sternbogen genannt. Jener ist in Abb. 3e aus dem gleichschenkligen (60°) Dreieck entwickelt; die Bogensehnen sind die Mittelsenkrechten (30° Linien)

Zeit dieses Stils eine würdige Pflanzstätte werden (Dom*) und Albrechtsburg)**).

Don nun an mied man den veralteten Rundbogen, verbannte Kleeblattbogen und runde Vierpaßfenster, die wir mannigfach auch hier finden. An den Schildbögen (Wandbögen) der Klosterkirche (Abb. 22, 23) wurde die neue Bogenform schon angewendet, die den Gewölbebau flüssiger gestaltete, das Gedrückte, Schwerlastende vermied und dem Stein- oder Ziegelgewölbe die Erden schwere nahm, es gleichsam schwebend erscheinen ließ, lastlos wie das



Abb. 22. Blick ins Dierungs- und Ostjoch der Klosterkirche, mit der hohen Nordwand. Vor dem einen Wandpfeiler ein zur Sicherung der ausbiegenden Mauer vorgesehter Stützpfiler aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Lettnerwand ist schon beseitigt.

Himmels gewölbe. War bisher Bauen noch eine ernste Angelegenheit, die drückte, aber nicht befreien konnte, trotz aller Inbrunst des Gefühls, so wurde es nunmehr zum Jubelruf, zum befreienden Ausschrei gen Himmel. Leicht strebte Stütze und Decke, Mauerwerk und Gewölbe gen Himmel, reckten sich nun gotische Turmriesen wie Himmelswegweiser kühn und lustig in den Äther.

*) Friß Rauda, Der Burgberg zu Meissen (Sächs. Kunstwanderheft Nr. 1).

***) Friß Rauda, Arnold von Westfalen (Arnold Westfäling von Meissen), der Baumeister der Albrechtsburg zu Meissen, seine Gestaltungselemente und Werke (Sonderdruck der Mitteil. d. Ver. f. Gesch. d. St. Meissen, Bd. XI.) – Ders., D. Albrechtsburg zu Meissen (Sächs. Kunstwanderheft Nr. 2).

Wir mußten schon einmal hierbei ein wenig verweilen, weil wir diese Betrachtung für das Einleben und Einfühlen in ein mittelalterliches Bauwerk, das noch dazu in Trümmern auf uns kam, für wichtig hielten, auch für die, die es nicht an Ort und Stelle — oder nachher nochmals an der Wandtafel — zu erklären brauchen. Auch dürfte der Geometrie- oder Zeichenunterricht durch solch eine Betrachtung und Skizze wie Abb. 21 sicher nicht trockener werden.

Die Kirche, die nach der im Jahre 1540 erfolgten Sequestration und nach der Säkularisation von 1568 „ödeliegend“ nur noch einmal im Dreißig-



Abb. 23. Dasselbe näher betrachtet, mit Choreinblick. Rechts die südliche Nebenapsis (Nach der Freilegung und Abbruch der Lettnerwand (1914))

jährigen Krieg von einem sächsischen Feldprediger als Predigtraum benutzt wurde, fiel im Siebenjährigen Krieg völliger Verwüstung anheim: es begann die Leidenszeit als Steinbruch, zunächst für Feldbacköfen, wozu die Backsteine von Teilen der Kirche Verwendung fanden, dann für Häuser. So ist leider vom Hauptbau der Kirche, vom Langhaus, das wohl dreischiffig war, so gut wie gar nichts, vom Querschiff nur der Nordflügel erhalten, der aber vom Mittelschiffjoch, der Dierung, abgetrennt ist, um eine Kapelle unterzubringen; darüber ist, den Balkenlöchern nach, ein Obergeschoß, vielleicht eine weitere Kapelle oder Nonnenempore eingebaut gewesen. In der oben verbreiterten Nische wird eine Wendeltreppe hochgeführt haben (Abb. 20).



Abb. 24. Blick in den Chor der Kirche. Nach der Freilegung (1914) und Beseitigung des Schutts
 Im Vordergrund die Triumphbogenpfeiler, zwischen denen die Lettnerwand eingezogen war.
 Die Schatzkammertür mit rechteckiger Umrahmung nach Art der Kluniazenser (Hirsauer)



Abb. 25. Außenansicht des Chors (mit Hauptapsis) und der südlichen Nebenapsis (links)
 Erstere mit gesäultem Eckpfeiler. Darüber ein Eckstein des Chorvierecks



Abb. 26. Gotische Fenster mit Kreuzstock im Nordflügel (Kreuzgangfenster). Von innen

Im Gegensatz zu der verkümmerten Nordapsis ist die südliche, das kleine Chorrund des Südseitenschiffs, in der üblichen Art als Halbkreis ausgebildet, so daß der typische „sächsische Kirchengrundriß“ der romanischen Zeit hier eingehalten ist.

Bemerkenswert wie der Wechsel der Schmuckformen und -glieder ist auch

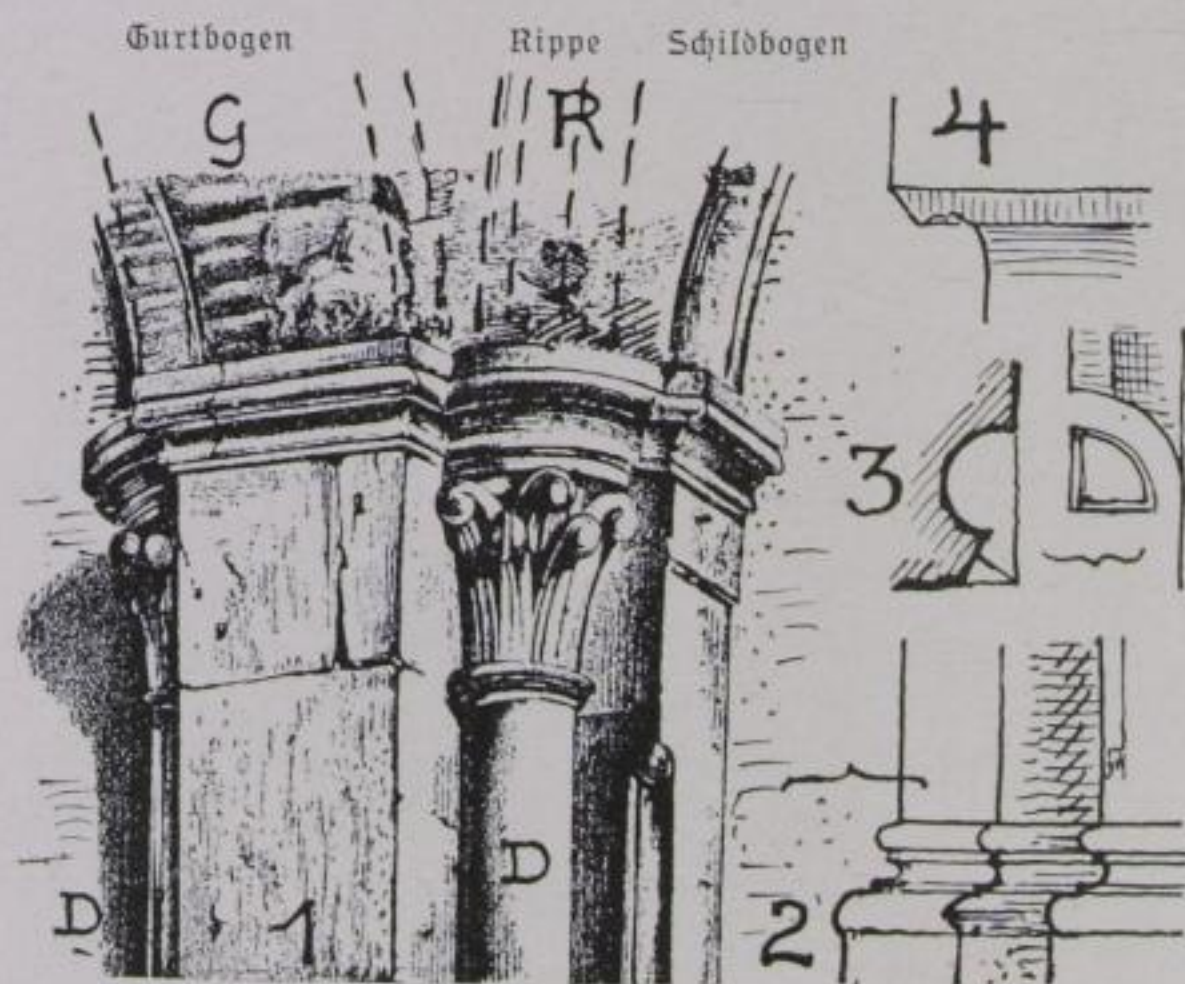


Abb. 27. Wandpfeiler der Kirche (1 und 2) und gotische Profile am Schafhauspfeiler (4) und Refektoriumtor (3). 2 = attische Basis (Pfeilerfuß). D = Pfeilerdienst

der des Baustoffs: Werkstein- und Backsteinschichten lösen sich vielfach ab. Wenn auch das Gepräge des Übergangsstils durch Fehlen von Schaft- ringen nicht ganz klar ist, so verweisen doch manche Profile wie die Kehlen mit anschließender Schräge, die überquellenden, zum Teil spizen Dienstbasen, die knospenartigen oder mehr knollenartigen Kapitäl (Abb. 27) auf die in die Frühgotik überleitende Zeit. Das 15. Jahr-

hundert schuf große Fenster im Nordflügel (Abb. 26), ähnlich wie im Afsra-
kreuzgang *).

Auch die Spätgotik, der der große Meißner Schloßbaumeister Arnold von
Westfalen**) an der Albrechtsburg eine neue Fensterform durch Verwendung



Abb. 28. Rückbildungsversuch des Verfassers (Elbseite und Westansicht der
Klosteranlage). Dgl. Abb. 3

des Vorhangbogens (des umgekehrten Spitzbogens) gegeben hatte, hat in
unserem Kloster gebaut; die backsteinernen zwischenkligen Bögen, dieser
spätesten Bogenart im Westflügel, beweisen es. Auch ist ein solcher Bogen-

*) Nach einem alten Plan (F. Rauda, Meissen, die 1000jährige Elbestadt, D. Kunst-
führer Bd. 38), Abb. 16, waren es die Fenster des den Nordflügel teilenden Nordkreuz-
ganges. — **) s. S. 23.

sturz aus Sandstein mit Astwerkumrahmung, der spätestgotischen Abwandlung, als Fensterrest erhalten. (F. R. Taf. 30, Abb. 8.)

Daß unter solchen Umständen dem rückschauenden Architekten diese besuchenswerte Trümmerstätte zu Rückbildungsversuchen reizt, ist wohl verständlich. Wie ich hier den Geschichtsfreund auf das reiche Schrifttum der letzten Jahrzehnte verweisen muß, da zur Darstellung der Klostergeschichte und -Schicksale hier der Platz mangelt, so muß auch für ein vollständigeres Bild, das die malerischen Ruinen zum Ganzen zusammenfaßt, auf eine baugeschichtliche Sonderschrift hingewiesen werden.*)

Der Meißner Maler Oskar Zwintscher malte einst die Trümmerstätte in ihrer ganzen Romantik. Seine dichterischen Gedanken hat er uns in folgenden Versen hinterlassen:

Schlag deine Augen auf im Sonnenschein,
Laß allen Glanz der Welt tief in dich ein,
Bis ganz dein Herz davon durchleuchtet ist
Und selber du ein Stücklein Sonne bist,
Das aus sich selberwärmend widerstrahlt
Und auch noch trübe Tage goldig malt.

Man könnte glauben, daß diese Verse hier beim Malen und Einfühlen entstanden seien. Ein Abglanz der Welt war dieses stadtnahe Kloster einst, ein standesgemäßes Refugium „der Töchter des Adels, der dienstritterlichen Leute und des jungen städtischen Patriziats“, heute ein tote, aber lichtumflutete Stätte, an der die Sprache der Steine die der Pergamente willkommen ergänzt. Lauschen wir ihrem Stammeln, dann wird das Leben, das den Steinen vor 7 Jahrhunderten eingehaucht wurde, in mittelalterlichem Pulsschlag auf erweckt und strahlt in unsere Zeit wärmend wieder. Es ist die Sprache heiterer Weltlichkeit, des Wohlstandes, der „nur äußerlich bewahrten klösterlichen Lebensform“.

Und dieser steinerne Beweis kraftvoller Deutschtumsentfaltung zwei Menschenalter nach der durchgreifenden Besiedlung muß nach jahrhundertelanger Vernachlässigung den kommenden Geschlechtern erhalten werden. Es entsteht so die Frage, ob nicht der Kapitelsaal und der gleichgroße Nordostraum wiedergewölbt und der ganze Ostbau dann mit einem Schuttdach versehen werden möchte. Als ich noch zu Beginn des Weltkrieges hier meine Studien vornahm, die z. T. im Schützengraben vor Reims verarbeitet wurden, schwebte mir der Wiederaufbau dieses besterhaltenen Flügels vor, etwa mit Fachwerkobergeschoß. Nach dem Kriege war aber nicht die Zeit, sich für die Art der *I n s t a n d s e t z u n g* und Wiederverwendung (etwa durch Einrichtung eines Schwerkriegsbeschädigtenheims) einzusetzen. Das Mindeste, was heute gefordert werden muß, ist die Suche und Ausgrabung der Langhausgründungen der Klosterkirche und wirksamer Schutz des Ostflügels mit Wiederherstellung der Treppen.

*) Friß Rauda, die Baukunst der Benediktiner und Zisterzienser im Königreich Sachsen und das Nonnenkloster zum Heiligen Kreuz bei Meissen. Mitteil. des Vereins für Gesch. d. Stadt Meissen Bd. X., auch Sonderdruck.

Die Gimmlitz

Ein Wald- und Wiesenkind unseres Erzgebirges

Von Gerhard Platz, Weißer Hirsch

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

„Frauenstein . . . alles aussteigen.“ — Ha, diese Luft hier oben, der Hauch der Berge und Wälder. Die Lungen dehnen sich, die Rechte umspannt den Wanderstab fester. Ein Hahnenschrei glänzt auf, ein Rindergebrumm weht



Abb. 1. Blick ins Gimmlitztal

von irgendwoher aus den bescheidenen Gäßchen herüber, auf die hoch und stolz das „neue Schloß“, trotz seines Namens auch schon 350 Jahre alt, herabschaut. Es lockt immer wieder sehr, gleich hier Umschau und Rast zu halten.

Wie hieß doch das alte Wort, das im sechzehnten Jahrhundert von Schloß und Städtchen im Schwang ging? „Wenn einer vom Himmel fiele, er könnte besser nicht fallen, denn auf den Frauenstein.“ — Schön und gut. Aber heute steht mir der Sinn nicht nach vergangener Größe. Heut will ich hinaus und untertauchen in den Wäldern um Frauenstein, — Zwiesprache will ich halten mit einem Kind dieser Berge, einem rechten Feld-, Wald- und Wiesenkind, dem Gimmlitzbach im Wiesengrund unten. — Soll ich erst mit trockener Theorie über die Deutung des Namens den Wandergenossen quälen? Die einen sagen, Gimmlitz heiße der Mistelbach, genannt nach der uralten heiligen Pflanze, die



Abb. 2. Waldbach im Gimmligtal



Abb. 3. Morgen im Gimmligtal



Abb. 4. Hochwald im Gimmligtal

anderen denken dabei an Drosseln oder sonstige gefiederte Sänger. Grau, teurer Freund, ist auch hier alle Theorie; aber wie grün, wie saftig die Wirklichkeit!

Auf der Straße nach Dittersbach zu hallt der Wanderschritt. Was geht über eine erzgebirgische Straße? Ich bin der Straßen zu Hunderten gezogen im Heimatland, aber der eigenartige Zauber unserer obergirgischen Wege bleibt doch unverrückt an erster Stelle stehen. Rauschende Eschen oder Vogelbeerbäume, überkrustet mit silberner Flechte; blaue Waldstücken hinter wehenden



Abb. 5. Sägemühle im Gimmligtal

Feldern; rote Kahlschlagstellen drin, von Weidenröschen und purpurnem Waldgras überdeckt; ein Fachwerkgehöft im geschlossenen Viereck; mitten im schachbrettartig gewürfelten Feld ein einsames „Brechtshaus“; ein Kuhgespann, in eherner Ruhe aus dem Seitenweg kommend . . . das ist so vor Frauenstein, vor Jöhstadt, vor Sayda, vor Schwarzenberg und Eibenstock. Und überall fühlt sich der alte Erzgebirgler daheim. O du herzliche Heimat!

Bald schluckt der Wald meine Straße ein. Unter brausenden Wipfeln geht es dahin. Nur jetzt nicht an anderes denken als an das Rauschen in den Kronen, an diesen zeitlos ewigen Gruß. Was vermag nicht der Wald einem zu sagen! Es ist nicht notwendig, in Drachenblut gebadet zu haben, um seine Sprache zu fassen. Nichts als ein wenig Ehrfurcht gehört dazu, und die Seele wird blank.

Ein Mühlenwerk poltert, eine Säge kreischt. Goldklar zieht sich der Graben hin unter Wipfeln und Zweigen. Einmal schlägt eine Edeltanne den glänzend befiederten Bogen über das Wasser. Und da die erste Forelle. Rasch wie ein Gedanke zuckt sie dahin. Eine Libelle hängt regungslos über der Flut. Stolze Alantdisteln starren, Farrenbüschel lassen grüne Strähnen fluten, und zur Rechten im Grund geht die hellgrüne Aue dahin, überragt von schroffen Höhen in allen Farbenshattierungen des sommerlichen Waldes. Soll ich es beklagen, daß jetzt eben die silberne Wolke sich öffnet? Wundersam



Abb. 6. Blick am Morgen zur Weicheltmühle

innig sieht es sich an, wenn die Tropfen aus Himmelshöhen sich mit der Flut im Waldesshatten vermählen. — Des Mühlgrabens Bahn ist am Ende, an ihrem Anfang eigentlich. In breitem Schwall dringt es heraus aus dunklen Fichten, das Fließchen, dem zu Ehren dies Waldtal genannt ist — die Gimmlitz. Von den Hermsdorfer Wiesen, 750 Meter hoch etwa, kommt sie herab, aus dem ragenden Forst des Nassauer Reviers, und rein und ungeschändet darf sie sich unter Lichtenberg mit der Freiburger Mulde vereinen. Ein freundliches Los! Unvergeßlich innige Stunden lang kann ich heute an ihrem Ufer dahinschreiten. Was schieert mich der Regen, der meinen Hut tropfen macht und bald auch durch mein Lodengewand sich den Weg bahnt? Ich bin ihm nicht böse. Beschert er mir doch ein gar dankenswertes Geschenk: allein darf ich sein hier draußen bei Welle und Wind. Wie immer auch bei solch „unsicherem“

Wetter bestätigt sich's heute, daß die Farbtöne der Landschaft soviel reichhaltiger, abwechslungsreicher werden, als bei sogenannten „beständigen“ Tagen. Dunkelblau starren die Wälder, smaragdnen leuchten die geschorenen Wiesen, perlgrau zieht der Nebel heraus aus den Schluchten. Die Gimmlitz murmelt, gluckst und poltert ohne Unterlaß zur Seite des Weges. Es ist kein Wunder, daß der Mensch sich die lebendige Kraft dieses Waldkindes zunutze gemacht hat. Mühle reiht sich an Mühle. Dort, wo in wunderbarer Weltabgeschiedenheit die Ratsmühle von Frauenstein hinge-



Abb. 7. Erzgebirgsheimat: Die Weicheltmühle

lagert ist, haben vergangene Zeiten dem Wasser auch andere Lasten einst aufgebürdet. Eine Erzwäsche errichteten die Gewerken des Friedrich-August-Stollns zu Reichenau wenig oberhalb der Mühle. Denn auch das Frauensteiner Gebiet hat dem Bergbau gehuldigt. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts betete man in der Stadtkirche für diesen Friedrich-August-Stolln und alle, die daran arbeiteten. Eine ergiebige Silberader ward um 1880 angeschlagen als letzter Gruß der Gnomen und Zwerge. Doch schon zehn Jahre später ließ sich die endgültige Stilllegung nicht vermeiden.

Warum ziehen nicht mehr unserer Künstler hinaus ins Gimmliztal? Sind wir in der Heimat noch so reich an ungeschändeten Bächen und Tälern? Eine Fülle von „Motiven“ wartet hier auf Verwertung. Wie herrlich steht dort

die ernste Fichte am Ufer, mit gewaltigem Wurzelkranz sich ins Gehänge klammernd. Freiligraths schöne Verse kommen einem dabei in den Sinn:

„Tief in ihren Wurzelknollen, in den faserigen, braunen,
Winzig klein und reich an tollen Launen, wohnen die Alraunen,
Die des Berges Grund befahren ohne Eimer, ohne Leitern
Und in seinen wunderbaren Schächten die Metalle läutern.“

Und welcher Zauber geht aus von allen den Brücken im Wiesengrund, durch deren Bogengewölbe sich der Bach glucksend zwängt. Eine von ihnen ist



Abb. 8. Morgen an der Weichelmühle

von besonderer Romantik umwittert. Das ist die Wölbung, die der sogenannten Alten Straße von Frauenstein her zur Überführung dient. 1897 steht heute in ihrem Schlußstein. In jenem bekannten Hochwasserjahr hat die Gimmlitz wohl das Gewölbe zertrümmert, aber erbaut ward die Brücke wesentlich früher, in den 1830er Jahren. Und zwar nahm man zu ihrer Errichtung damals das Steinwerk des Frauensteiner Galgens, der jahrhundertlang auf dem „Sand“ im Städtchen gestanden.

Berauschend duftet's nach Thymian, nach Johanniswedelblüte, wie der Regen allmählich der Sonne zu weichen beginnt. Mit reichem Silberfiligran sind die nassen Schmielen durchflochten, in immer neuer Gestaltung reiht das Tal Glied an Glied. Hier steigt ernster Hochwald bis tief ins Wiesental



Abb. 9. Die Weicheltmühle



Abb. 10. Hausinschrift an der Weicheltmühle

nieder, dort wieder weitet sich die Aue, nur mit wenigen Fichten, mit einer Erle einmal besiedelt. Nicht dankbar genug können wir sein, daß hier im oberen Haupttal der Gimmliz nicht jene gutgemeinten Versuche unternommen wurden, die so manchen stimmungsvollen Winkel unwiederbringlich zerstört haben — die Regulierungen heimischer Wasserläufe. Alle einschlägigen Instanzen seien auch an dieser Stelle innigst gebeten: Erhaltet der Heimat dies Schulbeispiel einer unberührten heimischen Bachlandschaft. — Vierundzwanzig Kilometer ist der Gimmlizlauf lang. Da sein Quellgebiet zum guten Teile bewaldet ist, fehlt es ihm am Besten fast niemals, am Wasser. Viele



Abb. 11. Mahlkammer (Stampfwerk) der Weichelmühle

kleine Seitenbäche münden ein. Die Gimmliz wird dadurch zu einem mustergültigen Fischwasser. Ihre zahlreichen Windungen bilden immer wieder tiefe Tümpel. Die Ufer sind hohl und stellen wundervolle Verstecke für die Forelle dar. In das nicht zu kalte Wasser fallen aus der Wiesennachbarschaft Heuschrecken und andere Insekten. An guter Nahrung, guten Laichplätzen mangelt es nicht. Der Hauptfisch ist natürlich die Forelle. In den 1880er Jahren wurden auch einmal Bachsaiblinge eingesetzt. Sonst kommen noch Ellriße, Schmerle und Dickkopf vor. Mit den Krebsen hat leider die Krebspest Mitte der 1880er Jahre stark ausgeräumt, doch wird in Verfolg des Vierjahresplans zweifellos ein Versuch zur Wiedereinbürgerung unternommen werden. Man kann bei diesem Gegenstand nicht am Gedenken eines Mannes vorübergehen, der während mehr als fünfundsiebenzig Jahren



Abb. 12. Auf kleinem kargen Fleckchen ein buntes Bauerngärtchen an der Weichelstmühle

einen größeren Teil des Gimmligwassers, 4½ Kilometer Länge etwa, bewirtschaftet hat, des Forstmeisters Rein in Frauenstein. Zu welcher hohen wirtschaftlichen Faktor die verständnisvolle Nutzung unserer Waldbäche herangebildet werden kann, hat der alte Waidmann einmal in den Blättern des Sächsischen Fischereivereins um die Jahrhundertwende dargetan. In den Jahren von 1890 bis 1900 brachte er seine Fischnutzung auf 813 Stück Forellen im Jahr. Freilich unterließ er auch nicht, für den nötigen Besatz zu sorgen. Auf den Kilometer Bachlauf pflegte er 1000 Stück Jungbrut auszusetzen. Da ernstliche Fischfeinde nicht auftreten — die Wasseramsel, der Eisvogel holen sich wohl ihren bescheidenen Anteil —, da schädliche Abfallstoffe das Wasser nicht trüben, so dürfen auch heute noch die Voraussetzungen nicht ungünstige sein. Forstmeister Rein fing, wenn er einmal an besonders geeigneten Tagen zur Angel griff — die Hauptfangart war natürlich die mit dem Neze —, in der Stunde wohl achtzig gute Fische.

Immer wieder muß der Wanderer verharren, um dieses Tales Schönheit in sich aufzunehmen. Daß aber auch Menschenwerk, sofern es nur unaufdringlich, vom Gebot schlichter, bodenverankerter Zweckmäßigkeit erstellt ward, die landschaftliche Anmut nicht stört, ja, diese sogar zu unterstreichen vermag, beweisen immer wieder die Mühlen im Gimmligtal. Ein Musterbeispiel für alle ist wohl die obere Weichelstmühle. Auf sammetweichem Wiesenpfad, zwischen rotem Fichtengestämm hindurch, erreicht man sie. Einmal spricht ein gut ausgeführter Porphyrdenkstein von liebender Erinnerung an einen im Weltkrieg gefallenen Sohn dieses Grundes, dann öffnet sich das Tal, steile Feldhöhen von der Hermsdorfer Grenze schauen herein, und die Mühle liegt vor uns, die im Jahre 1807 der Bauer Weichelt aus Reichenau hier „auf der Folge“ erbaute. Noch heute ist das Werk im Besitz der Weicheltfamilie. Der gute Spruch, den im Jahre 1832 Friedrich Gotthelf Weichelt an die Lucke im Obergeschoß malen ließ, hat freundliche Erhörung gefunden. Er sei hier wiedergegeben:

„Gott Behüt und segne dieses Haus in Nahrung und Gewerbe.
Gott geb uns alzugleich Gesundheit Kraft und Stärke,
Das wir in Fried und Ruh vollbringen unsre Werke.“

Die Müllersleute nehmen den nassen Wandersmann freundlich auf. Bald trocknen im warmen Stübchen die Sachen, und auch der Magen kommt auf seine Rechnung. Es sitzt sich traulich vor dem tiefen Fensterbogen im Kreis dieser ehrbaren, schlichten Familie. Mit manch hübschem, bodenständigem Schmuckstück ist die Stube geziert. Auf dem Schrank hat die Großmutter den Enkeln eine ganz und gar echte erzgebirgische Jagd aufgebaut mit Hirsch und Fuchs, mit Förster und Fichtenwald. Der Stolz des Vaters aber ist sein Werkhaus, die gewaltige Welle im Getriebe, das haushohe Rad, der Stampftrog für die Stempel der Ölprelle, der aus einem einzigen riesigen Eichenstamm gebohrt ist. „Hüt dich vorm wirren Weltgewühle — ohne Staub kommt keiner aus der Mühle“ hat der nachdenkliche Meister an die Wand geschrieben. Ohne

Aufhören rasselt und dröhnt es hier in schütterndem Takt; aber fällt einem das gar zu sehr auf die Nerven, so braucht man nur ans Fenster zu treten. Von da draußen schaut der stille, ernste Fichtenwald tröstlich herein.

Ganz dünn und schmal sind nun an der Hermsdorfer Grenze die Wasserfäden geworden, aus denen das muntere Fließchen sich bildet. Hinaus in die Welt führt wieder des Wanderers Gang. Aber noch lange denkt er zurück an die Stunden reinen ungetrübten Heimatglücks, dort an den Ufern der Gimmliß, und wünscht, daß diese Landschaft der Heimat immer erhalten bleibe, so wie sie ist.

Der alte Straßennotenpunkt Zuckmantel, sowie die zugehörigen Namen Zehista, Oederan, Ossig, Uhyß und Zschackental

Ein Beitrag zur Straßengeographie Sachsens und seiner Nachbarlandschaften

Von Prof. Dr. Alfred Meiche, Sebnitz (Sa.)

Der Name Zuckmantel hat den Etymologen lange Zeit viel Kopfzerbrechen gemacht. Oft ist seine Herleitung aus dem Slawischen versucht worden; ebensooft hat man ihn volksetymologisch als einen Ort gedeutet, wo Reisende von Räubern überfallen worden seien, die ihnen den Mantel abgezogen hätten. Beides war falsch.

Dor nunmehr schon 25 Jahren habe ich in längerer Beweisführung gezeigt, daß Zuckmantel ein deutscher Name ist, der so viel bedeutet wie eine „Gabelkiefer“ oder „Gabelföhre“ (s. Deutsche Geschichtsblätter Bd. XI, Heft 8 und Bd. XIII, Heft 5 und 6/7). In dem Grundwort Mantel (Mandel) steckt das ahd. mantala, mhd. mantel „Föhre“, teils männlichen, teils weiblichen Geschlechts, das zwar unsere Schriftsprache nicht mehr kennt und das auch in den meisten Dialekten ausgestorben, in der Mundart zwischen Donau, Inn und Abens aber noch immer lebendig ist. In Nordwestdeutschland, vor allem im Rheinland, und in einigen Kolonialgebieten, wo Leute von dort eingewandert sind, treffen wir in zusammengesetzten Namen auch die Nebenform Manter (Mander), z. B. Manderscheid. Der (die) Mantel (Mandel), Manter, Mander) oder Föhre, Kiefer erklärt sich als die männliche Art der Tannenfamilie (abies mas) im Gegensatz zur weiblichen Fichte und Edeltanne (abies femina). Im Bestimmungswort Zuck (mit den Nebenformen Zucke, Zucken; Zocke; Zick; Zück, Zücke; Zug; Zeug; Zwick; volksetymologisch zu Zucker umgebildet; niederdeutsch Tuck, Tucke, Tücke usw.) erkennen wir das sanskr. dviká „aus zwei bestehend“, gemeingermanisch tviga „Zweig“, ahd. mhd. zuoc, zuogo „Zweig“, altf. tōgo, tog „beide“, mhd. zwic „Keil“. Der Grundbegriff sämtlicher Worte ist also die Zweiteilung, die Gabelung.

Darum eben bedeuten „Zuckmantel“ und seine Nebenformen soviel wie „Gabelkiefer (Gabelföhre)“. Dieser Name entspricht auch vollkommen den Lebensbedingungen des Baumes. Unter allen Nadelbäumen gabelt vor allem die Kiefer ihre Äste nach den verschiedensten Richtungen; ferner kann man ihr ohne ihren Bestand zu gefährden, den sogenannten Gipfeltrieb wegnehmen, an

dessen Stelle dann mehrere Seitenäste treten, die sich aufwärts krümmen. So steht sie, wenn der Rüsselkäfer das Mark des Gipfeltriebes zerstört oder der Windbruch ihn auf freiem Standpunkte geknickt hat, noch immer fest und frisch an ihrem Orte und gleicht dann einer riesigen Gabel.

Eine ganze Anzahl solcher Baumkuriositäten findet sich z. B. im nordöstlichen Böhmen. Es sind die Gabelkiefern im Brenner Gehege, ferner zwischen Dobern und Leskental, bei Schießnig, bei Hermsdorf und bei Schwora (nähere Angaben a. a. O. Bd. XI, S. 226).

Meine Deutung: Zuckmantel = Gabelkiefer hat mittlerweile fast allseitig Zustimmung gefunden (vgl. Beschorner, Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur, Frankfurt a. M. 1928. Namenverzeichnis S. 232). Auch das Deutsche Wörterbuch (Gebr. Grimm) Bd. XVI, Lieferung 2, Spalte 315, hat sich ihr angeschlossen. Auf eine abweichende Ansicht Karl Christs in den Mannheimer Geschichtsblättern XX (1919), 94, nach der die Zuckmantel als „Zugbrücken von Mänteln, d. h. Ringmauern oder Burgen“, zu erklären seien, brauche ich nach meiner erschöpfenden Beweisführung (a. a. O.) nicht mehr tiefer einzugehen. Gerade bei uns in Sachsen begegnet uns der Name niemals an oder in der Nähe einer Burg; und wenn man heute am Mittelrhein das Wort Mantel = Kiefer nicht mehr kennt (wie ja auch in den meisten anderen deutschen Mundarten nicht mehr), so kann deshalb sein früheres Dasein nicht einfach bestritten werden. Wohl aber lohnt es sich, hier nochmals die Liste der mir bisher bekannt gewordenen Orts- und Flurnamen Zuckmantel samt den entsprechenden Nebenformen zusammenzustellen, weil sich diese um viele Nummern vermehrt hat und teilweise ältere Belegstellen dafür beigebracht werden konnten. Außerdem haben die deutschen Geschichtsblätter schon längst ihr Erscheinen eingestellt und sind nur noch in den größeren Bibliotheken geschlossen zu haben.

Wir zählen hier zunächst die außerhalb Sachsens liegenden einschlägigen Vorkommnisse auf:

A. Wohnplätze:

1. Z u c k m a n t e l, ehemalige Burg, Gemeinde St. Kreuz, Kr. Markkirch, Kr. Rappoltsweiler, Ober-Elsaß (1469 „Hans Martin, Vogt zu Zugkhmantel“. Näheres in: Das Reichsland Elsaß-Lothringen 1902, III. Teil, 2. Hälfte, S. 1247).
2. T ü c k m a n t e l, Hof mit 4 Häusern im Kreis Elberfeld, Regierungsbezirk Düsseldorf.
3. Z u c k m a n t e l, 3 einzelne Häuser zu Baumerlenbach im Oberamt Öhringen, Jagstkreis, Württemberg. „Dorrömische Erdwege, zum Teil jedenfalls auch von den Römern benutzt, führen von Öhringen nach Neuenstadt zwischen Unterohrn und Schwöllbronn über Zuckmantel“.
4. curia Z u c k m a n t e l b. St. Gangolf in Bamberg (D. Gesch.-Bl. Bd. III, S. 66).

5. Zuckmantel, Einöde zur Landgemeinde Naila in Oberfranken, Bayern.
6. Zuckmantel hieß früher auch die Burg ob Miltenberg a. M., Unterfranken (Mitteilung von Prof. E. Nägele, Tübingen).
7. Zuckmantel, Dorf in der Herrschaft Liebshausen, bei Tepitz, Kreis Leitmeritz, Böhmen.
8. Zuckmantel, Dorf in der Herrschaft Schöbriß bei Kninitz, Aussig, Kreis Leitmeritz, Böhmen.
9. Zuckmantel, Dorf in der Herrschaft Neuschloß, Kreis Leitmeritz, Böhmen; volkstümlich Zückemantel oder Zickemantel gesprochen (vgl. Mittlg. des Nordböhmisches Exkursions-Clubs XXIII, S. 344 f.). Dort viele tiefe Hohlwege im Zuge der alten Leipziger Straße (vgl. Paudler, Der neue Kammweg, Leipzig 1904, S. 137 f.).
10. Zuckmantel, Stadt, Kreis Troppau, Öster. Schlesien.
11. Zuckermantel, Wirtshaus bei Poritz, Kreis Budweis, Böhmen (nach Zedler, Universal-Lexikon 1750 und Huhn, Topogr. Lexikon 1848).
12. Zuckermantel, Flecken bei Preßburg, Ungarn (Zedler, a. a. O.).
13. Zuckmantel, Dorf in Schäßburg, Siebenbürgen (magyarisch: Czikamantor), 1325 Chekmantel, 1366 Chykmanthel (nach Zimmermann — Werner — Müller, Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Bd. I, S. 394, Bd. II, S. 241), wobei Ch den Lautwert von Z hat; 1380 Czpkmantel, 1413 Chik-, Chekmantel (nach Peters in den Mittlg. f. Gesch. der Deutschen in Böhmen. Bd. X, S. 237).

B. Flurnamen bez. Wüstungen:

14. Zuckmantel, angeblich Reste einer Befestigung im Haardtwald zwischen St. Ilgen und Walldorf S. Heidelberg (Mannheimer Gesch.-Blätter XX, 1919, S. 94).
15. Zuckmantel, anscheinend römische Fundamente in Dossenheim bei Heidelberg am Feld zwischen Landstraße und Schauenburg; das dortige Gewässer heißt Mantelbach (Ebenda).
16. Zuckmantel, auf dem —, eine Stelle in der Vorstadt Seelhofen bei Mainz (nach A. von Cohausen, der römische Grenzwall in Deutschland. 1884, S. 158).
17. Zuckmantel, der, eine Bastion zu Kassel am oberen Fuldaanschluß (nach Merian bei A. v. Cohausen a. a. O.).
18. Zuckmantel, 1459, genaue Lage unbekannt, im Buchrain (nach Oesterley, histor.-geograph. Wörterbuch des deutschen Mittelalters, S. 801. Nach Hirsch in der Zeitschr. der Ver. für Geschichte und Altertumskunde soll es eine Flur bei Philippsburg in Baden sein).

19. Zugmantel oder Zuckermantel, 1416 Flurname bei Schwabegg, Augsburg (nach Birlinger, Augsburger Wörterbuch, S. 440).
20. Zuckmantel, Wald bei Bittenfeld, Oberamt Waiblingen, Württemberg (Mitgeteilt von Prof. E. Nägele, Tübingen).
21. Zuckmantel, Platz bei Harthausen, Oberamt Nürtingen, Württemberg (von demselben).
22. Zuckmantel, Waldname im Amte Gerabronn Zeitschrift des Württemberg. Franken, VIII (1868), Heft 1, S. 192).
23. Zugmantel, Flurname in den Gemarkungen Ehrenbach, Oberlibbach und Orlen im Amte Wehen am Taunus, Hessen-Nassau (nach Kehrein, Nassauisches Namenbuch 1864, S. 157 und 501). Der Name ist jetzt auf das dort liegende Römerkastell übertragen. (Näheres s. deutsche Geschichtsblätter XI, 232 f.)
24. Zug- oder Zuckmantel, Waldabteilung im Hauptmoorwald bei Bamberg (siehe deutsche Geschichtsblätter Bd. XIII, S. 66).
25. Zuckmantel bei Obfang N. W. Bayreuth. 1424 „Poppe von Moßanger recepit ein wiken oberseit dem Zuckmantel“ und 1435 „oben am Zuckmantel in der Awe zu Masank (Ebenda).
26. Zuckermantel, Waldabteilung im Timmersdorfer Forst (Oberfranken) an der Gabelung der Straßen Thurnau—Bayreuth und Drossenfeld—Puzenstein; 1793 belegt (Ebenda).
27. Zuckmantel, im Frankenwalde östlich der Rodach, nordöstlich Oberlöhmar, wo sich die Wege Unterlöhmar—Schönbrunn und Oberlöhmar zur Spitze der Flur Geren schneiden (Ebenda).
28. Zuckmantel, im fränkischen Thüringen zwischen Hildburghausen und Schleusingen. 1425 „uber den Zuckmantel vßhin biß an den Thanbach“ (Aus dem Hennebergischen Urkundenbuch VI, 173 mitgeteilt von O. Philipp in den deutschen Geschichtsblättern Bd. XIII, S. 58. (Vgl. auch: O, du Heimatflur! Blätter für Heimat- und Volkskunde 1. Jahrg., Hildburghausen 1921/22, S. 60 ff.).
29. Zuckmantel I, hinter dem —, 1595, oberhalb Meschenbach, Amt Sonneberg, Sachsen-Meiningen (Mitgeteilt von Dr. von Boetticher, Dresden).
30. Zickmantel, der, Flurstück S. W. Klengel in Flur Serba im Amtsbezirk Eisenberg im Altenburger Westkreise, unfern der Kreuzung der Regensburger und der „alten Heerstraße“, auch „Bierstraße“ genannt. (Vgl. D. Gesch.-Bl. Bd. XIII, S. 64 f und Mittlg. d. Gesch.- und Altertumsforsch. Ver. zu Eisenberg 1906, S. 244).
31. Zuckmantel, lat. Zuckmantelius, ein Holz im (ehemaligen) Fürstentum Weisensfels, zwischen Gladiß und Hollsteiß (nach Zedler, Universal-Lexikon Bd. 73, Sp. 1083). Auf Herbers ausgefüllten Meßtischblättern Nr. 2874 Zeiß stehen 1mal Zugmantel, 2mal Zickmantel unmittelbar nebeneinander. Dicht neben Zugmantel „an

der alten Straße“. Nach Oeder-Zimmermanns Kartenwerk Bl. XXIII liegt „daz holcz am Zückmantel zwischen Hollsteuß und Kirchsteuß an der großen Straße Zeiß—Stößen—Naumburg.

32. Zwickmantel, ein Gehölz bei Löbnitz im Amte Delitzsch, am Südufer der Mulde, zum Rittergute Roitzsch-Jora gehörig (nach Schumann-Schiffner Bd. XVIII, S. 1073 und Schenk, Atlas Saxonicus Novus 1775, Bl. 6).
33. Zuckmantel, eine Wiese in der Gegend von Fürstenberg, Kreis Guben (urkundl. 1300 bei Worbs, Invent. dipl. Lus. infer., Bd. I, S. 113, Nr. 311).
34. Zuckmantel in Ullersdorf a. O. (E. Maeschke, Schlesischer Flurnamensammler 1927, Nr. 4).
35. Zuckmantelbusch in Franckenthal, Kr. Neumarkt (Ebenda).
36. Zuckmantelwiese in Nieder-Buchwald Kr. Sagan (Ebenda).
37. Zucke-Mantel, Flurname N. Zöblich, S. Säniß im Kreise Rothenburg (Oberlausitz), unfern dem Ostufer der Neiße (nach Schenks Karte von 1759; auf der Homannschen Karte des Görlitzer Kreises von 1753 soll er „Zückemantel“ heißen. Vgl. Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altertum Schlesiens XXX, S. 319).

Die nächstfolgenden zwei Belege verdanke ich Amtsgerichtsrat Dr. du Dinage in Stargard in Pommern.

38. Tückmantel, Tuckmantel, Feld und Wiese in Flur Pasewalk in Pommern.
39. Tuckmantel, Forstname im Jagen 3. des Staatsforstes Altdamm zwischen Stettin und Stargard.
40. Tuckemantel, unbekannte Örtlichkeit, 1380 bei Helmstedt, Braunschweig.
41. Tuckmantelstücke, die, in Flur Silberberg, Kreis Arnswalde, Neumark.
42. Tückmantel, der, ein schmaler Gang an der Marienkirche in Prenzlau, Regierungsbezirk Potsdam; seit dem 18. Jahrhundert belegt. Heute in die „Wittstraße“ einbezogen (Dobbert in Mitteilungen des Uckermärkischen Museums, Bd. III, 1107, S. 168).
43. Zuckmantel, eine Wüstung bei Altaschin im Kaurzimer Kreise, Böhmen. (Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen, 10. Teil, S. 361).
44. Zuckermantel, Flurbezeichnung (und Maierhof) zu Schönkirchen-Regersdorf im Marchfelde, Unter-Österreich (H. L. Schleicher in Neue Beiträge zur Methodik des erdkundl. Unterrichts. Leipzig und Wien 1929, S. 173 ff.).
45. Zuckemantel, bei Langmoos auf der Höhe des Rittenberges zwischen Bozen und Klausen in Südtirol, 1215 April 14. „Im Orte,

welchen die vulgi Zuckemantol nennen“, steht ein Haus des Hospitals des deutschen Ordens (Bonelli, Notizie istorico-critiche, 1761, Nr. 73. Bd. II, S. 544 f.). Heute nicht mehr bekannt.

In Sachsen konnten bisher folgende Zuckmantel festgestellt werden:

46. Zuckmantel, Dorwerk bei Oberstrahwalde (1368 „an des kaisers straze vf dem Czockemantel“; 1573 „das wältlin aufn Zugmantel“ (Verz. Oberlaus. Urk. II, S. 215); hier zweigt schon 1223 die „semita Betozkaziza“ d. h. der gefährliche Steig ab).
47. Sickenmantel, der, ein Wiesenstück zu Naunhof O. Leipzig, am rechten Partheufer. (1577 urkundlich erwähnt bei Lorenz, Grimma, S. 1074). Auf einem Zimmermannschen Plane von etwa 1620 (h. St. A. Dresden, Rißschrank I, 25, 10) steht beim „Forsthof“ SW. Naunhof ein Garten oder Park verzeichnet mit der Beischrift „Am Zückmantel“; Oberreits Karte, Sektion Leipzig, schreibt zwischen Naunhof und der sogenannten Bei-Bach „der Sick-Mantel“.
48. Zugmantel, der, ein Flurstück in Wahren bei Leipzig (h. St. A. Dresden. Flurverzeichnisse). Durch Wahren führt die Chaussee Halle—Leipzig.
49. Sickenmandel, die, eine kleine Holzung N. Streuben, SO. Kühren, Amt Wurzen. „Die Sickenmandeln“ oder „der Sickenmantel“ am Nordausgange des Dorfes Streuben, an auffälliger Straßengabelung. Um 1600 „Siggemantel“. Nach dem Atlas Augusteus lief eine Straße von Machern (Wurzen) über Kühren, Streuben nach Hubertusburg (Wolfg. Ebert, Das Wurzenzer Land. 1930, S. 60).
50. Zuckmantel, in Flur Hartmannsdorf bei Limbach—Burgstädt, wo Hartmannsdorf mit Wittgensdorf und Löbenhain raint (1757 Zuckmandel und Sickenmandel nach den deutschen Geschichtsblättern XIII, 59; auf Oberreits Karte „der Zugmantel“; „Sickmantel“ nach den Fragebogen zur Ermittlung der älteren Flurverhältnisse des Königreichs Sachsen, Ort Wittgensdorf).
51. Zuckemantel, der, (bei Oberreit „der Sickenmandel“), eine kleine Holzung NO. Leisnau bei Colditz, über dem linken Muldenufer; 1611 „das stück holz . . . so man den Zugk-Mandel nennet (J. G. Klingner, Sammlungen zum Dorf- und Bauernrecht. I, 219).
52. Zuckmantel, eine Flurpartie in Gersdorf bei Roßwein (bei Oberreit: Zugmantel), anscheinend an der Gabelung zweier jetzt verlassener Landstraßen. „Durch das Mühlthor und Muldenwasser [geht von Roßwein aus] über Gersdorf und Commershayn, auch Rosenthal oder Nieder-Marbach die Landstraße nach Siebenlehn und Nossen, von Nossen aber ferner über Wilstropp gegen Dreßden: item vom Hartenberge an rechter Hand noch eine andere Hauptstraße über

- Schmalbach durch den Zellwald, Reichenbach und Groß-Schirma nach Freyberg“ (Knauth, Alten-Zella III, 1721, S. 328).
53. Zuckmantel, ein Holzstück O. Pöhl bei Plauen im Vogtlande (nach Schiffner).
 54. Zeugmantel, Flurname NW. Oberwiesental, nahe der böhmischen Grenze, S. Hammerleite, SW. Ochsenstall, W. Teufelshau (auf Schenks Atlas Bl. 19 a); 1630 „auf den Zuckmandel“, 1690 Zuckmantel (Dtsch. Gesch.-Bl. XIII, 58); vgl. Lehmann, histor. Schauplatz 1699, S. 122).
 55. Zugk Mantel, der, ein Waldstück an der Kreuzung der Salz- und der Freiburger Straße bez. des Fürstenweges bei Nieder-Colmniß O. Freiberg. 1655 schon wird im Tharandischen Walde „auf Haynischem Refier“ ein Weg verzeichnet, der „gegen der Klingenberger und Colmnißer feldern bey dem Zugk Mantel“ läuft (H. St. A. Dresden. Kaufbuch des Amtes Tharand, Bl. 302 b).
 56. Zickmantel, um 1560 „uffn Zickmandel“ zwischen Heggdorf und Grund—Mohorn. Gerade dort gabeln sich 2 alte Straßen (Humeliusriß vom Grillenburger Walde. H. St. A. Dresden VI, 78, 5). Der Flurteil heißt jetzt „Wüstarabien“.
 57. Tzuckmantel, der, ein Acker in Flur Zehista bei Pirna (1448 „fur alders der Tzuckmantel“ in H. St. A. Dresden, Locat 9901 Pirnisches Gerichtsprotokoll Nr. 1, Bl. 88).
 58. Zickemandel, die, auch „der Zickmantel“, Feld- und Waldstück zwischen Schwoosdorf und Neukirch bei Kamenz (vgl. N. Sausitz. Magazin Bd. 69, S. 275, Bd. 70, S. 57). — Nachtrag:
 59. „Das Mohr, der Tückmantel genannt“, b. Buchholz, Kr. Greifenhagen, in einem schwedisch-brandenburgischen Grenzrezeß vom 4. Mai 1653 (J. C. Dähnert, Sammlung pomm. Landesurkunden I, S. 124).
 60. „Zum Zuckmantel, heute Tückmantelgasse genannt“, die 1731 in Demmin (Pommern) zum Markte führte (K. Goeke, Geschichte der Stadt Demmin 1903 S. 53).
 61. Tückmantel, eine nasse Wiese am Bleicherwall in Barth (Pommern).

Dgl. hierzu: E. Gülzow, Tückmantel-Zuckmantel in der Monatschrift „Unser Pommerland“ 1935 Heft 5, wo der Name — aber unzutreffend — als eine Örtlichkeit gedeutet wird, wo einem der Sturmwind „den Mantel abzuckt“.

Mit den hier angeführten 61 Zuckmanteln, davon 13 aus Sachsen, ist ihr Vorkommen gewiß nicht erschöpft. Wenn durch die vorliegende Arbeit das Augenmerk der Topographen wieder einmal auf den bedeutsamen Namen gelenkt wird, dürften ihrer noch viele entdeckt werden. Von den vorstehenden Örtlichkeiten sind viele Familiennamen abgeleitet, die aber aus Platzmangel nicht besonders behandelt werden können.

Die schon besprochene Fähigkeit der Kiefer, auch dann noch weiter zu grünen, wenn ihr durch Naturgewalt oder Insektenfraß der Gipfeltrieb abhanden gekommen ist, hat schließlich dazu geführt, daß ihr von Menschen-

Zuckmantel

Zu den von Meiche nachgewiesenen Namen nennt das Große Universal-Lexikon Bde. 1-64 (Halle und Leipzig 1732-1750) noch:

62. Zuckmantel, altes adeliches Geschlecht im Unter-Elsaß mit Besitz in Winzenheim, aus Brumat stammend, seit 1361 in Straßburg nachgewiesen. Offenbar besteht ein Zusammenhang mit Nr. 1.
63. Zugmantel, ein Hohenlohe-Neusteinsches Dorf und Jagdhaus in Franken 3 Stunden von Neuenstein gegen Neustadt am Kocher.
64. Zuckermantel, ein Wirtshaus in Böhmen an der Moldau, identlich mit dem von Meiche unter 11 genannten Wirtshaus bei Poritz Kreis Budweis, jetzt České Budějovice an der Vltava.
65. Zuckermantel, Flecken in der Gespanschaft Preßburg in Ungarn, jetzt Bratislava und zur CSR gehörig, identisch mit 12. UL bemerkt hierzu: Es wohnen daselbst mehr Juden als Christen.
66. Zockenmantel, ergänzend nach Knauth zu Nr. 52 "Nach Gottis gebort im 1473. jar, die Zeyt Hanß Hammermoller Borgemeyster, ist angehobin worden das Wasser in Rören vom Zockenmantel hinein (nach Roßwein) zu füren". Knauth III, 330.

H. C. $\frac{28.}{17. 76.}$

Kiefer

Namen lt. Brockhaus und Gr.Wb.

allg. Kiefer
Forle
Forsche
Kienbaum
Tangelbaum

lokal

Ostpr. Fichte
Schweiz Dale
Schweiz Thäle
Nördd. Tanne
Südd. Fohre
Südd. Föhre
Bayern Mantel
Bayern Mändelbaum
Wü. Mädelbaum
Südd. Kienföhre
ostfrk. Kinfir
nordbö. Kimfir
Bayern Lichtmantel (für Kiefern
die zu Lichtspänen ver-
arbeitet wurden.

DAS GEMEINSAME INTERESSE AN BAUTEILEN

"Un+ca" - "VVB Bauelemente und Vakuumtechnik"

hand der Haupttrieb genommen und nur gewisse Seitentriebe belassen wurden, die gerade nach den Richtungen hin zeigten, wo Straßen verliefen.

Damit ist die Gabelöhre zum ältesten Wegweiser in deutschen Landen geworden.

Daß Bäume ein auffälliges Orientierungsmittel in der Landschaft sind, ist allgemein bekannt; als einziges Beispiel sei hier die Babisnauer Schwarzpappel bei Dresden erwähnt. Die immergrüne Kiefer aber eignete sich dazu ganz besonders, weil sie im Mittelalter, wo Deutschland viel mehr als heute mit Laubwald besetzt war (vgl. Deutsche Geschichtsblätter XI, 228), sich wirksam von dem laubigen oder kahlen Hintergrunde abhob. So pflanzte man sie mit Vorliebe an Wegscheiden.

Gewiß stehen im ganzen Reiche noch heute da und dort solche Zeugen altertümlicher Verkehrsregelung, wenn auch der Name „Zuckmantel“ an ihnen nicht oder nicht mehr haftet. Es wäre eine verdienstvolle Aufgabe des Heimatschutzes in allen deutschen Gauen, sich sowohl dieser Bäume als auch des noch erhaltenen Namens Zuckmantel anzunehmen. Von einem solchen, der freilich schon am 16. September 1751 einem von ein paar Kuhjungen verwahrlosten Schadenfeuer zum Opfer fiel, der sogenannten Schinderkiefer zwischen Herwigsdorf und Zittau, berichtet Eckarths „Europäisches historisches Tagebuch auf das Jahr 1753“ S. 31 f. „Es mag diese Kiefer wohl etliche hundert Jahr gestanden haben, und ist dieselbe als ein Wegweiser vor die Reisenden gewesen, weil daselbst eine zweifache Strasse als erstlich nach Oderwitz, Eybau, Ebersbach, Neusalza sc., zum andern Spitz-Tunnersdorf, Seiff-Hennersdorff, Rumburg, Schandau, Königstein, Pirna und Dresden ist. Man setzte dannhero etliche andere Kiefern an diese Strasse, sie aber alle verdorrten; also hat man heuer einen Linden-Baum an die Stelle der alten Kiefer gesetzt“. — In den „Mittheilungen des Nordböhmischen Exkursions-Clubs“ Bd. XVIII, S. 388 wird von einer vierhundert Jahre alten Kiefer in Böhmen erzählt, die damals (1895) noch „auf dem Polzenberge zwischen Brenn und Wesseln“ (also unfern Zuckmantel Nr. 9 unseres Verzeichnisses) stand. „Daran ist ein langer, durrer Ast: eine Hand mit 5 Fingern“. — Ein solcher Orientierungsbaum ist auch die „Tobiaskiefer“ SW. Lückendorf bei Zittau. Bei ihr „überschneiden sich mehrere Wege“ (Paudler, der neue Kammweg. Leipz. 1904, S. 95). Besonders bemerkenswert aber ist die sogenannte „Krumme Föhre“ an der alten Straße Hof—Kulmbach—Bamberg, dort, wo einerseits die gleichfalls alte Straße über Thurnau—Hollfeld ins Tal der Wisent und nach Forchheim abzweigt, andererseits der Weg von Persten her einmündet. Vor etwa einem Menschenalter ist sie eingegangen, aber noch erinnert an ihrem Standorte das Wirtshaus „Krummföhre“, das zur Zeit der Postkutsche einen lebhaften Verkehr, meist auch Pferdewechsel sah, an den verschwundenen Baum. Glücklicherweise verdanke ich der Liebenswürdigkeit des inzwischen auch heimgegangenen Freiherrn von Guttenberg auf Schloß Steinenhausen bei Kulmbach ein Bild dieser Gabelöhre, das 1877 von W. Mader nach der Natur gezeichnet worden ist.

Mit dem verlorenen Gipfeltrieb und den zwei nach verschiedenen Richtungen gespreizten Ästen sehen wir hier eine echte Zuckmantel vor uns (Abb. 1).

Und nun halte man daneben das Bild der ältesten uns bekannten ins 17. Jahrhundert zurückreichenden „Thürsächsischen Hölzernen Armen Säulen, wie solche auff denen Treiß- und Scheidewegen zu sehen“ (Abb. 2 nach Schramm, *Saxonia monumentis viarum illustrata*, Wittenberg 1726 zu S. 201 und Krüniß, *Die Land-Strassen und Chaussees*, Berlin 1794, Tafel 18), wo an der schlichten Holzsäule ohne jede Inschrift unterhalb des Kopfes einzelne plump herausgearbeitete Menschenarme mit ausgestrecktem Zeigefinger angebracht sind. Da haben wir den abgestorbenen Kiefernstamm, der seinen Gipfeltrieb verloren hat und nur noch einige horizontale Aststümpfe von sich streckt. Eine erstarrte Zuckmantel!

Der urkundliche Nachweis, daß sich der Name Zuckmantel tatsächlich immer dort findet, wo sich alte Straßen, sogar solche aus der Römerzeit (z. B. Nr. 3, 23 und 44 unseres Verzeichnisses) kreuzen oder gabeln, ist von mir schon in den deutschen Geschichtsblättern erbracht worden. Um mich nicht zu wiederholen, sei darauf verwiesen. Auch in der hier aufgestellten Liste der uns zurzeit bekannten Zuckmanteln ist ihre Lage an den alten Wegen schon mehrfach belegt.

Der Name Zuckmantel selbst ist uns erst seit dem 13. Jahrhundert überliefert (siehe Nr. 45 unseres Verzeichnisses), aber die Gabelkiefer stand wohl schon lange vorher an der Straßenkreuzung. Man darf dies daraus schließen, daß sich auf ehemaligem Slawenboden in unmittelbarer Nähe der Zuckmantel wiederholt der Ortsname Kahn oder Koiksch vorfindet, dem das slawische Wort für Kiefer, tschech. *chvojna*, oberwend. *khójna* zugrunde liegt (Beispiele siehe *Deutsche Geschichtsblätter* XI, 229). Andererseits scheinen unsere Kolonialmundarten das altdeutsche Wort „Mantel“ schon früh verloren zu haben. Es begegnet uns in sächsischen Flurnamen außer bei Zuckmantel nur noch in dem Ginzmantel flos (1462. H. St. A. Dresden. Locat 8067 Rath zu Freyberg usw. Bl. 2), einem Nebenbach der Freiburger Mulde in ihrem Oberlauf, und in dem „Windmantelflügel“ im Karlsfelder Reviere im oberen westlichen Erzgebirge (*D. Geschichtsblätter* XIII, 57). Aber weder in den heutigen Dialekten noch in Urkunden oder Akten Ostmitteldeutschlands haben wir das einfache „Mantel“ jemals vorgefunden. Darum liegt der Schluß nahe, daß alle Zuckmantel in Sachsen und seinen Nachbargauen schon in der Kolonialzeit (12. bis 14. Jahrhundert), so benannt worden sind. Wegen ihres hohen Alters aber können sie zur Aufhellung mancher historischer Vorgänge dienen.

So ist es mir möglich gewesen (s. *Neues Archiv f. Sächs. Gesch.* Bd. XXXI, S. 307 ff) aus jenem Namen die lange umstrittene Rätselfrage nach der Todesstätte des Bischofs Arn von Würzburg, der im Jahre 892 bei der Heimkehr von einem Zuge gegen die Böhmen durch eine feindliche Schar plötzlich ringsum eingeschlossen und mit allen seinen Gefährten niedergemetzelt wurde, zu lösen.

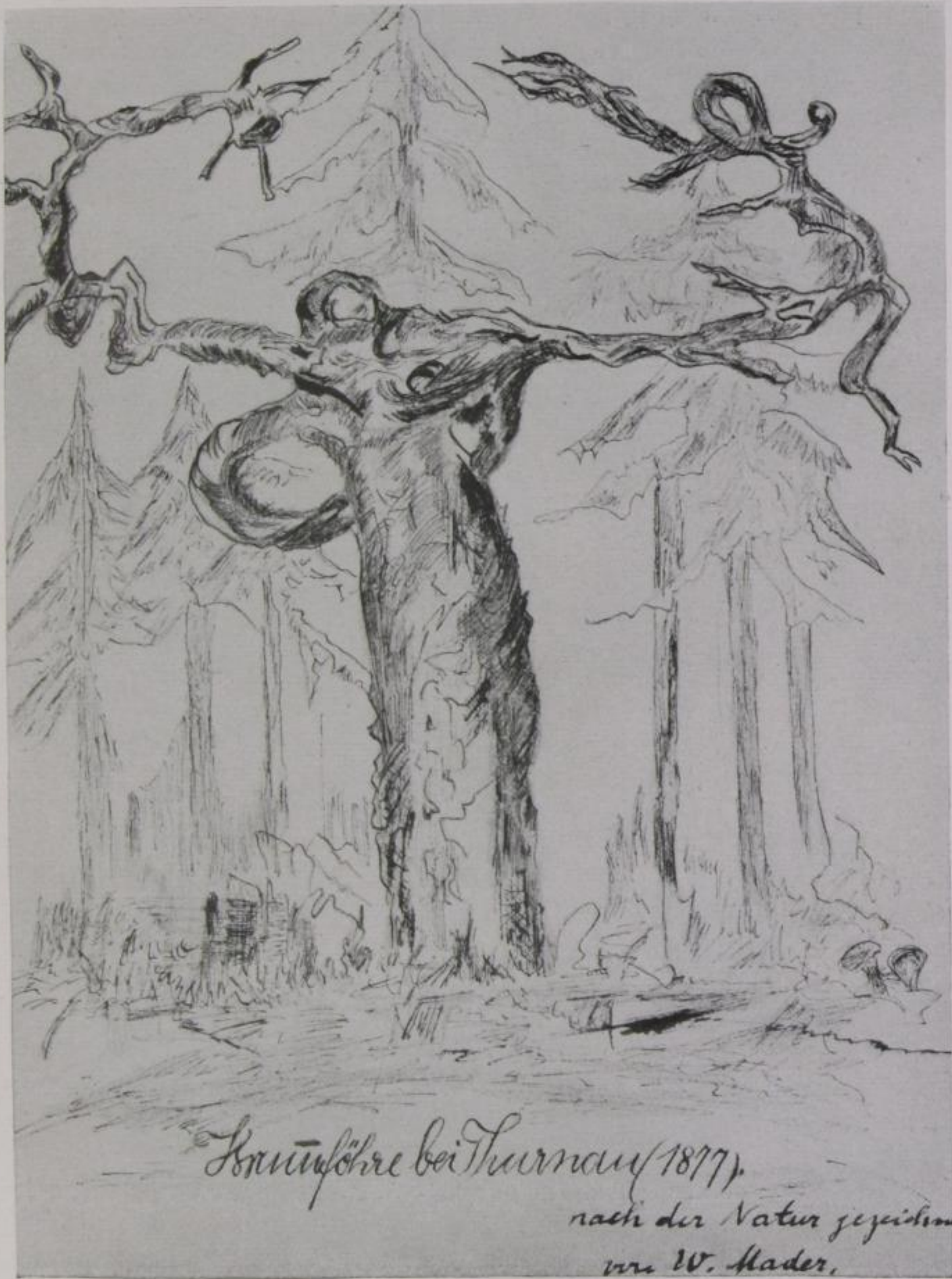


Abb. 1. Eine Buchmantel

Es ist jener Zuckmantel bei Wittgensdorf—Chemnitz (Nr. 50 unseres Verzeichnisses) an dem Schnittpunkt der schon frühmittelalterlichen Straße von Leipzig über Penig nach Chemnitz und der sogenannten „kleinen Straße“, auch „Kapellenweg“ genannt, die durch die sogenannte Kienheide läuft. Dort finden sich alle jene Merkmale, mit denen Thietmar von Merseburg, der eine Lokalbeschreibung des Überfalles liefert, die Stelle umhegt („non longe a praedicto amne [Caminizi] in pago Chutizi dicto . . . iuxta plateam in parte septentrionali . . . fixo super unum collem tentorio“). Sogar die „brennenden Lichter, die als heilige Blutzeugen des Herrn“ zu Thietmars Zeit (ums Jahr 1000) dort noch erblickt wurden, haben sich noch im 19. Jahrhundert als Irrlichter in dem dortigen Sumpfsgebiete gezeigt. Die „alte Capelle zum heiligen Creuz“, die noch 1575 hier stand (wohl eine Sühnekirche), das alte Siegel der Kirchgemeinde Wittgensdorf mit der Ruine dieser Kapelle und drei Nadelbäumen (Zuckmanteln?), der benachbarte „Mordgrund“ und der Fund zahlreicher alter Hufeisen gerade an dieser Stelle verstärken den Beweis (Näheres a. a. O.).

Bevor wir ein anderes wichtiges Ergebnis unserer Zuckmantelforschung besprechen, sei noch ein kurzer Blick auf den auch sehr oft vorkommenden Flurnamen „Zwick“ geworfen, der sprachlich und sachlich mit dem Bestimmungswort in Zuckmantel zusammenfällt. Auch er begegnet uns häufig am Schnittpunkt zweier Wege. Hier sei nur „die deutsche Zwicke“ neben einem Wächterhaus an der Straße von Schwarzenberg nach Joachimsthal besonders erwähnt (Atlas von Oberreit, Sektion Schwarzenberg). Weitere Beispiele siehe Deutsche Geschichtsblätter XI, Bl. 231. Ich hatte dort in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen, daß auch die Stadt Zwickau als „Straßenzwick in der Mulden-Aue“ gedeutet werden könne. Die Polemik, die ich darüber mit Prof. O. Philipp (a. a. O. Bd. XIII, S. 60, 62 ff., 177 ff.) geführt habe, soll hier nicht fortgesetzt werden. Wir gingen eigentlich nur in der Frage auseinander, ob „Zwickau“ im Volksmunde mit dem Artikel als „die Zwicke“ bezeichnet werde. Es hat sich herausgestellt, daß in der Stadtsprache und in den Urkunden die artikellose Form herrscht, während beim Landvolke auch die Form mit Artikel im Gebrauch ist. Da Zwickau schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts als Zollstätte bezeugt ist und noch kein Berufener den Ortsnamen einwandfrei aus dem Slawischen erklärt hat, so bleibe ich auch weiter bei meiner Deutung als der „Stadt am Muldenstraßenzwick“. Das ist für die nachfolgende Betrachtung nicht unwichtig.

Verbindet man nämlich die sächsischen Zuckmantelstellen miteinander, so ergeben sich die natürlichen Anmarschstraßen der deutschen Kolonisten in unsere engere Heimat. (Abb. 3.) In der Hauptsache ist diese bekanntlich von Thüringen und Franken aus besiedelt worden (vgl. hierzu meinen Aufsatz: Die Herkunft der deutschen Siedler nach Ortsnamen und Mundarten in der Zeitschrift: Deutsche Erde, Bd. IV, 1905, S. 81 ff.). Von Nordwesten her über Leipzig (und wohl auch über den Zuckmantel bei Klengel-Eisenberg, Nr. 30, und über Altenburg) kamen die Thüringer in die sächsische Tiefland-

S. 3880.

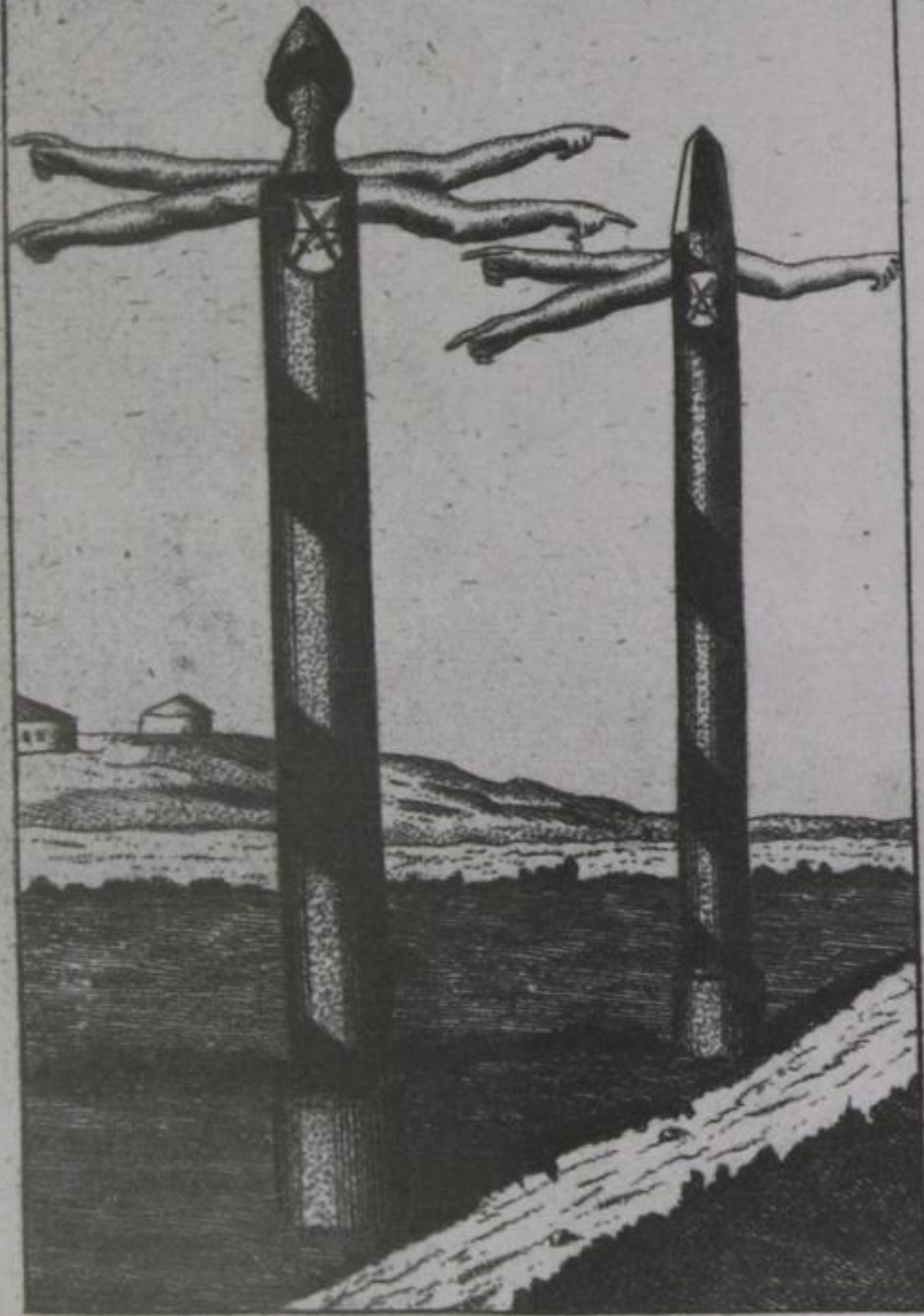
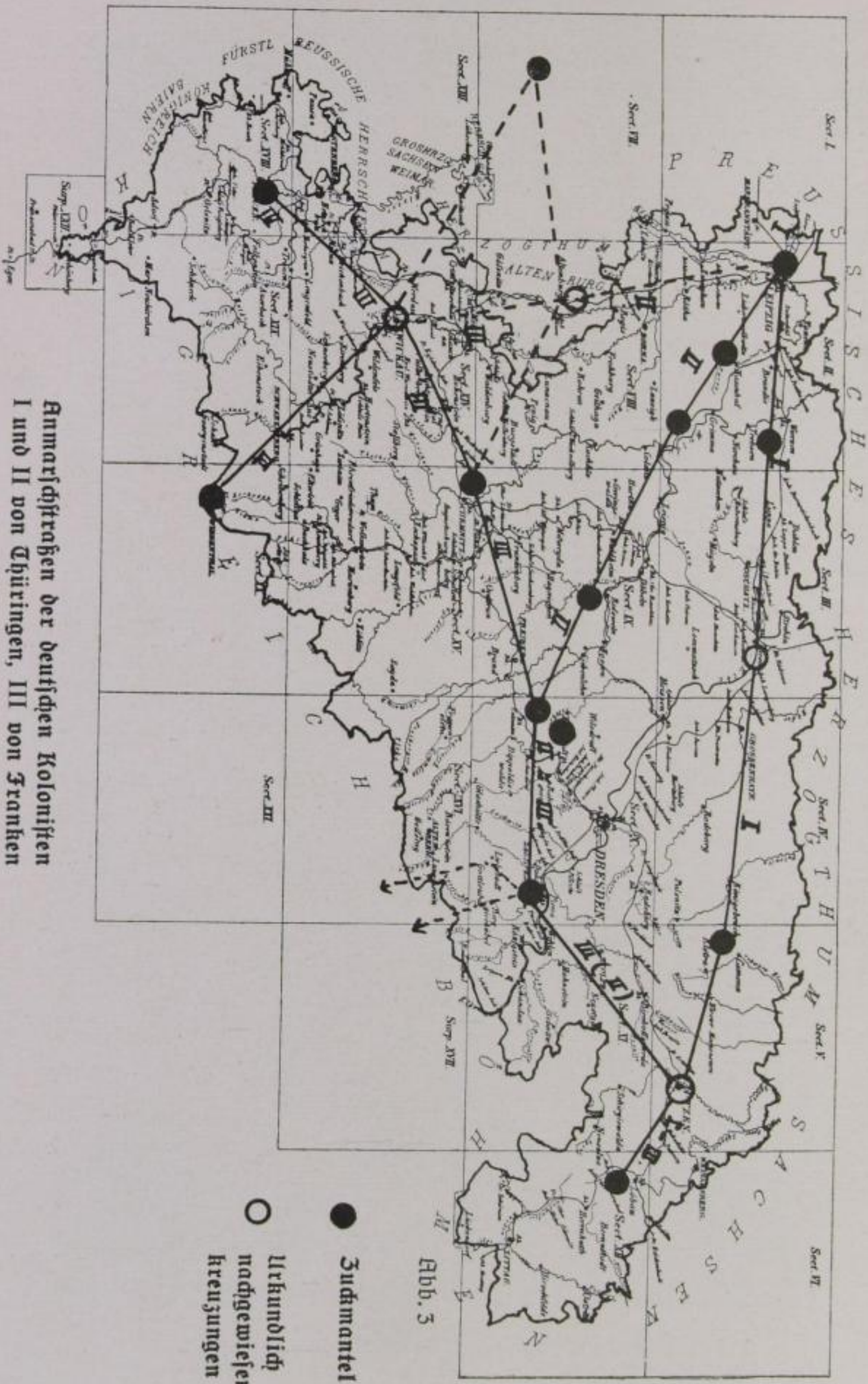


Abb. 2. Hölzerne Wegweiser am Ende des 17. Jahrhunderts



Ammarsdorfer Straßen der deutschen Kolonisten
I und II von Thüringen, III von Francken

- Zudemantel
- Urkundlich nachgewiesene Straßenkreuzungen

Abb. 3

bucht und in das mittlere Muldengebiet; von Südwesten her drangen die Franken über Hof und Plauen ins Vogtland und Erzgebirge ein.

A. Vom Zugmantel bei Wahren-Leipzig (Nr. 48) läuft eine alte Heerstraße (I) nach Osten über die Zickmantel bei Streuben-Wurzen (Nr. 49) nach der Elbe zu. Hier übersetzten die Kolonisten den Strom bei den uralten Fährorten Merschwitz und Borsitz. Dann führt die alte „Reich- und Landstraße“ weiter über Großenhain (schon 1323 als Zollstätte bezeugt) nach der Zickmantel bei Schwoosdorf-Kamenz (Nr. 58); weiter nach der Hauptstadt des Gaues Milska, dem uralten Budissin (Bauzen), wo sie eine südöstliche Richtung auf den Zuckmantel bei Oberstrahwalde (Nr. 46) einschlägt.

B. Ein anderer Zweig (II) mit der Richtung Südost läuft ebenfalls vom Zugmantel bei Wahren (Nr. 48) aus über den Zickmantel bei Naunhof (Nr. 47) nach dem Zuckmantel bei Leisnau-Colditz (Nr. 51). Hier quert der Straßenzug die Mulde, wo die zum Fluß hinüberführende Bodensenke, die *Bratšich* genannt (obw. brodzik „kleine Furt“) und das gegenüber auf dem rechten Muldenufer liegende Dorf *Koessern* (1354 *Kozerin*), das aus dem abw. *kosernja* „Schmiede“ zu deuten ist, für das beträchtliche Alter dieser Straße sprechen. Sie geht dann weiter nach dem Zuckmantel bei Gersdorf-Roswein (Nr. 52), von dort nach dem Zugmantel bei Nieder-Colmnick-Freiberg (Nr. 55) und endlich mit dem Ziel nach Osten auf den Zuckmantel bei Zehista-Pirna (Nr. 57). Der Name *Zehista* selbst zeugt für das hohe Alter der dortigen Straßenkreuzung. Hey in seinem Buche „Die slawischen Siedlungen im Königreich Sachsen“ 1893, S. 307, deutete ihn aus tschech. *zájezd* „Dorfahrt, Einkehr, Herberge“. Kurz vor seinem Tode setzte er (in einem Briefe an mich vom 21. Juni 1916) *Zehista* = tschech. *cěsta* „Gasse“ (1355 *villa dicta Zceyst*). In Flur Zehista wird der alte Straßentrakt Dohna—Königstein von dem Zuge der großen Straße Bauzen—Stolpen—Pirna, die bei Pratzschwitz in einer Furt, bei Topitz auf einer Fähre den Elbstrom übersetzte, getroffen. Von Zehista ab gabelt sich diese Nord-südstraße; der östliche Zweig führt über Gottleuba und Zuckmantel bei Knienitz (Nr. 8) nach Aussig, der westliche über Liebstadt und den Geiersberg nach Zuckmantel bei Teplitz (Nr. 7). An diesem westlichen Straßengleise liegt bei Liebstadt das Dorf mit dem bezeichnenden Namen Herbergen (1455 *Herbergen*). Die Strecke Zehista—Pirna—Stolpen—Bauzen aber ist als der Verbindungsteil der Zuckmantelstraße II mit der Zuckmantelstraße I anzusprechen. Auf ihr wandten sich die deutschen Zuwanderer nach der sogenannten Sächsischen Schweiz rechts der Elbe, dem böhmischen Niederlande und der südlichen Oberlausitz. Dieser letzte Teil ist vorwiegend von Franken befahren worden.

C. Von Hof aus schwingt endlich eine Zuckmantelstraße (III) über Pöhl—Plauen (Nr. 53) nach dem alten Straßenort Zwickau, von wo eine südliche Abzweigung über Schwarzenberg nach dem Zuckmantel bei Oberwiesenthal (Nr. 54) führt; jedenfalls auch eine solche in nördlicher Richtung auf Altenburg. Ihr großer Ostzug aber geht von Zwickau aus über den Zuckmantel bei Hartmannsdorf—Wittgensdorf—Chemnitz (Nr. 50) bis zum Zuckmantel

bei Nieder-Colmniß—Freiberg (Nr. 55). Dort trifft er mit dem schon beschriebenen östlichen Teil der Route II zusammen.

Auf der zuletzt erschlossenen Zuckmantelstraße III kamen die Franken ins Land.

Und nun ergibt sich eine überraschende Übereinstimmung dieser alten Kolonistenwege mit den Siedlungsgebieten der beiden Volksstämme, Thüringer und Franken, wie sie sich nach den sächsischen Hauptmundarten auf meiner beigelegten Dialektkarte (Abb. 4) darstellen. Die Mundarten des nördlichen Flachlandes beruhen bekanntlich auf thüringischer Basis, die des südlichen Gebirgslandes (Vogtland, Erzgebirge, Sächsische Schweiz, südliche Oberlausitz) auf fränkischer Grundlage. Im oberen Pleiße- und mittleren Muldengebiete, wie im Elbtale um Pirna herum und in der Oberlausitz auf einem Streifen etwa zwischen Bischofswerda, Baußen und Ostriß, wo die Linien II und III bez. I, II und III zusammentreffen, stoßen wir auf sogenannte Übergangsmundarten.

Damit ist wohl die hier unternommene Rekonstruktion der Anmarschstraßen der deutschen Siedler in Sachsen ausreichend gesichert. Daß keine dieser Straßen über Dresden führt, wird der Kenner der sächsischen Geschichte ganz selbstverständlich finden, da unsere Landeshauptstadt ja erst eine gewisse Bedeutung erlangt hat, nachdem sie die Landesfürsten zu einer ihrer Residenzstädte gemacht hatten und eine feste Brücke hier beide Elbufer verband.

Die Zuckmantelstellen haben es also ermöglicht, die wichtigsten West-Ost-Straßen Sachsens festzulegen. Damit sind gewissermaßen Grundlinien für das älteste Straßennetz unseres engeren Heimatlandes gezogen. Mit Hilfe urkundlicher, aktenmäßiger und chronikalischer Nachrichten, sonstiger Flurnamen, Zeugnisse im Boden (Steinpflasterung, im Sumpfboden erhaltene Knüppeldämme) u. a. m. läßt sich schon jetzt eine historische Straßenkarte von Sachsen entwerfen. Ich habe zwar eine solche für meinen Privatgebrauch entworfen, muß aber mit Rücksicht auf den Umfang dieser Arbeit leider darauf verzichten, sie hier zu veröffentlichen. Doch soll wenigstens auf einige für das mittelalterliche Straßenwesen bedeutsame Orts- und Flurnamen noch eingegangen werden.

Wir kennen ziemlich genau den Reisedweg, den im Jahre 965 oder 973 eine Gesandtschaft des Kalifen von Cordova nach einem Besuche beim deutschen Kaiser in Magdeburg (oder Merseburg?) nach Prag zurücklegte. Er führte über Halle, Eilenburg, Wurzen, Nerchau, Leisnig, Oederan, Sanda, Brüx und Saun in Böhmen (vgl. Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit, 2. Auflage, Einleitung S. XIV und S. 138 ff.). Mir scheint der Name *Oederan* in enger Beziehung zu dieser Straße zu stehen. Die bisher versuchten Erklärungen konnten nicht befriedigen. So habe ich ihn (Oederaner Heimatblätter, 1919, Nr. 4) in eingehender Untersuchung mit ahd., mhd. *eter*, *äter*, *eder* „geflochtener Zaun“ zusammengebracht und Oederan als einen Ort „bei den Grenzzäunen“ (dialekt. heute noch „Edern“) angesprochen. Vielleicht wurde hier in Kriegszeiten die Straße durch gefällte Baumstämme und Strauchwerk

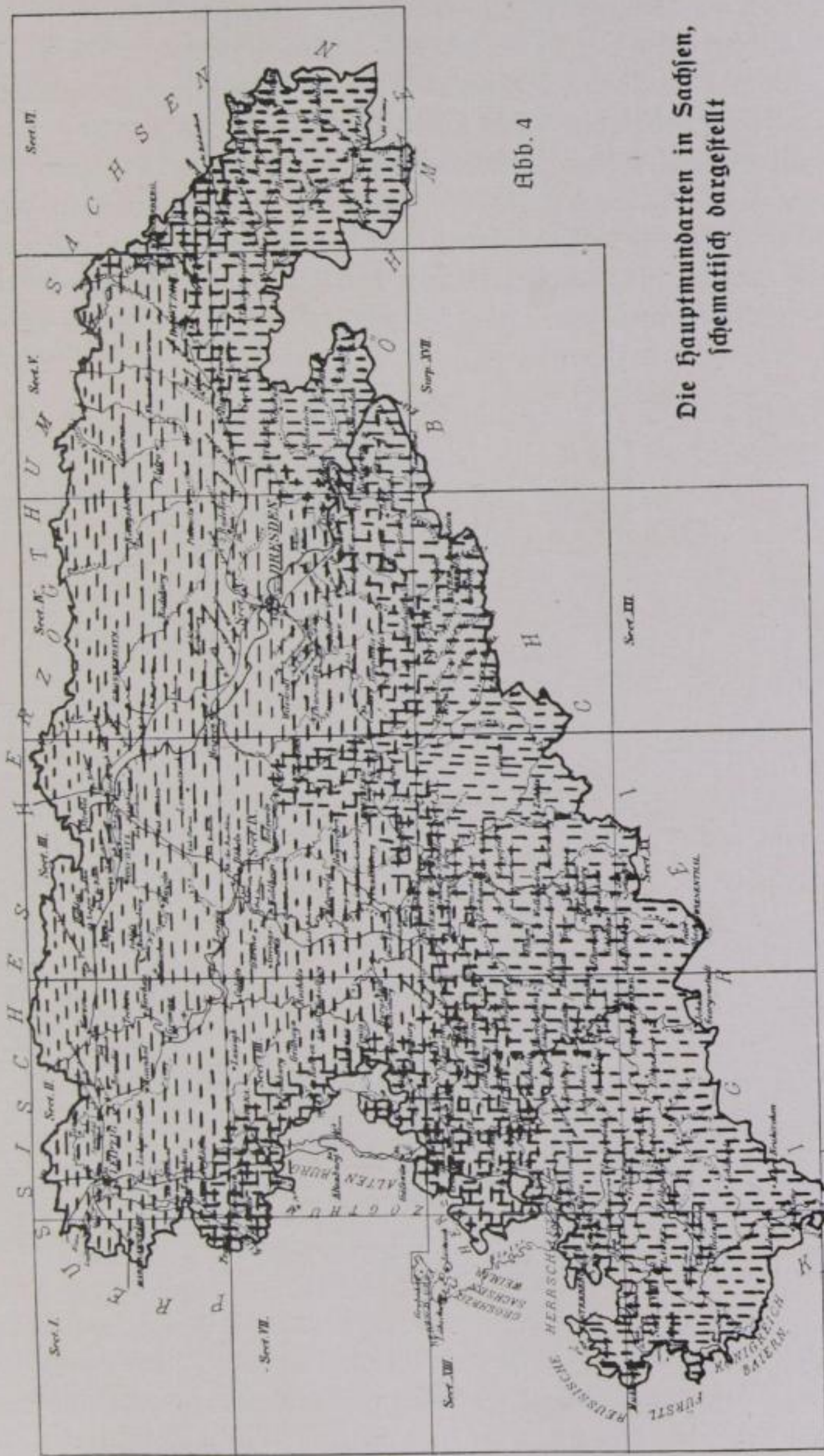


Abb. 4

Die Hauptmundarten in Sachsen,
schematisch dargestellt

- Thüringisch
- Fränkisch
- Übergangsmundarten

ungangbar gemacht (vgl. unten Ossek). Allerdings hat meine Etymologie nicht den Beifall des jüngsten Chronisten der Stadt, Kantor Rentsch, gefunden. In seiner „Geschichte der Stadt Oederan“ 1927, S. 21 widerspricht er, weil der Name in den Urkunden stets mit „O“, nie mit „E“ geschrieben werde (z. B. 1286 lateinisch: Oderen). Daß im Urkundenlatein kein Umlaut ausgedrückt wird, hat mein Kritiker dabei übersehen. Die Deutung „Oede am Ran“, der er sich anschließt, ist natürlich eine volksetymologische Spielerei. Die Schwäche unserer Etymologie liegt darin, daß der Ort Oederan urkundlich nicht auch als „Oteren“ (nur als Oderen) belegt erscheint, da doch die Form eter die meist vorkommende, eder aber nur vereinzelt bezeugt ist. Gleichwohl ist meine Deutung zurzeit noch vorzuziehen. Sie entspricht, wie ich a. a. O. näher ausgeführt habe, der Lage der Stadt.

An den von uns erschlossenen Straßenzügen finden wir den oben schon angedeuteten Ortsnamen Ossek in seinen verschiedenen Schreibweisen. Osch a s, wo mindestens fünf alte Straßen einmünden, heißt 1065 oppidum Oszechs, 1253 Ozzec; Großenhain, ebenfalls ein alter Straßenknotenpunkt, ist 1207 als Ozeck, 1216 als Ozzeck belegt; quae nunc in Hain vocitatur. Beide Orte liegen an der Zuckmantelstraße I. Zwischen Hohen- und Nieder-Ossig (1301 Ozeck) W. Eilenburg geht die Straße Halle—Eilenburg hindurch. Ergänzend sei noch bemerkt: Ab Großenhain zerfasert die Anmarschstraße I nach Osten in zwei Geleise, die sogenannte Hohe Straße und die sogenannte Kleine Poststraße, die sich in Quersa wieder vereinigen. An diesem wichtigen Punkte war schon vor mehr als 700 Jahren eine Art Straßensperre, denn Quersa (1220 Queresen und Quercz) ist nach übereinstimmender Ansicht der Slawisten aus tschech. tvrzice „kleine Burg“, poln. twierdza „Festung“ zu erklären. (Wegen des Überganges von tv zu qu vgl. mhd. twark, nhd. Quark u. a.). In seiner Ostflur aber ist die Wüstung Ostrozen (1220 villa Ostrozen) aufgegangen, das „Walldorf, Schanzendorf“ bedeutet. Dort ist eine Fundstelle vieler vorgeschichtlicher Scherben. Auch Possick bei Gassenreuth liegt an einer alten Straße von Hof nach Welsniß. (Auf die vielen anderen Ossig, Ossek, Oschiz und dergleichen in Böhmen, Preußen usw. kann hier nicht eingegangen werden.) Dem Ortsnamen liegt altslaw. posêku, tschech. osek „Derhau, Waldhau, Holzschlag“ zugrunde. Darum läßt auch er den Schluß auf eine gelegentliche Straßensperre zu, wie ja auch das entsprechende altdeutsche hagen den lebendigen Zaun aus dornichtem Gebüsch bedeutet.

Dielleicht darf man auch den so häufigen Ortsnamen Uhnst, Augest, Ujezd, Wuischke u. ä. — freilich nur unter Vorbehalt und nicht in jedem Falle — mit dem mittelalterlichen Straßenverkehr in Verbindung bringen. Die Slawisten, die bisher den Namen gedeutet haben, erklären ihn einstimmig als „durch Umritt in Besitz genommenes Land“, was durch Urkunden des 12. Jahrhunderts, die den Namen mit lat. ambitus „Umlauf“ wiedergeben, bestätigt wird (Näheres siehe bei Ernst Schwarz, die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquellen = Forschungen zum Deutschtum der

Ostmarken, 2. Folge: Quellenforschung 2. Bd., S. 66). Das Wort geht auf alt-slav. *ujazdu* „Wegritt“, oberwend. *wujězd* „Ausfahrt“, tschech. *oujezd* „Umritt“, polnisch *ujazd* „Grenzumritt, Grenzzeichen“ zurück. Die Beziehung auf die Grenze scheint mir aber sekundär zu sein oder eine besondere tschechisch-polnische Bedeutungsentwicklung darzustellen. Die slawische Präposition „u, w“ bezeichnet doch wohl die Bewegung aus etwas her a u s, von etwas hin w e g, wie noch aus der oberwendischen Bedeutung *wujězd* = Ausfahrt hervorgeht. Da nun die Orte dieses Namens, die mir bekannt sind (7 in Sachsen, 10 in den preußischen Landesteilen vor der Abtrennung der jetzt polnischen Gebiete, 88 in Böhmen und 22 in Mähren) fast alle an nachweisbar alten Straßen liegen, so scheint es, als ob die *Ujezde* (*Uhyšte*) ursprünglich Plätze gewesen seien, von denen man ausritt, nachdem man dort gerastet, vielleicht auch die Pferde gewechselt hatte, also eine Art Karawansereien, wie sie in manchen Teilen Rußlands und im Orient noch heute bestehen. Auch in Mitteleuropa und besonders bei uns reiste man in ältester Zeit gewöhnlich zu Pferde. Kaufleute beförderten ihre Waren auf Saumrossen, deren eines zwei Traglasten bewältigte. Und noch im 14. und 15. Jahrhundert war namentlich im Kleinhandel diese Beförderungsart im Gebrauch. Erst Ende des 12. Jahrhunderts tauchen durch Pferde gezogene zweirädrige Karren auf und erst im Ausgang des 13. Jahrhunderts vierrädrige Wagen, die seit dem 14. Jahrhundert überwogen.

Es kann also nicht überraschen, daß *Ujezdorte* = Raststationen oft an alten Straßenkreuzungen liegen, wie man ja auch heute noch Gasthöfe gern an Schnittpunkte des Verkehrs setzt. Über die Schnelligkeit des Reisens in älterer Zeit sind wir leider nur mangelhaft unterrichtet. Reiter und leichte Fuhrwerke legten bei gutem Wetter am Tage wohl 45 Kilometer zurück (etwa die Strecke von Bauzen über Löbau nach Zittau, oder von Dresden bis Oederan, oder von Leipzig bis Rochlitz); Lastwagen brauchten bei schlechtem Wetter für dieselbe Entfernung mehrere Tage. Durchschnittlich kann man für eine Tagereise vielleicht 30 Kilometer ansetzen. 30 Kilometer (ab und zu etwas mehr oder weniger) aber beträgt, an den Straßen gemessen, die Entfernung vieler *Ujezde* untereinander oder von größeren Städten. Unter diesem Gesichtspunkte wird die Deutung von *Ujezd* (*Uhyšt*) als Raststätte noch wahrscheinlicher. Für meine Ansicht spricht ferner, daß mehrere gebildete und auch sprachlich geschulte Wenden mir unabhängig von einander erklärt haben, daß in den Ortsnamen *Uhyšt*, *Aujezd*, *Wuischke* usw. nach ihrem Sprachgefühl nur der Begriff des Fortfahrens oder Ausreitens stecke, nicht aber der eines Umrittes. Nur ein sehr sprachkundiger wendischer Gewährsmann vertrat eine etwas abweichende Meinung; aber auch er bezeichnete die Deutung „durch Umreiten festgestellte Ortsflur“ als „abwegig“. Vielmehr halte er dafür, daß jener Name „auf einen Grenzverhau hinweise, den man beim Eintritt eines Weges aus dem offenen Gefilde in den Markwald umreiten mußte. Dort sei wohl dann oft eine kleine Siedlung (Gasthaus, Schmiede und dergleichen) entstanden“. Also auch seine Deutung deckt sich inhaltlich mit der meinigen.

Von uns näher liegenden Orten dieses Namens sei zunächst U h y s t a. d. S p r e e erwähnt. Dort führt die uralte Handelsstraße von Halle—Leipzig nach Polen über den Fluß, was bei Hochwasser die Anlage eines Einkehrhauses besonders erwünscht machen mochte. Durch U h y s t a m T a u c h e r geht die sogenannte Kleine Straße, deren Kopfpunkte Bischofswerda und Trostwitz den Übergang von der Straße Bauzen—Pirna bzw. Bauzen—Dresden zu der großen Straße Bauzen—Kamenz—Großenhain vermitteln. Gleichfalls an einem alten Verbindungswege, Bauzen—Löbau, liegt Breiten-d o r f, das 1252 noch U h y s t hieß (s. N. Lausitz. Magazin Bd. 97, S. 102 und 109), und an einem parallel dazu laufenden Wegezuge zwischen denselben Städten das Dorf W u i s c h k e bei Pommritz. Von den einschlägigen böhmischen Orten seien hier nur noch Klein-Ujezd neben Zuckmantel bei Teplitz und Ujest S. Zuckmantel bei Böhmisches-Leipa genannt. Nach alledem kann man die hier vorgetragene Deutung Ujezd = Raststelle, Ort, von dem man ausreitet, wohl nicht ganz ablehnen; doch sei dochmals betont, daß die gewöhnliche Gleichsetzung mit Umritt in vielen Fällen nicht ausgeschlossen sein soll.

Unzweifelhaft in Beziehung zu den alten Straßen steht dagegen der weit verbreitete Gasthofsname „Zschackenthal“. Ihn hat zuerst Dr. W. von Boetticher eingehend behandelt in den Bauzener Geschichtsheften II. Bd., 4. Heft, S. 26 ff. und III. Bd., 6. Heft, S. 254 ff. Ergänzungen bot Dr. Needon ebenda Bd. III, Heft 2, S. 71 und Heft 4, S. 189. Der Name haftete früher an einem Wirtshaus in der Zittauer Vorstadt zu L ö b a u, wo er schon 1583 belegt ist. Heute steht dort der Gasthof „Stadt Dresden“. — In B a u z e n gab es ehemals ein Gasthaus, Tschackenthal genannt, vor dem Sauentor an der Landstraße, das aber 1620 bei der Belagerung und Beschießung der Stadt zerstört wurde. — Ein Gasthof zum Scheckental ist auch in G r o ß e n h a i n bezeugt, der, wie alle anderen, außerhalb der Stadtmauer (gegenüber der Stadtgärtnerei) lag und 1637 im schwedischen Kriege unterging. (Vgl. Schubert, Die wichtigsten Ergebnisse der Chronik von Großenhain, 1897, S. 41 und Mörksch, Histor.-Topogr. Beschreibung der Amtshauptmannschaft Großenhain, 1935, S. 36). Endlich läßt sich der Name Tschackenthal schon im 16. Jahrhundert auch in Flur K a m e n z nachweisen. — Zweimal sogar findet sich der Gasthofsname „Zschackenthal“ in P i r n a. Dort hat Flachs das „Weiße Roß“ als „oberes Zschackental“ und den „Schwarzen Adler“ als „unteres Zschackental“ nachgewiesen. Beide liegen außerhalb der alten Stadtmauer und stehen in Beziehung zu der Straßenkreuzung in Zehista (Flachs im „Pirnaer Anzeiger“ vom 6. April 1930; vgl. E. Walther, Die Wall- und Wehranlagen der Sächsischen Schweiz, 1930, S. 25).

In Westsachsen, bei M e e r a n e, wird 1535 eines „stück ackers“ im Zschackenthaell gelegen“, gedacht. (O. Philipp im N. Arch. f. Sächs. Gesch., Bd. 48, S. 309 Fußnote.) Heute ist der Name dort nicht mehr bekannt. Dr. Needon (a. a. O. Bd. III, Heft 2) brachte zunächst als weiteren Beleg zum Jahr 1702 „ein Schenkhaus, der Schecken-Thal genannt, mit der darauf haftenden

Schank- und Gastgerechtigkeit“ in der Vorstadt Pauritz von Altenburg bei; es führt heute die Bezeichnung „Bayrischer Hof“. Später (ebda Heft 4) wies er auf die schon 1575 bezeugte „Schenke im Schankenthal oder Jackenthal“ bei Zeitz außerhalb der Stadtmauer hin. 1587 heißt sie „die Schenke ufm Sande, das Schackenthal genannt“. Dort war 1702 die älteste Post von Zeitz und der „Klepperstall“ für Postpferde. Drei Wege gingen von da aus, nach Leipzig, nach Naumburg und nach der Stadt Zeitz selbst. Dr. von Boetticher macht weiter auf ein Dorf mit Domäne namens Schackental im Amte Sanderleben (Anhalt) aufmerksam.

Auch unser Nachbarland Böhmen kennt den Namen. In Königswald N. Aussig ist seit dem 17. Jahrhundert ein Hof Schackenthal mit Zollstation und Schankgerechtigkeit nachweisbar, der an der Kreuzung der Lausitz-Nürnbergger Straße mit der Salzstraße von Halle über Leipzig, Dresden, Pirna, Dohna, Aussig, Lobositz, Prag liegt. In nächster Nähe befindet sich unser Zuckmantel Nr. 8. Endlich kommt der Name Schackenthal auch bei der Stadt Aussig selbst vor.

Dr. von Boetticher hat sich der ihm privatim mitgeteilten Ansicht bewährter Slawisten wie Prof. Dr. Mücke und Dr. Pölk angeschlossen, die in der ersten Hälfte des Namens die slawische Wurzel *čak* (altsl. *čakkati*, oberwend. *čakać*, tschech. *čekati*) „warten, lauern“ erblickten und meint, daß im zweiten Teil das altgermanische *dal* „Baum“ stecke, wie ich es für Zuckmantel (D. Geschichtsblätter a. a. O.) nachgewiesen habe. Das Wort soll also eine *vox hybrida* sein und soviel bedeuten wie „Warteraum, Tagesstation, Karawanserei für Reisende neben einem wegweisenden Baume (Zuckmantel) an der Straße“ (vgl. Ujest). Da all die Orte, aus denen der Name bisher bekannt geworden ist, auf ehemaligem Slawenboden liegen, so ist an der Deutung seines ersten Teils aus slaw. *čakać*, *čekati* wohl nicht zu zweifeln. Die Frage, ob das Grundwort „tal“ wirklich mit germ. *dal* „Baum“ oder unserem Tal (*vallis*) zusammenhängt, möchte ich heute noch offen lassen. Jedenfalls steht „das oder der Schackenthal“ als Gasthaus an alten Straßen fest und verstärkt seinerseits nochmals den Nachweis ihrer Bedeutung und ihres Alters.

Daß Straßenkreuzungen auch als Hinterhalte wie geschaffen waren, bedarf wohl keiner Betonung. Die Kriegsgeschichte aller Völker und aller Zeiten lehrt die strategische Bedeutung solcher Knotenpunkte; auch der Kleinkrieg, die Fehden und Räubereien des Mittelalters, liefern manches Beispiel. So hat denn jener Überfall auf den Bischof Arn von Würzburg 892 am Zuckmantel Nr. 50 bei Hartmannsdorf-Wittgensdorf stattgefunden. Vom Zuckmantel Nr. 46 bei Oberstrahwalde aber erzählt der Zittauer Chronist Johann von Guben (*Novi Scriptores rer. Lusat. I, 132*) zum Jahr 1368, die Gebr. Jan und Ramwold von Rydeburg hätten in einem Streite mit der Stadt Zittau deren Bürgern „of des Keisers straze . . . vf dem Czockemantel czwischen der Lobow“ mit Raub und Mord großen Schaden getan. Daraus erklärt es sich auch, daß man lange geneigt war, den Zuckmantel als einen Platz zu deuten, an dem den Reisenden „der Mantel abgezuckt“ (mhd. *zucken*, *zücken* „ent-

reißen, rauben“) wurde und daß noch um 1562 das bittere Scherzwort umlief, die Edelleute des alten Schwabenlandes seien gern „auff den Zuckmantel, Struderaw (mhd. strüter = Buschklepper) und Schreckenthal“ geritten (Wilhelm Kirchofs Schwankbüchlein Wendunmut = 95. Publikation des Literar. Vereins S. 346). Heute wissen wir es besser, daß dem Namen eine edlere Bedeutung, die eines Wegweisers für den fremden Wanderer, innewohnt. Man kann deshalb nur wünschen, daß seinem Vorkommen weiter nachgespürt wird, um das alte deutsche Straßennetz zu vervollständigen, und daß der Name dort, wo er noch besteht, pietätvoll weiter erhalten werde. Die vorliegende Arbeit soll also ein „Zuckmantel“ für spätere Straßenforschung sein.

Grabkreuze erzählen Menschenchicksale

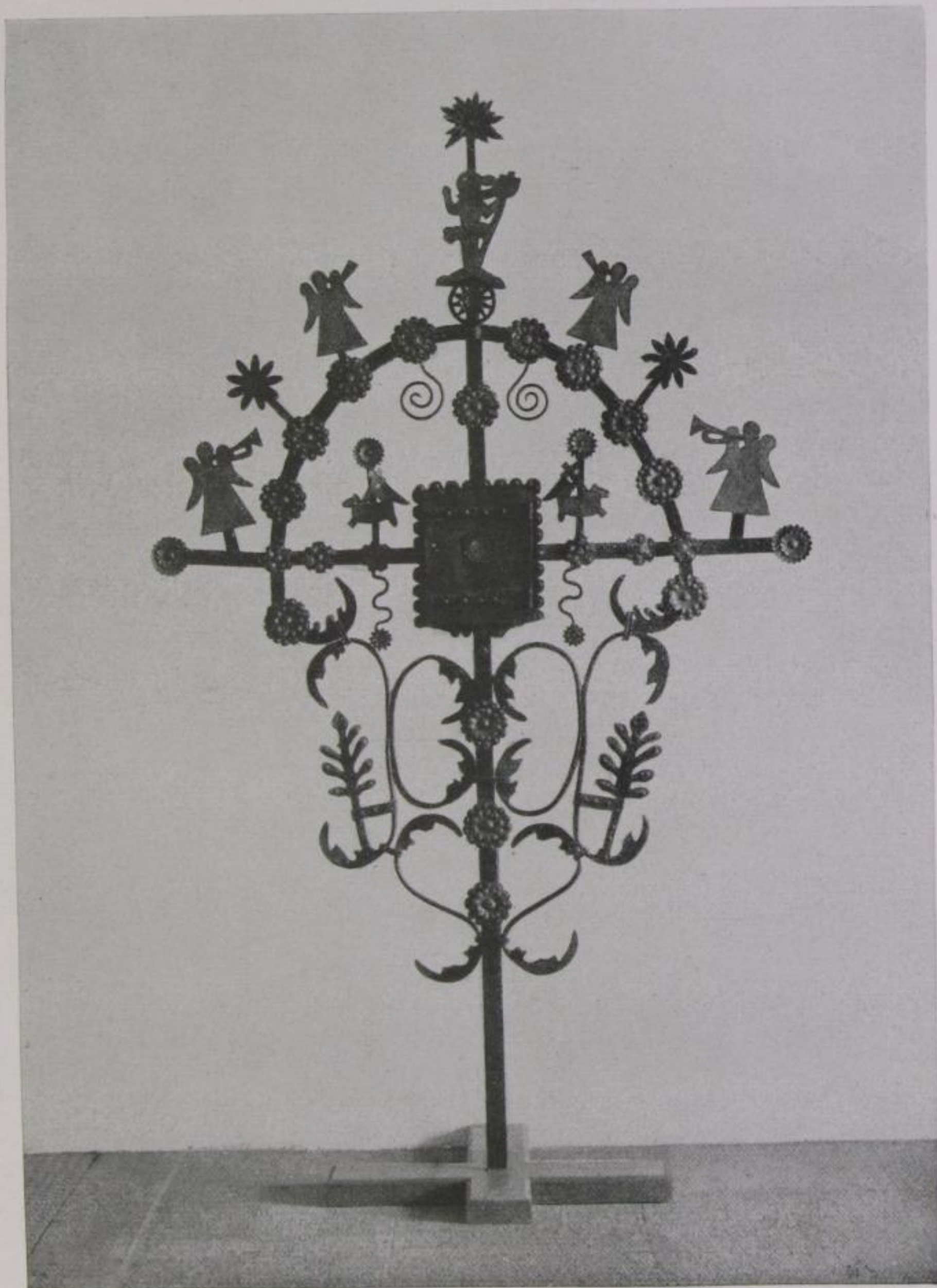
Von Inge Kamerhuis-Drescher, Dresden

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

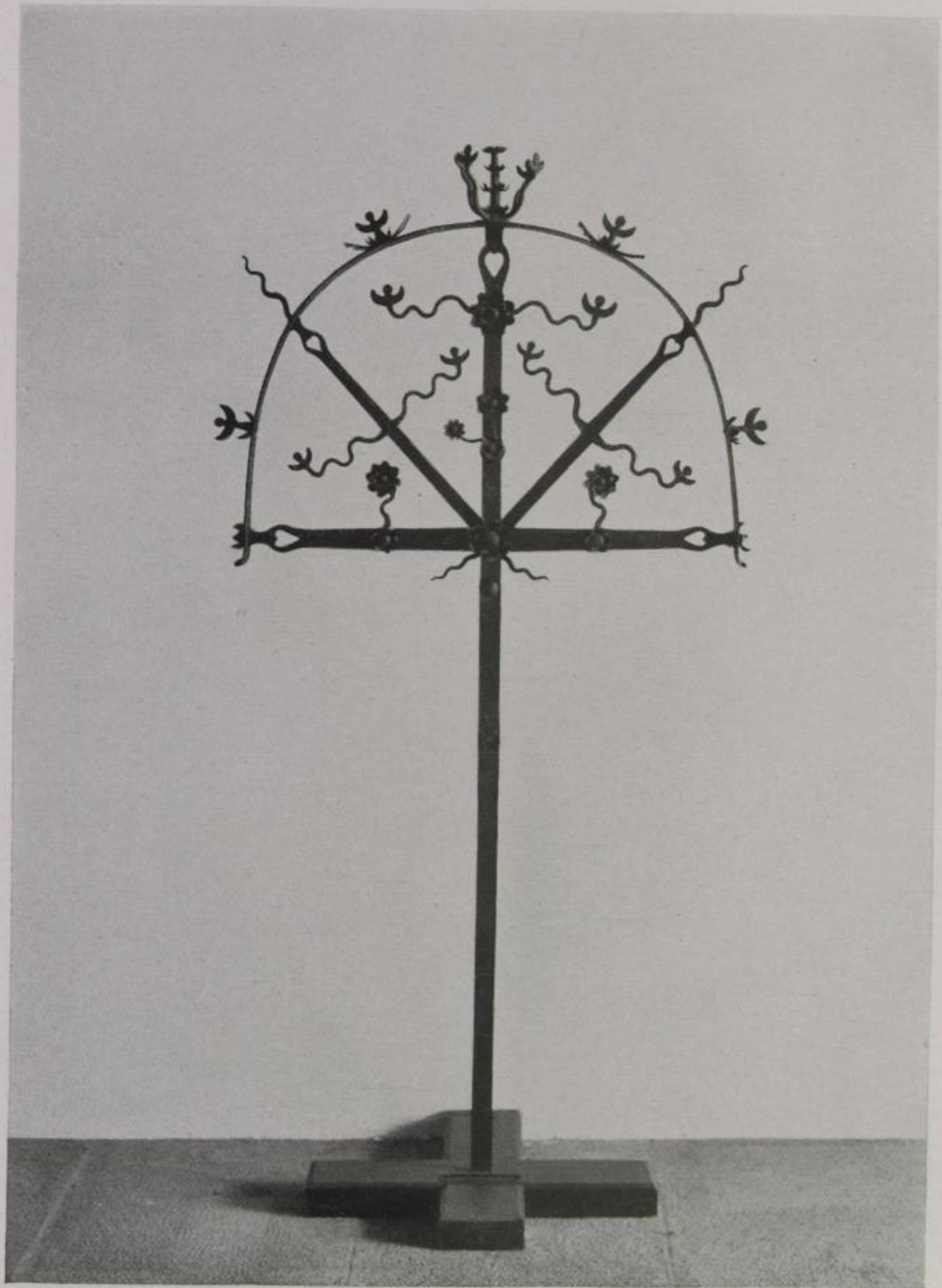
Im Jahre 1824 heiratete der „Öl- und Bretmühlenbesitzer“ Soos zu Schindelbach; von 1813 bis 1833 war Joh. Ernst Schaarschmidt Gerichtschöppe zu Marienberg und 1876 wurde dem Gutsbesitzer Müller zu Tammerswalde sein jüngstes, einjähriges Töchterchen entrissen. Woher man all diese näheren Angaben weiß? Nicht, wie vielleicht mancher annimmt, aus vergilbten Papieren. Nein, die Grabkreuze haben sie erzählt. Man darf sich dabei freilich keinen Friedhof unserer Tage vorstellen, bei dem die Leichensteine nichts weiter zu berichten wissen, als Name, Geburts- und Sterbedatum des Toten. Die Sitte, Lebens- und Leidensgeschichten des Verstorbenen auf das Grabkreuz zu schreiben, kennt man nicht mehr. Gewiß hat früher mancher Wanderer beim Durchschreiten eines Dorfkirchhofes nachdenklich vor so einem Grabkreuz gestanden und von dem sonst längst vergessenen Schicksal eines einfachen Dorfbewohners gelesen.

Wenn man sich heute etwas von solchen alten Grabkreuzen erzählen lassen will, dann muß man ins Museum gehen. Im Landesmuseum für Sächsische Volkskunst in Dresden-Neustadt findet man ihrer eine ganze Anzahl in den Ausstellungsräumen: „Dörfliche Friedhofskunst“. Kein Rasen dehnt sich mehr unter ihnen und keine Blumen blühen dort; Steinfließen bedecken den Boden, ein paar Blattpflanzen stehen auf dem Fensterbrett und durch die Scheiben blickt man in eine stille Gasse. Aus Holz oder Schmiedeeisen sind fast alle Kreuze und zumeist stammen sie aus Großrückerswalde, Marienberg oder Possendorf. Dort haben sie verrostet, verbogen, versault auf den Friedhöfen gelegen, überwuchert von Moos und Unkraut. Bis man sie ins Museum holte als Zeugen deutschen Brauchtums und Volkskunst. Vielleicht liegen ihrer noch viele verrostet und überwuchert auf einsamen Friedhöfen.

Volkskünstler haben die Holzkreuze mit bunten Blumen, Vögeln, Herzen, Sternen und Wappen bemalt. Auf dem einen erblickt man ein Kelchglas, auf



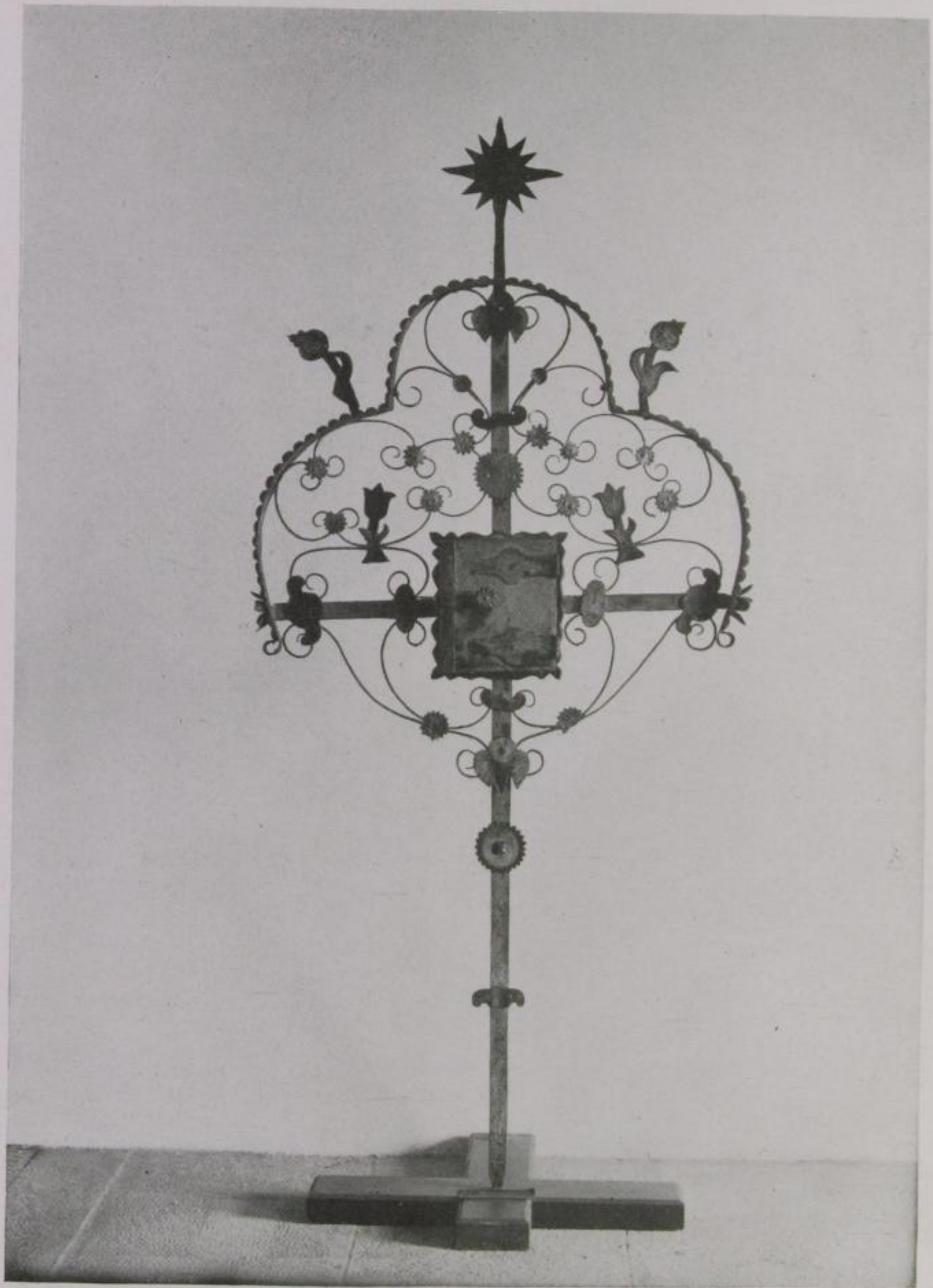
Schmiedeeisernes Kreuz aus dem Oskar-Senffert-Museum



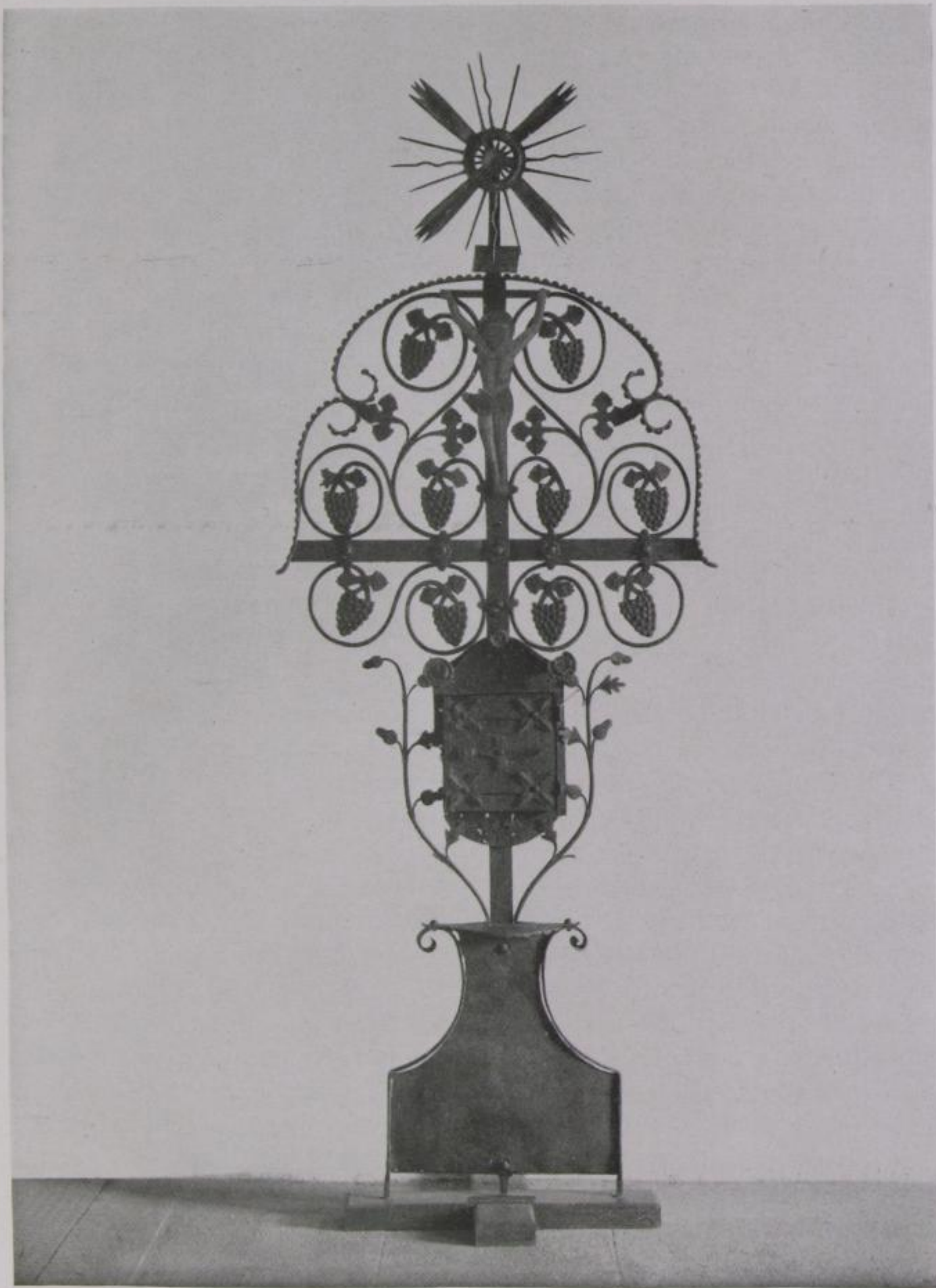
Schmiedeeisernes Kreuz aus dem Oskar-Senffert-Museum



Schmiedeeisernes Kreuz aus dem Oskar-Senffert-Museum



Schmiedeeisernes Kreuz, aus dem Oskar-Senffert-Museum



Schmiedeeisernes Kreuz aus dem Oskar-Senffert-Museum

dem anderen ein abgebrochenes Lebenslicht. Aber die Farben sind stark verbläßt, Wind und Wetter haben sie zerstört. Ähnlich ergeht es den Schriftzeichen, die man einst auf die Kreuze setzte. Nur selten läßt sich noch ein Wort oder gar ein Satz entziffern. Nur an einem Kreuze aus Unkersdorf sind die Schriftzeichen deutlicher zu erkennen und berichten von einer Frau, die mit 76 Jahren und acht Monaten starb und neun Kinder und 25 Enkel „hinterläßt“.

Besser erhalten sind die Lebensbeschreibungen der Toten, die man in Büchern den schmiedeeisernen Grabkreuzen beifügte. Sie sind in einem zweiten Ausstellungsraume „Dörfliche Friedhofskunst“ im Museum zu sehen. Doch zuvor bemerkt man wohl noch die zahlreichen bestickten und bemalten Bildchen und Schilder an einer Wand des ersten Raumes. Man wollte einst daheim durch ein sichtbares Zeichen an die Verstorbenen erinnert werden und so fertigte man Erinnerungstafeln mit Sprüchen und Versicherungen ewigen Gedenkens oder man stickte oder malte ein Bild des Grabes. All diese Tafeln und Bilder wurden dann in der „guten Stube“ aufbewahrt. Da erblickt man z. B. an der Wand des Museums unter der Tafel für den Churfürstlich Sächsischen Cammer Commissions Rath, Regierungs-Secretarius, Erb-, Lehn- und Gerichtsherr Gottlob Friedrich Wilhelm Schaeffer ein eingerahmtes Schild für die kleine Auguste Mathilde Ludwig, sie „feierte den Tag ihrer himmlischen Verwandlung den 3. September 1810. Nur 8 Jahre, 4 Monate und 26 Tage wandelte sie auf Erden, ertrug ihre frühen Leiden mit Standhaftigkeit, wendete ihre vom Schöpfer verliehenen Talente weise an und betruete nie ihre ‚Aeltern‘. Zu gut für diese Welt ging sie vorbereitet und mit Freuden den dunklen Pfad des Todes. Ruhe sanft, gute Tochter, Du hast schon viel verschlafen. Dein Andenken ist nach 11 Jahren den Herzen deiner trauernden Aeltern nicht entrissen. Bald sehen wir uns wieder. Den 3. September 1821 Julie und Johann Christoph Ludwig“.

Doch nun zu den schmiedeeisernen Kreuzen im Nebenraum. Bei fast allen erblickt man in der Mitte eine kleine Tür. Ein leichter Druck auf das Schloß und man kann in den metallenen Buchseiten blättern und wichtige Ereignisse aus dem Leben der Toten nachlesen. Hier ist zunächst das Kreuz der Johanne Sankordia Schaarschmidt aus Marienberg: „Sie wurde geboren den 3. September 1776. Verehelichte sich im Jahre 1796 mit dem damaligen Junggesellen Joh. Ernst Schaarschmidt Erbbegüterter allhier. Lebte mit demselben in der Ehe 37 Jahre“. 1833 starb also Joh. Schaarschmidt und 25 Jahre später verschied seine Witwe, „den 15. Oktober 1858 und ruht nun wieder vereint mit dem Gatten in einem Grabe“. Auch dem Gatten sind ein paar Seiten des Buches gewidmet, er war „ein wohlbesorgter Vater gegen seine Kinder, ein treuer Ehegatte und verrichtete das Amt als Gerichtschöppe 20 Jahre lang. Brachte sein Alter auf 60 Jahre“.

E. U. 1844 liest man in kunstvoller Schmiedearbeit auf einem anderen Kreuze. Das dazugehörige Buch erzählt die Lebensgeschichte der „Uhligin“, geb. „Mäin“ zu Großrückerwalde. Sie war zweimal verheiratet, ihr erster Mann lebte nur „ohngefähr“ drei Wochen. Die „Uhligin“ war „eine

fromme Christin, welches sie mit der That bewies“. Sie besaß sechs Kinder. Vielleicht hat eines von ihnen die schlichte Blätterranke auf die letzte Seite des Buches gemalt und den Vers hinzugefügt:

Weinet nicht!
Wenn der Tod die Augen bricht.
Christentum ist unsre Pflicht.
Gott erfüllt, was er verspricht.
Weinet nicht!

Das nächste Kreuz war das Grabmal des Fleischhauers und Gasthofbesizers Carl August Uhlig. Das Buch berichtet von seiner Tochter, „jetzt verhehlicht an den Erbbegüterten Christoph Heinrich Willsch. Ein längeres, unheilbares Leberleiden führte ihn in seinen besten Jahren dem Tode zu und er schied zwar schwer, doch gottergeben von den Seinen, die er innig geliebt, am 13. Mai 1855 nachmittags einhalb fünf Uhr in einem Alter von 50 Jahren“. Noch einen Nachsatz haben die Kinder des Fleischhauers und Gasthofbesizers Uhlig an die Lebensgeschichte des Vaters angefügt: „Als Gatte, als Vater, als Freund ruht hier, von Vielen beweint, ein Mann, der Biederkeit liebte und Treue und Redlichkeit übte“. —

Während Carl August Uhlig nach langem Leiden starb, verschied Karl Heinrich Soos, der „Öl- und Bretmühlen-, Haus- und Feldbesizer zu Schindelsbad“ unerwartet, nach einer Krankheit von nur wenigen Tagen am 16. August 1873 in einem Alter von 74 Jahren“. Auch hier schließt der Bericht mit einem Vers:

Nun gute Nacht, Ihr werten Lieben,
Bald werden wir uns wiedersehn.
Drum mäßigt Euch in dem Betrüben.
Nach Gottes Ratschluß ist's geschehn.
Er ist's, der für Euch alle wacht,
Gute Nacht!

Es gibt eine ganze Reihe von Museumsbesucher, die achtlos an diesen Kreuzen vorübergehen. Das ist gerade das Schöne an diesen alten Grabmälern mit ihren Büchern: Namen und Schicksal der Toten sind nicht sichtbar auf das Kreuz geschrieben. Nur wer Verständnis für diese schlichten Aufzeichnungen hat, wird in den metallenen Seiten blättern. Wem's gleichgültig ist, der läßt das Türchen eben geschlossen . . .

Dr. Alfons Diener v. Schönberg zum Gedächtnis

† 16. November 1936

„Es muß so manche stolze Tanne fallen,
Um lichtbekränzt zu strahl'n am Weihnachtsfeste, —
So holt auch gern aus seinem Erdengarten
Der Weltenmeister sich das Allerbeste.
Von Deiner Heimat, Deinen lieben Wäldern
Mußt Abschied nehmen Du in Mannesblüte,
Doch sollst im ew'gen Lichte Du erstrahlen
Und neue Heimat schenkt Dir Gottes Güte.“

Ch. A.

Vor vielen Jahrzehnten war ich oft in Sanda, dem kleinen, hoch oben im Erzgebirge liegenden Städtchen, bei Verwandten zu Besuch.

Es lag ein seltsamer Zauber über dieser Landschaft und deren Bewohnern. Weithin schweifte der Blick über Täler und Höhen, über Wälder, Weiden und über die in dieser Höhe so kargen Felder. Um so bunter aber blühten im Frühling die Bergwiesen, um so stärker und würziger dufteten im Sonnenglanz des Sommers die Fichten, um so feierlicher rauschten im Herbst und Winter die tiefen Wälder, wenn bei orgelndem Sturm oder unter der Schneelast die Stämme brachen, das erschreckte Wild die Wege kreuzte oder sich hungernd bis an die Behausungen der Menschen heranzuwagte.

Dort oben wohnte ein wetterfestes Geschlecht, schlicht, bescheiden, hart um seinen Bestand ringend. Weithin hörte man das charakteristische „Raazen“ und „Stampfen“ der Webstühle. Schneepflüge hielten in den meist langen und harten Wintern die dicht verschneiten Wege frei und nur das Schellengeläute der dampfenden Schlittengäule unterbrach die Stille und Einsamkeit, die über den teils eng zusammengeschulden, teils auf den weiten Flächen verstreut liegenden Häuschen lag.

Auf einer solchen Schlittensfahrt von Sanda nach Olbernhau, dem Städtchen mit seinem ausgedehnten Holzhandel und seiner Spielwarenindustrie, war es, als ich zum ersten Male das über dem Tal hochaufragende Schloß Pfaffroda mit seinen Zinnen sah.

Und nun erzählte man mir von den Bewohnern des alten Schlosses, von dessen Besitzer Diener v. Schönberg und seiner Gattin, wie diese infolge ihres Verständnisses, ihrer steten Hilfsbereitschaft durch Rat und

Tat sich allgemeiner Beliebtheit erfreuten und durch ihre natürliche Herzlichkeit von vornherein jede Befangenheit ausschließen.

Ich ahnte damals nicht, daß ich — freilich erst Jahrzehnte später — diesen wahren „Menschen“ näbertreten und persönlich den Geist kennenlernen würde, der in den ehrwürdigen Räumen dieses alten Schlosses, das sich seit 1341, also seit fast 600 Jahren, im Besitze der Familie Schönberg befindet, herrschte.

Wie ich dem Landesverein Sächsischer Heimatschutz von früheren Zeiten her viel Schönes für mein Leben verdanke, so auch das nähere Bekanntwerden mit den Bewohnern von Pfaffroda.

Auf einer Feier zu Ehren von Hofrat Oskar Seyffert, die im Dresdner Ratskeller in der üblichen harmonischen Weise vor sich ging, saß ich zufällig neben Dr. Diener v. Schönberg, und sofort war im anregenden Gespräch der innere Kontakt hergestellt. Oft begegneten wir uns sodann in der folgenden Zeit bei Sitzungen oder bei sonstigen Gelegenheiten, und nicht zuletzt war es die Kunst, vor allem die Musik, die uns zusammenführte; ist doch der jüngste Sohn Karl Heinrich ein ausgezeichnete Pianist, der in Konzerten in Deutschland und weit über unser Vaterland hinaus, — so u. a. auch in Paris — große Erfolge errungen hat und dessen Spiel im engeren Kreise des Elternhauses im alten Schloß zu hören ein ganz besonderer Genuß war.

Allmählich bahnte sich dann ein Familienverkehr an und unvergeßlich, weil für Pfaffroda und seine Bewohner besonders charakteristisch, ist mir ein Besuch im Januar 1931 geblieben, der sich im regsten Gedankenaustausch auf mehrere Tage ausdehnte. Bei tollem Schneesturm waren wir glücklich der drohenden Gefahr entronnen, unterwegs in den hohen Schneewehen stecken zu bleiben, waren bis an die ersten Gebäude des Schlosses herangekommen, als das Auto im Schnee festsaß. Nachdem alle Versuche des in der Nähe arbeitenden Personals, uns wieder flott zu machen, vergeblich geblieben waren, wateten wir durch hohen Schnee, an der im Schloßbezirk liegenden Kirche vorbei in den großen Schloßhof, wo uns schon die ganze Familie in Sorge erwartete.

Und nun umspann uns der Zauber dieses Hauses.

Durch die mit Jagdtrophäen geschmückte Halle, vorüber an der Rüstammer mit ihren Waffen, Rüstungen, geschnitzten Streitrossen, Geschirren, Uniformen usw. bis zur Artillerie-Feldmütze des Schloßherrn, die dieser im Weltkriege getragen hatte, stiegen wir auf der alten Wendeltreppe, vorbei an dem Steinsitz des ehemaligen Torwächters in der meterdicken Mauer, hinauf durch Säle mit alten Möbeln und herrlichem Sinn in das Fremdenquartier, wo uns alte Kultur umging. „Le

quartier du roi de Naples“ usw. lauteten die Türschilder an den im edelsten Empire- und Biedermeierstil eingerichteten Fremdenzimmern, in denen einst diese und andere berühmte Männer: Monarchen, Feldherren, Staatsmänner, Dichter gewohnt hatten. Am Ende des langen Korridors stand eine lebensgroße, in Holz geschnittene alte Figur, eine besenkehrende Frauensperson darstellend, die man beim Betreten des Korridors unwillkürlich immer wieder für ein lebendes Wesen hielt und die unser letzter König Friedrich August bei gelegentlichen Besuchen die „Scheeche“ getauft hatte.

Feierlich mit Säulen und Gobelins die Festräume, schlicht, einfach, gediegen die mit alten und neuen Familienbildern geschmückten Wohnräume, in deren einem noch die Weihnachtsbescherung aufgebaut war; ein verhältnismäßig kleiner, mit alten Sachen aus vergangenen Zeiten geschmückter Christbaum stand auf dem Weihnachtstisch eines der größten Waldbesitzer Sachsens.

Ebenso behaglich war das Zimmer der Hausfrau; mit Schreib- und Nähtisch, mit altem, bequemen Sofa und rundem Tisch, Erinnerungsbilder an den Wänden, spiegelte es, zur Arbeit eingerichtet und benutzt, das Wesen der Herrin des Hauses trefflich wieder.

Ernst, schwer, mit vieler Jagdbeute und Schnitzereien geschmückt, das Arbeitszimmer des Hausherrn; der Schreibtisch mit Wirtschaftspapieren und Akten bedeckt, gute Bücher ringsum — so manche interessante Abhandlung, so manches tief empfundene Gedicht ist hier entstanden, das von dem Wesen des Verfassers, seinem gründlichen Wissen und tiefem Gemüt Zeugnis ablegt. „Bauernnot“ — so nannte er die nachstehenden in den schwersten Jahren der Schmach unseres Vaterlandes entstandenen Gedichte, die hier einen Platz finden sollen:

Ein Bettler klopft am Bauernhaus.

„Komm rein!
Hier nimm die Suppe, da das Stück Brot.
Das Brot ist hart! Brock's ein!
Kein andres gibts im Haus der Bauernnot.

Seß dich zum Ofen dicht
und laß den scheuen Blick, der angstvoll kreißt!
Nein, nein, ich frag' dich nicht,
warum du betteln kommst und wie du heißt!
Nicht nach Woher, Wohin,
noch wer du warst, vielleicht vor kurzer Zeit.
— Weil ich dir Bruder bin!
Es einen Not und Hoffnungslosigkeit.

Der Hof? Das Haus?
Wer weiß, wie bald holt man die letzte Kuh,
treibt man mich aus . . .
. . . und heimatlos dann wandre ich wie du!"

Geburtstag.

„Heut' wurde die Mutter achtzig Jahr! —
Ich stieg in ihr Stübchen voll Sonnenhelle,
wo vom Fenster sie sieht über Hof und Ställe;
leis strich ich ihr über das weiße Haar.
Zu sagen wußte ich plötzlich nichts mehr.
 Begnadetes Alter, könnt' ich dir spenden
 der Gaben schönste mit beiden Händen!
— Bauernhände sind heute leer . . .

Ihr Blick glitt über der Hügel Runde,
wo die Felder sich dehnen grün und weit.
Mir war's, als ob ihre Lippe bebe —
und leise kam es von ihrem Munde:
 „Derzeiht,
 verzeiht nur, daß ich so lange lebe . . .!“

Ein starres Schweigen. — Dann sah sie mich an:
 „Meinst du, ich dächte nicht oft daran,
 was doch den Enkeln käme zu gute,
 wenn ich . . . endlich ruhte . . .“

Mein Herz schrie auf, — meine Hand schloß schwer
ihre Lippen — Nichts sagen, nichts hören mehr!
Verfluchte Zeit, die alles verkehrt,
in Sorge und Unwert Segen und Wert,
heiligste Freude hämisch verneint!
. . . Und was ich lange nicht konnte, —
 ich habe geweint . . .“

Bauernmarsch.

„Hat denn die Erde nicht Raum mehr für uns,
für uns, die die Erde bebaun?
Wir sehn keine Frucht mehr all unsern Tuns,
die Zukunft steht vor uns mit Graun.
 Gebeugt folgen wir der Sense Schnitt
 Schritt für Schritt, Schritt für Schritt, Schritt für Schritt.

Laßt uns unser Leben in Arbeit und Ehr'n,
laßt uns atmen der Heimat Luft!
Die Hand, die den Pflug führt, kann sich nicht wehr'n, —
das weiß heut so mancher Schuft!
 Doch treibt Ihr zum Abgrund uns Schritt für Schritt:
 Ihr müßt mit! Ihr müßt mit! Ihr müßt mit!

Nehmt Ihr uns den Boden, nehmt Ihr uns den Herd,
der Väter geheiligtes Land,
dann schmieden wir selber die Pflugschar zum Schwert
und ketten es uns an die Hand!

Und geht's in den Tod im schweren Bauernschritt:
Ihr müßt mit! Ihr müßt mit! Ihr müßt mit!"

In diesem seinen Arbeitsraum tat ich ebenso tiefe Blicke in die Seele und Denkweise dieses so seltenen Mannes wie bei gemeinsamen Spaziergängen durch seine geliebten, ausgedehnten Waldungen; er erzählte mir von seinem Leben, von seinen Freuden und Sorgen, die gerade damals infolge des völligen Erliegens der Holzindustrie, und seines Wunsches, sein Forstpersonal, bestehend aus einem Oberförster, sechs Unterförstern und etwa 60 Waldarbeitern mit ihren Familien über die schwere Zeit hinwegzubringen, besonders schwer waren.

Mit dem ältesten, ebenfalls sehr kunstsinigen Sohn Joachim, der mit seiner aus Altenburg stammenden Frau und seinen Kindern in dem durch seine alte Wehrkirche berühmt gewordenen benachbarten Dörnthal wohnt, besuchten wir die Werkstätte, die dieser sich im Schloß zur Vorrichtung alter Möbel eingerichtet hatte; mit besonderer Freude zeigte mir der Schloßherr das im Schloßbezirk liegende Barock-Kirchlein, das damals nach seinen Plänen vorgerichtet wurde. Wir krochen auf den riesigen Oberböden des alten Schlosses herum, wo sich noch manch' gutes Stück Altväter-Hausrat, manch' Bild und manches Erinnerungsstück an Kindheit und Jugendland vorfand. So mag das nachstehende Gedicht über ein „Schaukelpferd“ entstanden sein, dessen Schlußworte wenigstens noch zum Teil in Erfüllung gegangen sind:

„Kramte jüngst auf dem Boden herum,
Stand da viel Hausrat, verschlafen und stumm,
Spielzeug, ein Puppentheater,
Großmutter's Spinnrad, ein Federball,
Und dort — mit Schenkeln geäpfelt und prall —
Das Schaukelpferd vom Vater.

Heut gibt sie 's schöner, doch das hier hält!
Oft hat's der Vater lächelnd erzählt,
Wie der wilde Bube
Schaukelnd und schwingend getummelt sein Roß,
Bis es vor Überschwung vorwärts schoß
— und drunten dröhnte die Stube!

Vater, mein Vater — Du ruhst nun längst —
Und ich streichle dem grauen Hengst
Sinnend die flächserne Mähne —



×
Dr. Alfons Diener von Schönberg (×)
im Kreise seiner Familie am Schloßportal zu Pfaffroda

Deine Hand noch half mir empor —
Und dann ritt ich, als ob hinter goldenem Tor
Sonnig die Welt nur sich dehne.

Jahrelang stand es dann abseits im Raum —
Bis der Sattler kam mit dem neuen Zaum,
Dem großen Tage zur Feier,
Da den Sohn in den alten Sattel ich hob!
Und das Pferdchen wiegte und stampfte und schnob,
Als dankte es seinem Befreier.

Wie weit schon wieder das alles, wie weit! —
Wird einst aus dem Dunkel der trüben Zeit
Blühen mir noch der Segen,
Daß ein Enkel an meiner Hand
Jauchzend wird reiten ins Wunderland,
— Lichterer Zukunft entgegen?“

Aber nicht im engbegrenzten Raume seiner Häuslichkeit allein haften seine Gedanken, er schaute weiter hinaus über die Sinnen seines Hauses.

So erkannte er frühzeitig den vaterländischen hohen Wert des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, der als bei weitem Größter in Deutschland vorbildlich für Heimatpflege und Volkskunst geworden ist und dessen stellvertretender Vorsitzender er wurde. Sein Interesse galt im Zusammenhang hiermit ebenso der historischen Waffenkunde wie den Burgen und Schlössern in deutschen und außerdeutschen Landen, und an mancher Burgenfahrt, so z. B. auch in die Schweiz, die bekanntlich wertvolle Kulturdenkmäler dieser Art besitzt, nahm er mit fachmännischem Interesse teil.

In forstwirtschaftlichen und in Jagdfragen galt er als Autorität, der öffentlichen Staats- und Gemeindeverwaltung widmete er als Vorsitzender des Bezirkstages der Amtshauptmannschaft Freiberg seine tätige Mitarbeit. Seine kirchlichen Interessen fanden ihren äußeren Ausdruck in seiner Zugehörigkeit zur ehemaligen ev.-luth. Landesynode, seine tiefe innere Religiosität aber spiegelte sich in seinem Leben wieder.

Schwer, sehr schwer drückte ihn die wachsende Not und die Schmach unseres Vaterlandes. Während so mancher aus seinen Kreisen abseits stehen blieb, öffnete er — wie es bei diesem aufrechten Mann und bei seiner politischen sowie sozialen Einstellung nicht anders zu erwarten war — Auge und Herz dem Gewaltigen und Großen, das sich zur Rettung unseres Vaterlandes vorbereitete. Wir stimmten schon damals, als alles noch im Ungewissen zu liegen schien, darin überein, daß nach dem Ver-

sagen nahezu aller Kreise und aller politischen Parteien die einzige Möglichkeit zu dieser Rettung in der Durchführung der Ideen Adolf Hitlers, also im Nationalsozialismus, liege.

Daß er sich deshalb, zusammen mit den Seinen, dieser Bewegung mit Begeisterung anschloß, daß er dann in der Landesbauernschaft, der Forstwirtschaft, dem Jagdwesen an hervorragende Stellen, u. a. als Kreisjägermeister, berufen wurde, war sowohl im Interesse dieser Fachkreise wie auch als Zeichen der Wertschätzung seines Urteils sehr zu begrüßen.

Deshalb traf, nachdem er eine schwere Erkrankung glücklich überwunden zu haben schien, die Nachricht von seinem plötzlichen Hinscheiden alle, die ihn kannten, auf das Tiefste.

An einem trüben schneeigen Novembertag wurde er nach einer Feier in seiner Kirche unter der Teilnahme der Reichs- und Staatsregierung sowie der Partei, des vormaligen Königshauses, des Bezirks, der politischen und kirchlichen Gemeinden, des Landesvereins Heimatschutz und anderer Körperschaften in der Familiengruft im Schloßparke von Pfaffroda beigesetzt. Als letzte Grüße seiner Förster erklang das „Halali“, das „Jagd vorbei“ der Jagdhörner, die Ehrensalven galten dem Mitkämpfer im Weltkriege und nur zu wohlverdient waren alle diese Ehrungen. Am Ergreifendsten aber war die Trauer der Spalier bildenden Männer, schluchzenden Frauen und Kinder aus seinen Dörfern, und die Tränen, die den an seinem Sarge die Ehrenwache haltenden knorrigen Förstern über die Wangen rollten, bezeugten am besten, daß hier ein wahrhaft edler Mensch zu Grabe getragen wurde.

Paul Adolph.

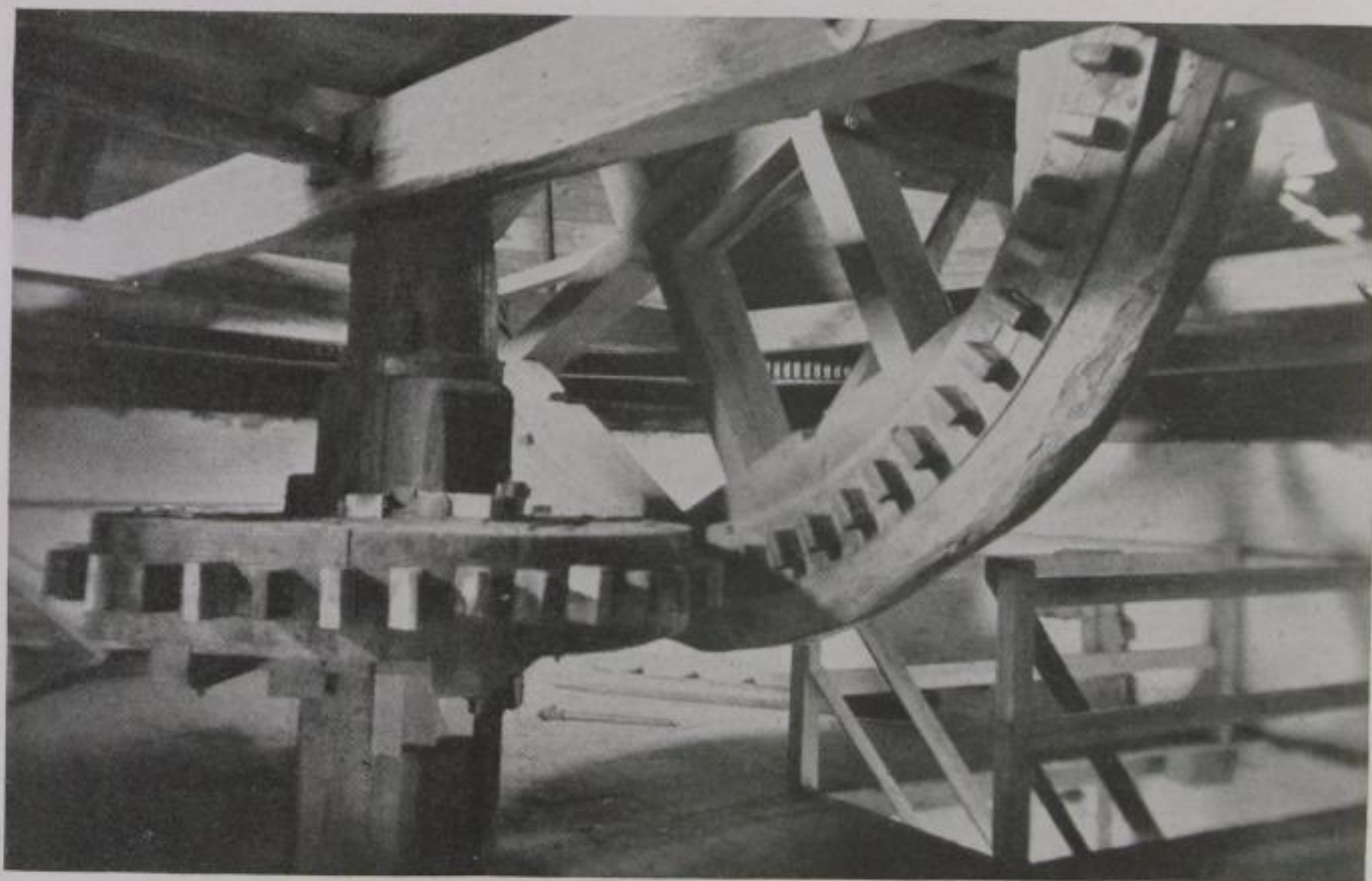


Die Windmühle zu Syrau bei Plauen i. V.

Von Dipl.-Ing. H. R a u h

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Ende Juli vorigen Jahres konnte die bei dem Orte Syrau bei Plauen i. V. gelegene letzte Windmühle des Vogtlandes nach gründlicher Instandsetzung des Bauwerks und des alten, hölzernen Mühlenwerks der Öffentlichkeit zur Besichtigung übergeben werden. Schon im Oktober 1934 war sie von der Kreishauptmannschaft Zwickau unter den Schutz des Heimatschutzgesetzes gestellt und in die Landesdenkmalliste eingetragen

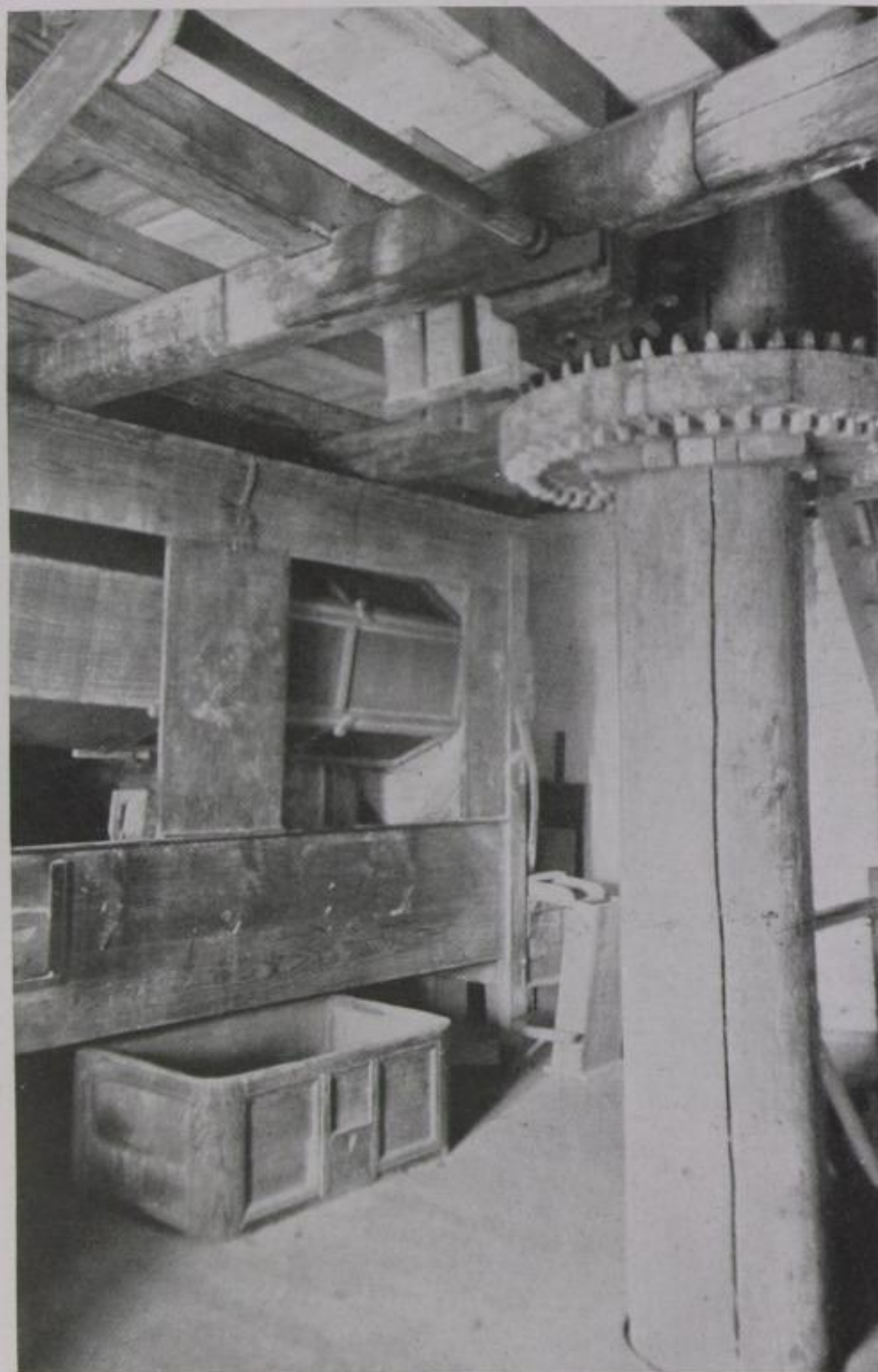


Hölzernes Winkelgetriebe im Dachboden

worden. Schließlich konnte sie dann aus finanziellen Mitteln, die der Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden, die Stadt Plauen, der Bezirksverband der Amtshauptmannschaft Plauen und die Gemeinde Syrau in dankenswerter Weise bereitgestellt hatten, von der Gemeinde Syrau am 11. April 1936 von den Erben des letzten Windmüllers Reinhold Jahn erworben werden. Ganz besonderer Dank gebührt dem leider inzwischen verstorbenen Herrn Museumsdirektor Dr. Piehsch in Plauen und vor allem Herrn Bürgermeister Schimmel in Syrau, deren zäher, zielbewußter Arbeit es zu verdanken ist, daß alle finanziellen Schwierigkeiten überwunden wurden und die letzte, alte Windmühle des Vogtlandes vor völligem Verfall gerettet werden konnte.

Was die Windmühle bei Syrau für Einheimische und Fremde besonders anziehend macht, ist ihre beherrschende Lage auf einem weithin sichtbaren Hügel, der herrliche Blick, den man von ihr aus in die abwechslungsreiche, vogtländische Landschaft bis hinauf zum Erzgebirge genießen kann, der turm-

artige, fast trutzige Bau mit den mächtigen Flügeln, das interessante und eindrucksvolle hölzerne Mühlenwerk in seinem Inneren — eigentlich das Wertvollste an der ganzen Mühle — und nicht zuletzt die bequeme Erreichbarkeit von dem durch die Drachenhöhle bekannten Orte Sprau aus. Für den Vogt-



Die Siebzylinderkästen im zweiten Obergeschoß

länder ist die Sprauer Windmühle schon lange ein Wahrzeichen der Heimat gewesen und wird nun um so lieber aufgesucht werden.

Über die Vorgeschichte der jetzigen Windmühle sei kurz folgendes berichtet:

Die erste Windmühle des Dorfes Sprau war eine hölzerne Bockwindmühle, die 1851 von einem gewissen Mstr. Joh. Gottlieb Eisenschmidt in der

Nähe des Rittergutes Syrau auf einem Flurstück, das noch heute den Namen „die Finkenburg“ trägt, erbaut wurde. Ich nehme mit Bestimmtheit an, daß diese Windmühle nicht neu war, sondern von dem Müllermeister Eisenschmidt irgendwo anders abgebrochen und in Syrau neu aufgebaut worden war. Die Besitzer wechselten ziemlich oft, bis sie unter dem letzten Besitzer, einem Strumpfwirker Gottlob Heinrich Schlott aus Pausa, im Jahre 1863 oder 1864 einem Brande zum Opfer fiel.

Schlott, ein unternehmungslustiger und wohlhabender Mann, begann bereits im selben Jahre mit dem Bau einer neuen Windmühle. Er kaufte



Die Syrauer Windmühle mit Müllerhaus

das sogenannte P f a r r h o l z auf der Anhöhe, auf der auch die heutige Windmühle steht. Südöstlich von dieser Anhöhe lag in frühesten Zeiten eine Kapelle, die „unsern lieben Frauen“ gewidmet war und deren Ort noch heute im Volksmund „die Liekirch“ genannt wird. Schlott wählte also als Erster die heute weit sichtbare Anhöhe und baute auf ihr eine H o l l ä n d e r m ü h l e, die vollständig aus Holz bestand und als Vorgängerin der heutigen Windmühle anzusprechen ist.

Nachdem inzwischen im Jahre 1868 der Besitzer gewechselt hatte, erwarb die Windmühle im Jahre 1883 der Windmüllersohn G u s t a v S e y f a r t h aus Tagewerben bei Weißenfels. Er wendete viel Mühe auf, um das alte, schlecht gehaltene Werk wieder in Ordnung zu bringen, das dem in der heutigen Mühle in seinen Abmessungen sehr ähnlich gewesen sein soll. Im Jahre 1887

wurde die Windmühle am 17. Juli gegen 5 Uhr früh vom Blitz getroffen und brannte vollkommen ab.

Noch im Herbst desselben Jahres schritt Senfarth zum Bau der heute noch stehenden Windmühle. Er gilt also als Erbauer der heutigen Windmühle und konnte, 82jährig, die Instandsetzung und die Erhaltung derselben für die Nachwelt miterleben. Der Turmbau wurde aus Ziegelsteinen aufgeführt und außen weiß verputzt. Das fast vollkommen aus Holz bestehende Getriebe kaufte er aus einer Windmühle bei dem Dorfe D e h l e s im oberen Vogtland, die damals abgebrochen wurde. Er ließ es auf zehn mit Pferden bespannten



Die Sprauer Windmühle

Wagen an einem Tage nach Syrau bringen, wo es in der heutigen Mühle eingebaut wurde. Mit Ausnahme der hölzernen Flügelwelle im Dach der Windmühle und dem ebenfalls aus Holz bestehenden Mühlenbaum, der aus dem Pöllwitzer Walde stammt und eine Länge von neun Metern hat, ist das Getriebe der Mühle vollkommen alt übernommen worden. Ich vermute an Hand meiner Forschungen, daß dieses alte Werk bereits in der Dehleser Mühle alt eingebaut gewesen ist. Es soll aus einer Windmühle in Hohndorf bei Elsterberg i. V. stammen, doch konnte diese Nachricht von mir einwandfrei noch nicht belegt werden. Die Räder des hölzernen Getriebes scheinen jedenfalls älter als nur 50 Jahre zu sein.

Die Einrichtung der Windmühle ist vollkommen erhalten und bietet einen reizvollen Einblick in den technischen Aufbau solcher Bauwerke, wie ihn



Die Sprauer Windmühle

das Mittelalter auch nicht anders kannte, und wie er heute nur noch sehr selten anzutreffen ist. Der Dachboden enthält das Getriebe zur Drehung des Mühlendaches, durch das die Flügel in die entsprechende Windrichtung geschwenkt werden können, und das mächtige hölzerne Winkelgetriebe, durch das die Drehung der Windflügel auf die stehende Welle oder den Mühlenbaum übertragen wird. Das zweite Obergeschoß enthält zwei Siebzylinderkästen, in denen das Mehl gesichtet, also vom Schrot getrennt wurde, und die vom Mühlenbaum aus über Zahnräder und Riemenvorgelege angetrieben werden. Das Mahlgut wird den Sichtzylindern durch zwei Elevatoren aus Holz zugeleitet, die es von den Mahlgängen nach oben bringen und in die Mehlkästen einleiten. Das erste Obergeschoß enthält die beiden Mahlgänge, einen Schrotgang und einen Mehlgang, in denen die besonders geschärften Mahlsteine laufen. Neben den Mahlgängen befindet sich ein hölzerner Steinkran, mit dem die Läufersteine aus den Mahlgängen zwecks Nachschärfung herausgehoben werden können. Von oben her ragen zwei Sackstutzen von den Sichtzylindern herab, durch die das gesichtete Mahlgut und der Schrot getrennt in Säcke gefüllt wurde. Das Erdgeschoß enthält den Antrieb für die Mahlgänge, der über hölzerne Zahnräder vom Mühlenbaum aus durch ein Stellzeug eingerückt werden kann. Außerdem diente das Erdgeschoß als Sackspeicher. — Der Turmbau der Mühle hat eine Höhe bis zum Dach von neun Metern und einen Durchmesser am Fuß von sieben Metern. Die mächtigen Windflügel, von denen jeder ca. neun Meter lang ist, sind teils mit Türen, teils mit Jalousien zur Regulierung des Winddruckes ausgestattet. Die neuere Bauart ist die Jalousien-Schaltung, die der letzte Windmüller der Sprauer Windmühle, Reinhold Jahn, in die Flügel einbauen ließ. Er betrieb die Windmühle bis zum Jahre 1929, wo er, selbst ein alter vogtländischer Windmüller, sein Handwerk endgültig aufgab. Seitdem steht die Sprauer Windmühle still, sie möge aber als technisches Kulturdenkmal kommenden Geschlechtern als ein Beispiel alten deutschen Handwerks gelten.

Ausführliche Angaben enthalten folgende Arbeiten:

Rauh, H.: Geschichte und Technik der alten Windmühle zu Sprau b. Plauen, Kreismuseum und Archiv der Stadt Plauen; unveröffentlicht.

Derselbe: Die Windmühle zu Sprau b. Plauen, Zeitschrift „Vogtland“, Jahrgang 1934, Nr. 6, 7 und 9.



Die Sage vom „Wilden Mann“

in Wort und Bild von Kurt Rübner

(Als Schattenspiel aufgeführt am 24. und 25. November 1936
in der 28. Volksschule, Dresden-Trachenberge.)

1. In der Trachenschlucht.
2. In der Hütte des Wilden Mannes.
3. Der Überfall.
4. Des Fürsten Dank.

1. Teil

In der Trachenschlucht

Dorrede:

Das erste Bild führt uns in die Trachenschlucht. Heute senkt sie sich, bewachsen mit dem letzten Rest des Heidewaldes, am Weg zum Heller hinab zur Vorstadt Trachenberge. Vor 300 Jahren war sie wohl ein Ort des Grauens, ohne Weg und Steg, eine dunkle Wildnis mit Gestrüpp und Gebüsch in dem großen Heidewald. Zwei Kinder haben sich hier verirrt. Wer wird die Armen heimführen?

Ein Mädchen:

Heino, ich finde den Weg nicht mehr.

Heino:

Hier bleib ich nicht, mich hungert sehr.

Mädchen:

Dort, wo die hohen Bäume stehen,
dort oben war ein sichres Gehn,
hier sperrt sich Dorn und wild' Gewächse.

Heino:

In diesem Loch wohnt die Heze.

Mädchen:

Und Gernot ist uns weit voraus.

Heino:

Dein Bruder ist wohl längst zu Haus.

Mädchen:

In dieser Schlucht, so eng und dicht,
hört er auch unser Rufen nicht.

Heino:

Und doch vielleicht, wenn wir zu zwein
recht laut den Namen Gernot schrein.

(Sie rufen laut: G-e-r-n-o-t, das
Echo gedämpft: Not!)

Heino:

Hast du's gehört? Wir rufen: Hier!

Mädchen:

Das Echo neckt uns, glaube mir!

Heino:

Sei still! Von oben kommt was her!

Mädchen:

Ein Schritt! O Gott! Vielleicht ein Bär!

Der Wilde Mann:

Ho, ho, ihr Kinder, fürchtet nicht!
Ich bin fürwahr kein böser Wicht.
Man nennt mich wohl den Wilden
Mann,
so sieht sich's nur von außen an,
doch mancher drinnen in der Stadt,
der bessres Zeug am Leibe hat,
ist rauh und wild in seinem Sinn
viel mehr, ihr Kinder, als ich's bin.

Mädchen:

Wir haben uns verlaufen, Herr.

Der Wilde Mann:

Ich bin kein Herr, ich bin ein Knecht
und dien dem Guten und dem Recht.
Doch kommt, ich führe euch beizeit
dorthin, wo ihr zu Hause seid!

2. Teil

In der Hütte des Wilden Mannes.

Dorrede:

Am Bergeshang hat sich der Wilde
Mann, der Einsiedler, eine Hütte gebaut
und haust hier fern von Welt und
Menschen in der Waldeinsamkeit.





Der Wilde Mann (sißt und schneidet
an einer Keule):

Ich bin kein Herr, ich bin ein Knecht
und dien dem Guten und dem Recht;
schaff ich dem Rechte freie Bahn,
fang ich mit Keulenschwingen an.
Es haust im Heidewaldrevier
genug vierfüßig Raubgetier,
doch stiehlt und räubert noch viel mehr,
was auf zwei Beinen schleicht umher.
Ich suchte Frieden, Ehr und Brot
und kämpfte mich durch Müß und Not
und ward ein Bürger, froh und satt,
dort hinter Mauern in der Stadt,
ich hatt' ein Weib und Freunde viel,
und lustig war's bei Tanz und Spiel.
Sie lohnten mir's mit Trug und List
und bösem Rat und Bruderzwiß.
Ich hatt' bei Hofe guten Stand
und war dem Fürsten wohlbekannt
und fand das adelig Geschlecht
erst recht ohn Sitte, Zucht und Recht.
Ich hab ein freies Wort gewagt,
da hat man mich davongejagt.
Hier in des Waldes Friedensreich,
in Busch und Hain, an Fels und Teich,
da ward ich wieder froh und still
und sterbe hier, wenn Gott es will.
Waldvögel kommen hier zu Gast,
das schwirrt und schwingt von Zweig
und Ast,
und Reh' und Hirsche bleiben stehn,
wenn sie mich alten Bären sehn.

(Klang des Jagdhorns in der Ferne.)

Was Hörnerklang? Die Jagd geht auf!

(Der Jagdlärm verstärkt sich.)

Mit Hund und Helfern dran und drauf!
Des Fürsten Heßjagd, grausig wild!

(Jagdlärm in der Nähe.)

Wie's tobt, wie's rast, wie's bricht
und brüllt!

(Spöttisch):

Ein edles Weidwerk! Ha — ha — ha!
Bald ferne noch, bald hier, bald da!

(Wütend):

Ihr Herren, laßt das Jagen sein!

(Will hinaus.)

Ich schlage mit der Keule drein!

(Mutlos):

Was fängst du armer Teufel an?

(Wirft die Keule weg.)

Bist du verrückt, du Wilder Mann?

Die Macht ist vor das Recht gesetzt,
bist selbst ein Wild, gejagt, geheßt,
das sich im Dunkel hier verkroch.

(Jagdlärm verklungen.)

Jetzt still? — Herein! — So holt
mich doch!

(Mit ironischer Verbeugung nach der Thür.)

Ihr gnädigen Herrn, ich bitte,
es wohnt ein Narr in dieser Hütte!

(Hilferuf in der Ferne.)

Ein Schrei in Not?

(Rafft die Keule auf.)

Ich muß hinaus!

Ich komme gleich. Der Narr bricht aus!

3. Teil

Der Überfall.

Vorrede:

Die Bilder führen uns in die Zeit des
Dreißigjährigen Krieges. Der Kurfürst
von Sachsen, Johann Georg, hatte sich
mit dem Schwedenkönig verbündet, mit
Gustav Adolf, dem Führer des siegreichen
Heeres in der Schlacht bei Lützen. Ver-
sprengte Trupps der geschlagenen kaiser-
lichen Armee ziehen plündernd durch
Sachsen. Am schlimmsten haufen die ge-
fürchteten Kroaten. Wehe den fürstlichen
Jägern, wenn sie in die Hände dieser
Räuber geraten! Wehe dem Kurfürsten
Johann Georg!

Erster Räuber:

Macht schnell, macht schnell, sie kommen
gleich!

Zweiter Räuber:

Das war ein Streich!

Erster Räuber:

Habt ihr die hohen Herrn erwischt?

Zweiter Räuber:

Den Grafen haben wir gefischt,
drei Knechte liegen dort im Grund
beim Hirschen und beim toten Hund.

Erster Räuber:

Wo ist der mit dem Federhut?

Zweiter Räuber:

Der macht' sich frei, er focht zu gut.
Ich glaub', der Fürst vom Lande ist's.

Erster Räuber:
Johann Georg? Zum Teufel! Wüßt's
denn keiner, wo er sich verkroch?
Hätt' man das Federhütchen noch,
das gäb ein schweres Lösegeld!

Zweiter Räuber:
Sieh da hinüber nach dem Feld!

Erster Räuber:
Da zweie, dreie, siehst den Hut?
Iß Fürsten- oder Kroatenblut!
(Die Räuber verstecken sich.)

Der Fürst:
Den Galgen solchem Mörderpack!
(Die Räuber vorbrechend.)

Erster Räuber:
Halloh! Die Kaze ist im Sack!
Du Kezerfürst, bezahl den Dank
dem Kaiser uns für diesen Fang!

Der Fürst:
Gebt Raum! Der Landesfürst befiehlt!

Erster Räuber:
Gib Lösegeld! Du hast verspielt!
(Gefecht.)

Der Wilde Mann (Die Keule
schwingend):
Verdammte Brut, ich bin zur Stell,
hier euern Lohn, nun fahrt zur Höll!
(Schlägt die Räuber nieder.)

4. Teil

Des Fürsten Dank.

Vorrede:
Die Räuber sind erschlagen oder ge-
fangen. In der Einsamkeit hatte der
Wilde Mann Friede und Ruhe gesucht.
Und gerade hier erlebte er Verzweiflung,
Lärm der Jagd und blutigen Kampf.

Aber als Sieger und Retter steht er nun
vor seinem Fürsten.

Der Fürst:
Hab Dank, du Retter aus Räuberhand!
Nun sag mir auch dein Nam' und
Stand!

Der Wilde Mann:
Ich bin ein Niemand.

Der Fürst:
Was wißt Ihr?

Jäger:
Der Wilde Mann, so heißt er hier.

Der Fürst:
Gar wunderbarlich ist deine Art,
Gewandung, sowie Haar und Bart,
wie dieser Wald, so rauh und wild,
du bist fürwahr sein Ebenbild.
In bessern Grund pflanz ich dich ein,
du sollst bei mir im Schlosse sein,
ein Leben haben deiner wert,
von allen immerdar geehrt.

Der Wilde Mann:
Hier find ich Freiheit, Licht und Luft,
die Stadt ist mir wie Grab und Gruft,
doch weiß ich wohl: Ich werde alt
und morsch wie meine Hütt' im Wald;
drum gebt ein Recht zu roden mir
und baun auf diesem Grunde hier!

Der Fürst:
Aus Blick und Sprache rate ich:
Du warst und bist nicht fremd für mich.
Die Hand, die einst dich hart verstieß
und dich in die Verbannung wies,
reich ich dir heut zu Dank und Pfand:
Dein eigen sei hier Wald und Land
und Hof und Haus, daß du aufs neu
den Glauben findest an Recht und Treu,
an Volk und Heimat! Sei fortan
kein wilder mehr, ein freier
Mann!

— Ende. —

Literatur: Meiche, Sagenschatz; Frenzel, Dresden und sein Umland.



Aus dem Oskar-Seyffert-Museum Landesmuseum für Sächsische Volkskunst

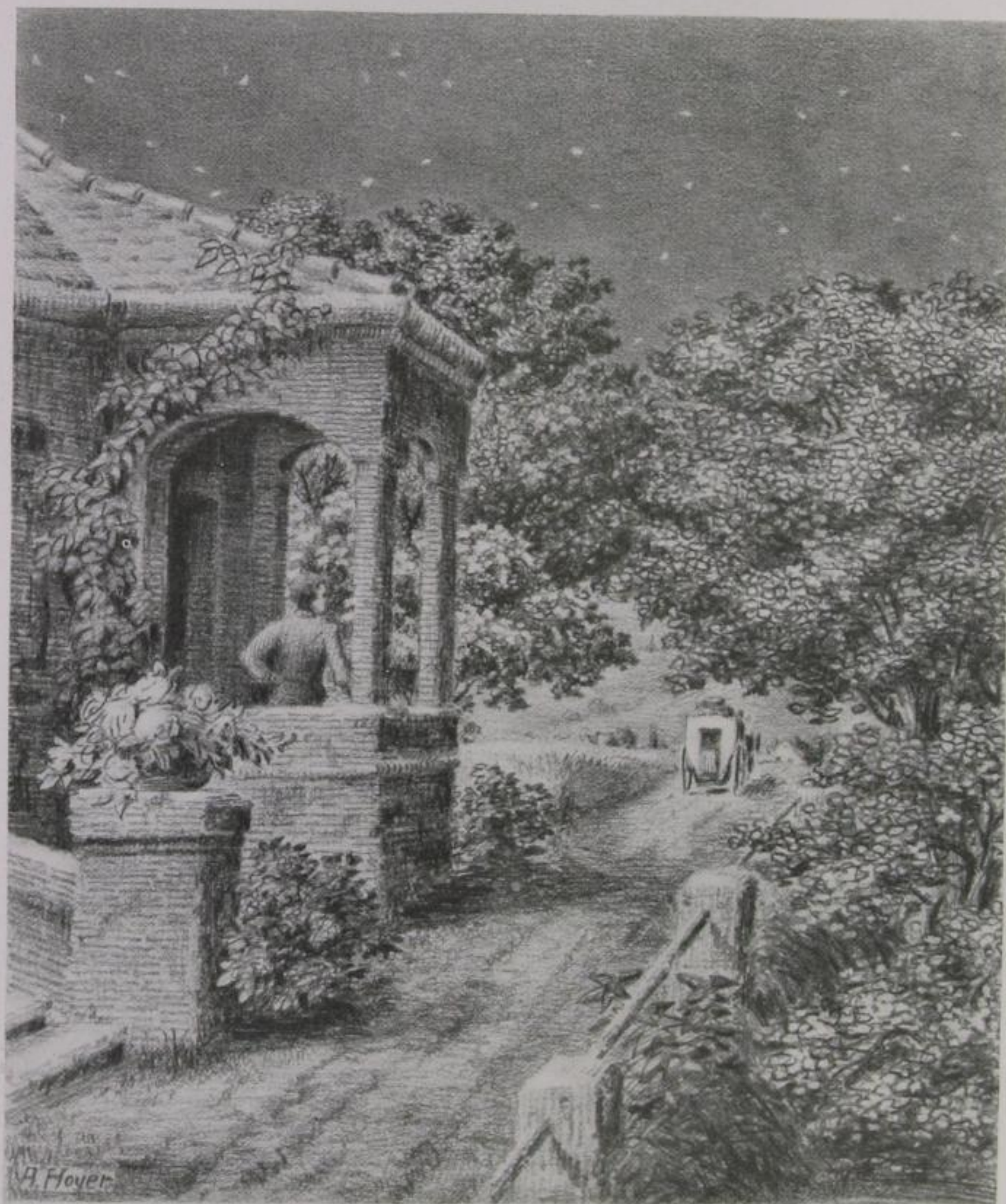
Wenn ich in den Vormittagsstunden in dem kleinen Arbeitszimmer meines Museums sitze, kommen viele Besucher zu mir und bringen ihre großen und kleinen Anliegen vor. Da überreicht mir eines Tages ein schlichter Mann eine Mappe mit Zeichnungen. Die Unterhaltung ergab, daß er Arno Hoyer heißt. Er ist in der Musikstadt Klingenthal geboren. Eigentlich sollte er Musiker werden. Aber so gern er auch Musik hört, so wollte er doch keine machen. Die stärkste Anziehung übten Bleistift und Papier auf ihn aus. Er zeichnete. Und als er später, zurückgekehrt aus dem Weltkriege, die Gedichte von Eichendorff geschenkt bekommen hatte, da zwang es ihm, der jetzt in der Metallbranche tätig war, den Bleistift wieder in die Hand zu nehmen, um „seinen“ Eichendorff mit Zeichnungen zu schmücken. Aber lassen wir ihn selber reden — besser könnte ich's ja auch nicht.

„Eichendorff und die deutsche Landschaft gehören wohl zusammen, denn wie käme es, daß man beim Lesen seiner Gedichte und Beschauen unserer Heimat einen so wunderbaren Zusammenklang findet. Mir geht's schon immer so — —

Sobald ich in einer stillen Stunde die Gedichte Eichendorffs lese, ergreift es mich von neuem und treibt mich förmlich dazu, die Stimmungen in Bildern festzuhalten, wie sie wohl unser Dichter gehabt haben mag.

Eine schwere Krankheit machte mich 1931 arbeitslos. Um dieser Zeit einen Inhalt zu geben, habe ich aus der Not eine Tugend gemacht und gezeichnet. Einen Teil des Ergebnisses will ich Ihnen jetzt vorlegen.“

Die Blätter gefielen mir sehr, und da sie einen Beitrag zur **V o l k s - k u n s t** geben, veröffentlichen wir zwei Blatt. Denn unter „Volks“kunst verstehe ich nicht nur — wie oft üblich — handwerkliche Arbeiten, sondern alle künstlerischen Äußerungen, die aus dem Innern unserer Volksgenossen, die nicht Kunst studiert haben, quellen. O. S.



Das Herz mir im Leib entbrennte,
da hab ich mir heimlich gedacht:
ach wer da mitreisen könnte
in der prächtigen Sommernacht!

Eichengard



Fort ist das bunte Toben,
verklungen Sang und Klang,
und stille ist's hier oben
viel hundert Jahre lang.

Eichendorff.

Sachsens überdeckte Holzbrücken und ihre Erhaltung

Don Oberbaurat Dr. Kurt Hager, Dresden

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Wenn man vom Standpunkte kühler Überlegung an diese Frage herantritt, so ist das Urteil schnell gesprochen.

Die alten Holzbrücken mit ihrer engen Fahrbahn können in der Tat die Abwicklung und den schnellen Ablauf des Verkehrs behindern, sie können ihn für Fahrzeuge mit schweren Lasten im Einzelfall sogar unterbinden, wenn zu



Aufnahme Verkehrsamt, Zwickau

Abb. 1. Der Röhrensteg in Zwickau i. Sa.

fürchten ist, daß die einfache Holzkonstruktion dem Gewicht von großen, schwerbeladenen Lastkraftwagen nicht standhält.

Der moderne Verkehrstechniker wird darum vielleicht die Bemühungen, die Öffentlichkeit von der Notwendigkeit der Erhaltung dieser alten Baudenkmäler zu überzeugen, als reichlich rückständig bezeichnen oder gar unsere Bemühungen als krampfzig ablehnen, daß wir es unternehmen, etwas zu retten, das durch die Entwicklung, oder sagen wir es einmal moderner: durch das „Tempo der Zeit“ dem Verfall preisgegeben erscheint.

Aber so einfach liegt die Sache nicht, daß wir mit Überheblichkeit ein vernichtendes Urteil in dieser Frage fällen könnten.

Zunächst der Tatbestand:

Es handelt sich bei den jetzt noch vorhandenen überdeckten Holzbrücken um einen Bruchteil von wertvollen Baudenkmalern, die nicht nur in ihrer Eigenart konstruktiver Überlegung eine technische Sonderstellung in der Holz-

baukunst einnehmen, sondern auch in ihrer zweckdienlichen Schönheit ungewöhnlich eindrucksvolle Elemente im Landschaftsbilde darstellen.

Welche Bedeutung ihnen zugemessen wird, beweist die Tatsache, daß im Deutschen Museum in München in dem dafür geschaffenen Ehrenraum eine Sammlung technischer Kulturdenkmäler untergebracht ist, wo unter den hervorragendsten Objekten schützenswerter Verkehrsbauten auch Stereoskop-Aufnahmen von sächsischen überdeckten Holzbrücken aufgestellt worden sind. —

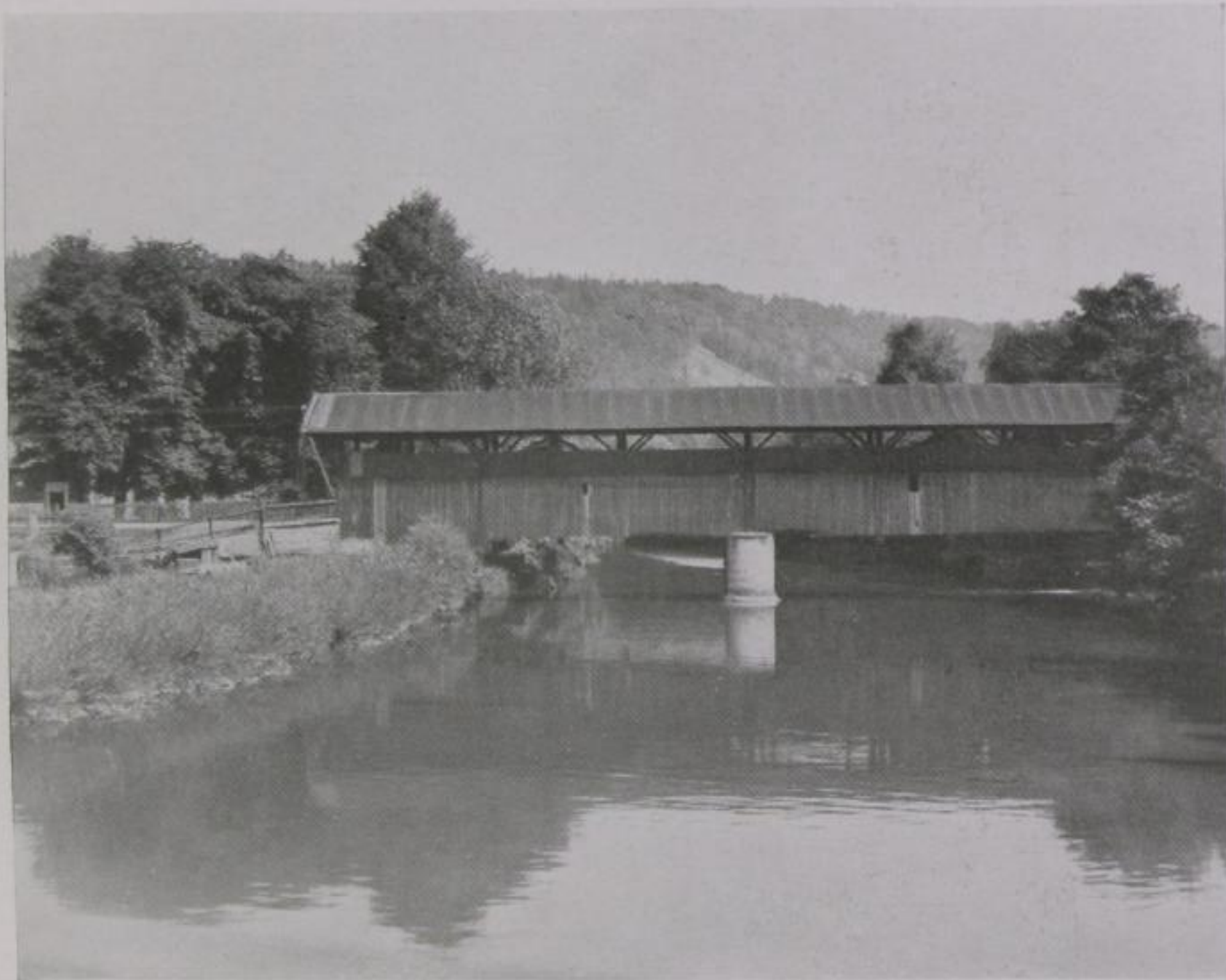


Abb. 2. Fährbrücke bei Zwickau

An Stelle von Furten, deren Benutzung der wechselnde Wasserstand oft behindert, sind diese Holzbrücken im Zuge einer Straße vor Hunderten von Jahren und noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus über den Fluß hinweg geschlagen worden, nicht als kühn gewölbter Bogen mit hohem Stich, sondern in gelassener Ruhe als lastender Holzträger, dem zur Überwindung der weiten Spannung ein Hängewerk von kräftigen Holzbalken aufgesetzt ist.

Herrliche alte Zimmermannskunst offenbart sich hier, uraltes, konstruktives Wissen um Statik und Mechanik. Die konstruktive Form ist fast überall die gleiche. Zur Sicherung des Hängewerkes, des eigentlichen Trägers der Konstruktion, und der übrigen Holzteile ist darüber das Gehäuse mit den verschalten Seitenteilen errichtet, das ein Satteldach, meist in Schindel- oder Schieferdeckung, krönt. In die seitliche Verplankung sind bisweilen Licht-

öffnungen eingeschnitten, die mit feststehenden Jalousie-Brettchen versehen sind. Das Brückengehäuse hat aber nicht nur die Konstruktion, sondern auch den Fahrbelag zu schützen, denn Holz ist in der Nässe glitschig und kann dem Wegebenußer verhängnisvoll werden. Auch der neuzeitliche Kraftwagenfahrer wird

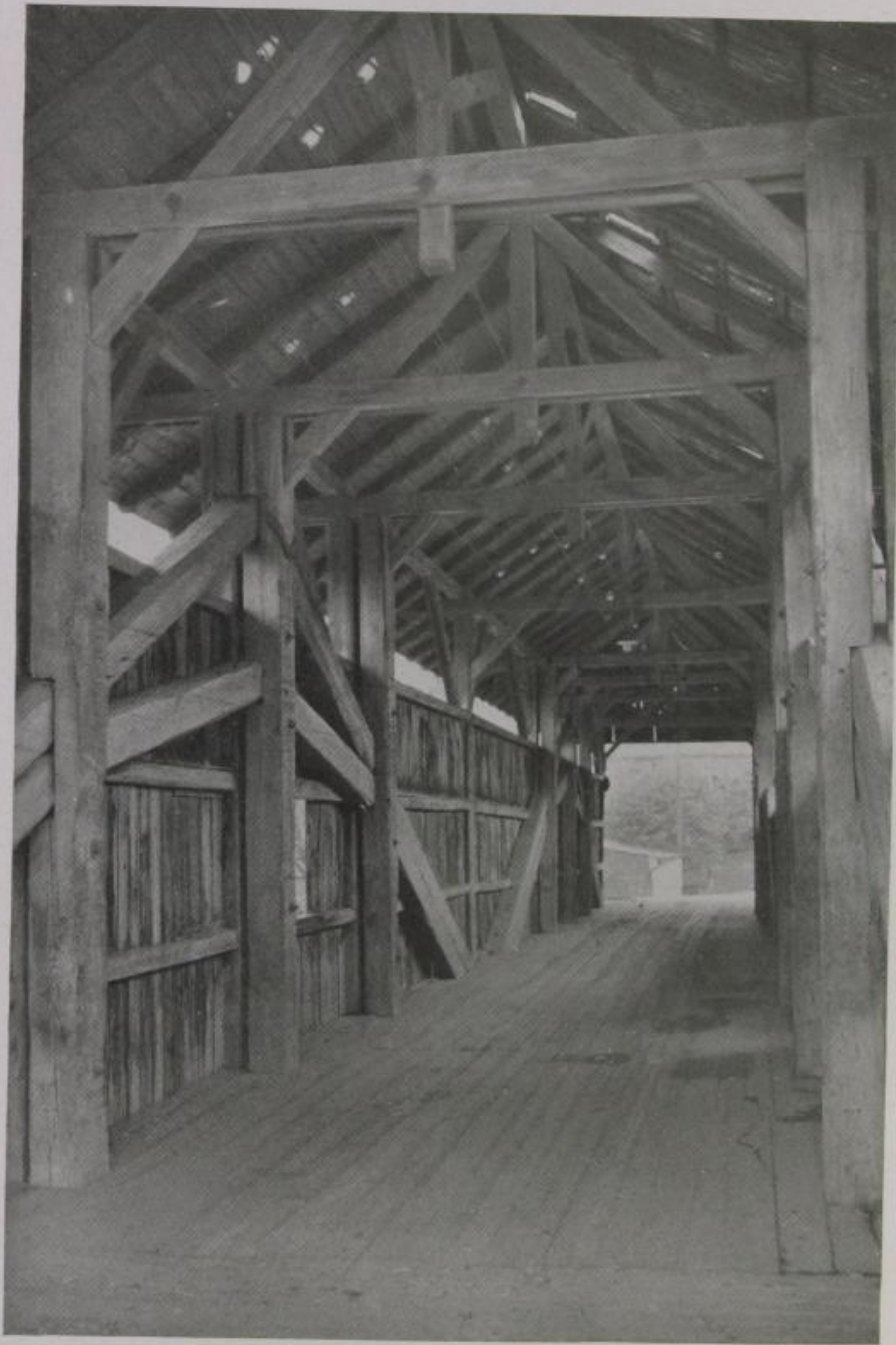


Abb. 3. Fährbrücke bei Zwickau. Inneres
Dorn links ist das Hängewerk des ersten Joches deutlich zu sehen

die dadurch gewonnene Sicherheit beim Passieren solcher Brücken zu würdigen wissen. Und wenn im Wettersturm die Erntearbeiter von den umliegenden Feldern oder Wanderer sich unter den Schutz des Brückendaches begeben, dann empfinden sie sicher diesen wohligen Unterstand wie eine Arche Noah, die in dem feuchten Brodem von Regen und Nebel schwimmt.

Es ist nur ein kleines Häuflein dieser Art Brücken, die dem Moloch Verkehr und der Unrast der Neuzeit noch nicht zum Opfer gefallen sind. Ihre Aufzählung nimmt kaum einige Zeilen in Anspruch. Es sind nur noch **s i e b e n** in ganz Sachsen vorhanden. Diese sind auf Veranlassung des Landesdenkmalpflegers und des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz inventarisiert und gelten als Denkmal im Sinne des Heimatschutzgesetzes. Über ihren Bestand wird gewacht.

In folgenden Gemeinden sind solche Brücken noch erhalten:

In **Z w i c k a u** der „Röhrensteg“ über die Mulde.

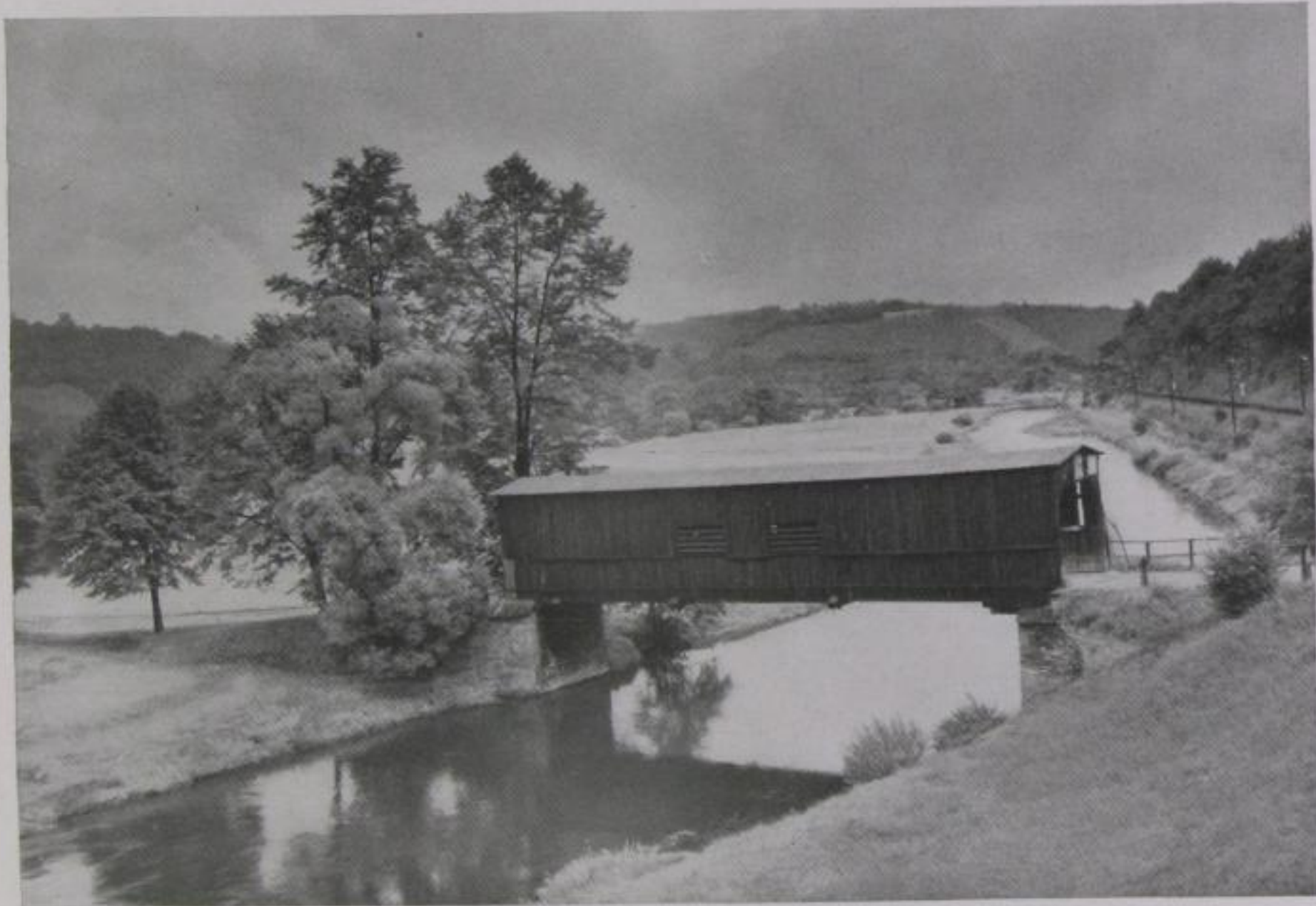


Abb. 4. **Noßwitz bei Elsterberg i. D.**

In **F ä h r b r ü c k e** bei **Z w i c k a u** über die Mulde im Zuge des Gemeindeweges **Langenbach Fährbrücke—Grünau**.

In **Noßwitz bei Elsterberg i. D.** über die Weiße Elster an der Straße, die diesen Ort mit der Staatsstraße **Greiz—Elsterberg** verbindet.

In der Nähe der Bahnstation **Barthmühle (Jocketa)** bei **Plauen i. D.** über die Weiße Elster.

In **Schwarzenberg-Neuwelt** über das Schwarzwasser.

In **Hohenfichte bei Flöha** über die Flöha im Zuge des Kommunikationsweges **Augustsburg—Oederan**.

In **Hennersdorf bei Flöha** über die **Schopau** im Zuge des Kommunikationsweges **Erdmannsdorf—Hennersdorf**.

Wir bringen diese Baudenkmäler in Abbildungen als die ehrwürdigen Zeugen alten Erbgutes und können es uns versagen, zu jedem einzelnen Bauwerk unsere Bemerkungen zu machen, weil die Bilder für sich sprechen. Nur soviel sei gesagt, daß die Brücken, die — wie im Falle Noßwitz und Barth-



Abb. 5. Noßwitz bei Elsterberg i. D. Inneres
Rechts ist das Hängewerk der einjochigen Brücke gut sichtbar

mühle — in der freien Natur, also nicht in unmittelbarer Nachbarschaft von Häusern, stehen, sich dem Landschaftsbilde ganz besonders schön einfügen. —

Wollen wir sie wirklich entbehren? Sollen wir zusehen, daß man sie eine nach der anderen vergehen läßt, wo sie uns doch so viel in ihrer Ehrwürdigkeit und durch ihre Überlieferung bedeuten? Die Geschichte dieser Brücken erzählt



Abb. 6. Barthmühle bei Plauen i. D.



Aufnahme Wilhelm Vogel, Schwarzenberg

Abb. 7. Schwarzenberg - Neuwelt

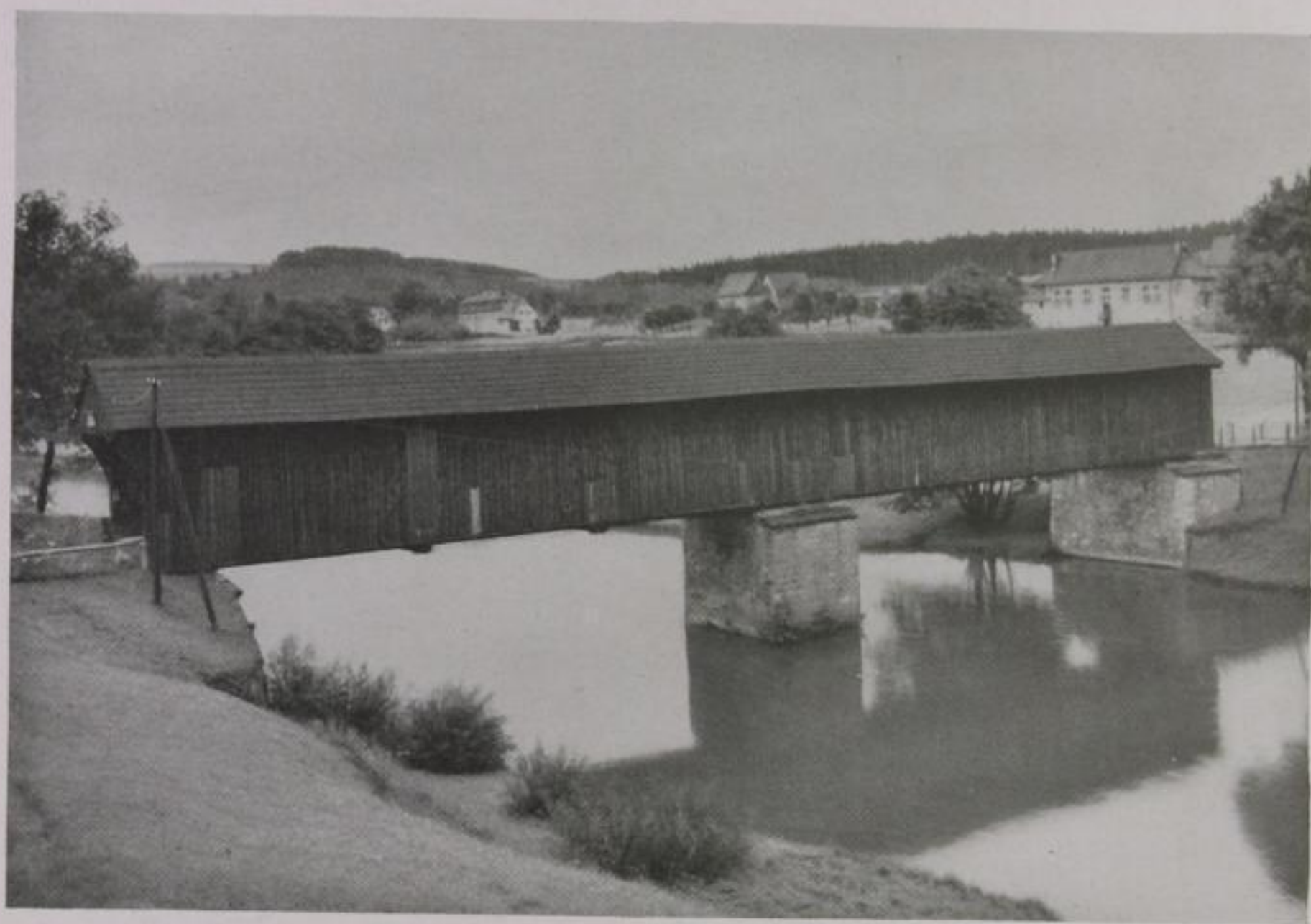


Abb. 8. Höhenfichte bei Flöha



Abb. 9. Hengersdorf bei Flöha

viel von der Opferwilligkeit der Gemeindemitglieder, die unter Hingabe großer Geldmittel und umfänglichen Materials auch noch die persönliche Arbeitsleistung beim Bau dieser Brücken übernahmen. Ihre Geschichte spricht weiter von Überschwemmungen, die die Bauwerke wie ein Schiff entführten, von Eisgängen und gewaltigen Stauungen, denen aber die Brücken oft eine kaum für möglich gehaltene Widerstandskraft entgegensetzen konnten, so daß ihre Lebensdauer über weite Zeiträume hinausreicht. —

Wie aber war es doch mit den Verkehrsforderungen? Nun, auch der Verkehr soll nicht zu kurz kommen. Aber es ist hier wie bei den Stadttoren mittelalterlicher Städte: sie stehen auch heute noch, und der Verkehr wickelt sich dort, selbst in größeren Städten, ohne Gefahr und reibungslos ab. Ein klein wenig Rücksichtnahme und es geht. Und wenn ein hochbeladener Lastkraftwagen mit dem Gewicht von drei und mehr Tonnen nicht unbedenklich über die kleine Brücke fahren kann, dann mag er eben einen Umweg machen. Dieser Einzelfall wird die deutsche Wirtschaft nicht umbringen.

Man darf sagen, daß dieser Standpunkt in der Öffentlichkeit, und besonders auch in den beteiligten Gemeinden, verstanden wird, die an diesen alten Kulturdenkmälern hängen und zu ihrer ungeschmälerten Erhaltung bereit sind.

Natürlich kann es Fälle geben, wo sich beim besten Willen aller Beteiligten ein solches Kulturdenkmal nicht mehr erhalten läßt. Dann wird sich auch von den Heimatsfreunden niemand dieser Notwendigkeit verschließen. So mußte Ende 1933, kurz bevor die Inventarisierung abgeschlossen wurde, die über das Schwarzwasser führende überdeckte Holzbrücke in *Lauter i. Erzgeb.* den gebieterischen Forderungen des Verkehrs weichen.

Da war es rührend, zu sehen, mit welchem Eifer die Heimatsfreunde in der Gemeinde und im Lande sich um ihre Erhaltung bemühten und mit welcher Anteilnahme schließlich, als das Unabwendbare zur Tat werden mußte, die gesamte Ortsbevölkerung den Abbruch der ehrwürdigen Brücke begleitete. Das war nach den uns zugegangenen Berichten wie das Abschiednehmen von einem lebendigen Teil ihres Gemeinwesens und ein Beweis für die Verbundenheit des Volkes mit seinen überkommenen Kulturgütern.

Wir sind gewiß, daß es dieser Gesinnung gelingen wird, die anderen wenigen noch erhaltenen Kulturdenkmäler dieser Art in eine ferne Zeit hinüberzuretten.

Bücherbesprechungen

Wertvolle sächsische Mundartdichtungen. Innerhalb der neuen bodenständigen Bücherreihe „*Stimmen der Landschaft*“ erscheint jetzt neben Dichtungen in hochdeutscher Sprache eine Folge „*Mundartdichtungen*“. Herausgeber ist der bekannte sächsische Mundartforscher und Volkskundler Albert Zirkler. Sein Name bürgt für den Wert der Reihe.

Für die ernsthaft strebenden Mundartdichter war es immer schwierig, ihre Dichtungen in Buchform herauszubringen. Es ist deshalb besonders anzuerkennen, daß der *Bastei-Verlag* (Dresdner Akzidenz-Druckerei vorm. Rich. Müller G. m. b. H.), Dresden-A,

Polierstraße 12/14, es sich mit zur Aufgabe gestellt hat, wertvolle Mundartdichtungen aus den verschiedensten sächsischen Sprachlandschaften (einschließlich der sudetendeutschen Grenzgebiete) der breiten Öffentlichkeit zu billigem Preis und in geschmackvoller Ausstattung zugänglich zu machen.

Es liegen bereits zwei Bändchen vor. Gleich das erste, „Weefner Woare“, das Gedichte in Oberlausitzer Mundart von Gustav Wolf-Weiffa enthält, bedeutet einen glücklichen, vielversprechenden Anfang. Es enthält wertvolles, ansprechendes, wurzelrechtes Dicht- und Liedgut ernster und heiterer Art. — Der Verlag hat keine Kosten gescheut. Man bedenke: Zu elf Liedern sind Vertonungen von Felix Töppel beigegeben, außerdem enthält das Büchlein noch fünf Zeichnungen von dem Lausitzer Maler Rudolf Warnecke. Dieses schmucke Büchlein kostet — wie alle übrigen der Reihe — nur 90 Pf. Möge die gediegene und wertvolle „Weefner Woare“ rechte Verbreitung finden!

Ferner liegt ein Bändchen Gedichte in der Mundart von Sinnwald im Erzgebirge, „Bargwind“ betitelt, von Max Tandler vor. Das Osterzgebirge hat in Tandler einen ausgezeichneten Mundartdichter aufzuweisen. Die Volkssprache lieft sich leicht. Die Gedichte sind fein empfunden, volksnahe, voll tiefem Gemüt und feinem Humor. Prächtige Holzschnitte von dem bekannten Maler Buchwald-Sinnwald erhöhen den Wert des Bändchens. Auch diese Veröffentlichung ist als eine besondere Tat zu begrüßen!

Für eine zielbewußte Mundartpflege im Sinne des Heimatschutzes können die Mundartbüchlein als überaus wertvolle Beiträge und Bausteine bezeichnet werden! Sie tragen bei zu einer gerechten Beurteilung und Wertschätzung unseres sächsischen Volkes und seiner Sprache.

Behm, H. W. und J. Böttcher: **Deutsche Naturschutzgebiete.** Weimar: A. Duncker 1936. (176 S., 95 Abb.) Geb. 4,80 RM.

Diese Neuerscheinung ist nach Anlage und Ausstattung ein Gegenstück zu dem früher erschienenen Werk W. Hege und E. von Kapherr: *Deutsche Raubvögel.*

J. Böttcher, ein Meisterschüler W. Heges, hat nahezu ein Jahr lang die deutschen Naturschutzgebiete bereist und nicht wenige ihrer Schönheiten und Besonderheiten im Lichtbild eingefangen. Behm hat um diese eindrucksvollen und ausgezeichnet reproduzierten Bilder einen gut empfundenen Text geschrieben. Im einführenden Abschnitt „Dormarsch zum Naturschutz“ befaßt er sich mit der Entwicklung des Natur- und Heimatschutzgedankens, gibt in den fünf folgenden Kapiteln („Was uns die deutschen Alpen erzählen“, „Im Küstenraum der See“, „Durch Heide und Moor“, „Wälder, die uns heilig sind“ und „Landschaft der Feuerberge“) Schilderungen und Stimmungsbilder aus besonders auffälligen deutschen Naturschutzgebieten und umreißt unter der Devise „Naturschutz wandelt ein Volk“ die großartigen Fortschritte, die uns unter der neuen Staatsführung in den letzten Jahren beschert wurden. Man lieft die Betrachtungen mit viel Freude und findet auch den Landesverein Sächsischer Heimatschutz erwähnt (Seite 36); vielleicht darf der Wunsch, daß dieser bedeutenden und erfolgreich arbeitenden Organisation noch einige Zeilen mehr gewidmet worden wären, nicht als Unbescheidenheit angesehen werden. Die Abbildungen bringen zumeist Landschaften, darunter auch Wiedergaben von bemerkenswerten Bildern von Bleuler, Höfel und bekannten Stichen von Ludwig Richter, ferner einige schöne Tierbilder.

Das Buch kann, obwohl es keinerlei Überraschungen bringt und auch sonst nicht aus dem Rahmen mehrerer anderer einschlägigen Arbeiten herausfällt, durchaus empfohlen werden.

Kummerlöwe.

Für den Inhalt verantwortlich: Werner Schmidt — Druck: Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden
Druckfarben: Farbenfabriken Berger & Wirth, Leipzig — Photographische Platten „Peruz“
Photogr. Aufnahme-Apparate: Zeiß-Ikon, Dresden — Photogr. Aufnahmen: Max Nowak — Auflage 30000



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben

Abgeschlossen am 31. August 1937

Sächsische Köpfe

Versuch eines Überblicks

Don Kurt Arnold Findeisen

Für die Landschaft Sachsen ist eine überraschende Vielfalt ihrer Formen wie eine bunte Unterschiedlichkeit ihrer Lebensäußerungen bezeichnend. Dasselbe gilt für das geistige Antlitz Sachsens. Die geistige Haltung Sachsens ist dadurch charakterisiert, daß sich hier seit Jahrhunderten von allen Seiten her Kräfte ebenso intensiv zusammenballten wie ihre Wirkungen in alle Himmelsrichtungen ausgestrahlt wurden und daß sich doch aus diesen Bewegungen des Tausches und des Widerspiels ein Gesichtsausdruck zusammensetzte, der als eine geschlossene Ganzheit angesprochen werden muß und der eines inneren Gleichgewichtes nicht ermangelt. Und gerade die wechselreiche Bewegtheit des sächsischen Antlitzes, die von einer besonderen Mannigfaltigkeit seelischer Regungen Zeugnis ablegt, ist von hohem Reiz.

Immer hat es sich hier um ein Menschenantlitz gehandelt, das von stumpfer Gleichgültigkeit wie von müder Übersättigung gleichweit entfernt war, immer lag über diesem Gesicht ein heller Schein rascher Auffassungskraft und unverzüglichen Verständnisses, immer blitzte es in diesem Gesicht von Geist, Witz, Ironie, Satire und sehr häufig auch von streitbarem Drang und kritischer Leidenschaft, immer lag in diesen Augen etwas Forschendes, etwas Spähendes

wie bei einem Jäger, einem Wächter, der auf Posten steht, oder bei einem Bergmann, der in ungewisses Dunkel vordringt; immer waren in diese Stirn ein paar Furchen eingegraben, die auf einen erfindungsreichen Unternehmer, einen zähen Konstrukteur, einen unermüdetlich rechnenden Kaufmann schließen ließen, immer war etwas in diesen aufgeschlossenen Zügen, das auf Austausch, auf Wechselverkehr, auf ersprießliche Vermittlung verstandes- oder gefühlsmäßiger Art bedacht war, und immer hielt einer Neigung zum Beschaulichen eine ausgesprochen kämpferische Haltung die Wage.

Unter diesen Gesichtspunkten soll in aller Kürze eine Reihe sächsischer Männer und Frauen, die das Wesen ihrer Heimat so oder so bemerkenswert vertreten haben, in kurzen Umrissen heraufbeschworen werden. Dabei wird die eigentümliche politische Rolle, die Sachsen im Laufe der Jahrhunderte in Deutschland zu spielen hatte, von vornherein außer acht gelassen; und aus der Erfahrung, daß erst über dem geschlossenen Grabe eine vollkommen gerechte Würdigung menschlichen Seins und Wirkens möglich ist, ergibt sich ohne weiteres die Beschränkung auf Gestalten lediglich aus der Vergangenheit.

Mit dem großen kulturpolitischen Auftrag der Grenzwehr gegen Osten trat die Mark Meißen ins Licht der Geschichte. Unter denen, die den Namen des Gebietes frühzeitig weithin bekannt machten, stehen die meisten zu ihrem Hauptort in engster Beziehung: Heinrich der Erlauchte, der Minnesänger, residierte auf dem Berg an der Elbe, der den ersten Wartturm trug. Heinrich Frauenlob, der Meistersinger, stammte aus der Stadt Meißen, Heinrich von Krolewitz, ein früher sächsischer „Lehrmeister“, wahrscheinlich aus ihrem nächsten Umkreis. Auch die Spur von zwei anderen Heinrichen hat noch heute eine schwache Leuchtkraft: Heinrich von Freiberg vollendete das Tristanepos Gottfrieds von Straßburg, und Heinrich von Mügeln, ein Wegbereiter der allegorischen Dichtung, trug mit höfischer Bildung Sprache und Art seiner Heimat weit über deren Grenzen.

Durch die Auffindung märchenhafter Silberschätze im Erzgebirge um die Wende des 10. Jahrhunderts zog das Land Sachsen zum erstenmal den Blick der ganzen Welt auf sich. Städte erblühten und wurden zu Mittelpunkten geistigen Lebens, Städte, deren Namen vorher niemand gekannt hatte: Zwickau, wo um 1500 der gelehrte Stephan Roth Stadtschreiber war und als Übersetzer, Herausgeber, Korrektor, Berater von Druckern weit und eindringlich wirkte, Zwickau, dessen berühmte Ratschule keinen Geringeren zum Rektor hatte als den aus Glauchau stammenden Georg Agricola, den bahnbrechenden Gesteinsforscher, der, in ebenbürtiger Nachfolge des verdienstvollen Rühle von Kalbe, die ersten grundlegenden Lehrbücher der Berg- und Hüttenkunde verfaßte; daneben Joachimsthal, wo der Rochlitzer Johannes Matthesius, der erste Biograph Luthers, Pfarrer und bildkräftiger Prediger war und wo Nikolaus Hermann, der fromme Liederdichter, als Kantor wirkte. Sie alle standen in lebendigen Beziehungen zu dem überwältigenden geistigen Erlebnis der Zeit, Martin Luther, und sie alle standen kämpferisch ein für Erkenntnis und geistige Freiheit. Derjenige ihrer Landsleute, der bereits hundert Jahre

vorher unerschrocken und streitbar für eine grundlegende Kirchenbesserung eingetreten war, Petrus von Dresden, hatte seinen reformerischen Mut mit dem Leben bezahlen müssen; er war 1421 vom Regensburger Bischof als Ketzer verbrannt worden. Eine zweite große Epoche sächsischer Geistigkeit war um dieselben Ideale bemüht. Kritik, Aufklärung, Volkserziehung großen Stils waren die Begriffe, in deren Bannkreis sie sich bewegte. In ihren Überschneidungspunkten standen Männer wie Samuel Pufendorf aus Dorf-Chemnitz und Christian Thomasius aus Leipzig, Gottfried Wilhelm Leibniz aus derselben Stadt und Gotthold Ephraim Lessing aus dem lausitzischen Städtchen Kamenz. Samuel Pufendorf wirkte weithin als bahnbrechender Lehrer des Naturrechts. Christian Thomasius setzte sich erfolgreich für eine Auffassung der Wissenschaft vom Standpunkt des praktischen Lebens und des gesunden Menschenverstandes ein; er war der erste Hochschullehrer, der seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt. Gottfried Wilhelm Leibniz, der größte deutsche Philosoph vor Kant, umfaßte die gesamte wissenschaftliche Forschung seiner Zeit und proklamierte bedeutungsvoll die Kräfteinheit des Individuums. Gotthold Ephraim Lessing, der Wahrheitsucher und -vertechter, ebenso aufstachelnd wirkend als Dichter wie als Schriftsteller, erzielte bewundernswerte Höchstleistungen zwar nicht aus dionysischem Überschwang, wohl aber durch gesteigerte Kritik und geschärften Intellekt. Wie stark die durch diese Männer vertretene weltläufige geistige Bewegung im eigenen Lande war, geht aus der Tatsache hervor, daß in dieser Zeit gerade in Sachsen eine Anzahl „gelehrter Bauern“ von sich reden machte. Der weitaus beträchtlichste unter ihnen, Johann Georg Palisßch aus Prohlis bei Dresden, bestätigte unter anderem die Kometentheorie des Engländers Halley, was europäisches Aufsehen erregte. In den Jahrzehnten der napoleonischen Gewaltherrschaft war es der aus Rammennau in der Oberlausitz stammende Philosoph Johann Gottlieb Fichte, der dem großartigen Sturmlauf nationalen Freiheitsdranges, dem sich trotz der unglücklichen Politik seiner Dynastie auch das sächsische Volk nicht entzog, gedanklichen Unterbau und geistigen Fittich verlieh. Für eine haltbare deutsche Einheitsfront trat mit dem Einsatz seiner ganzen lodernenden Persönlichkeit Heinrich von Treitschke ein, der in Dresden geborene Historiker und „historiograph des preußischen Staates“, der unter anderem die parlamentarische Ausartung des Liberalismus früh verwarf. Seine lebendige Kraft ist bis heute in unserm Volke wirksam.

Die sächsische Dichtung wird innerhalb des Gesamtschrifttums der Nation durch viele klangvolle Namen vertreten, unter ihnen sind Paul Fleming, Paul Gerhardt, Christian Fürchtegott Gellert, Friedrich von Hardenberg (Novalis), Theodor Körner, Johann Gottfried Seume, Luise von François, Wilhelm von Polenz. Ihre künstlerische Haltung ist, im Ganzen gesehen, mehr nach der Seite eines hellen, schöpferischen Verstandes als nach der Seite wuchernden Gefühls hin ausgerichtet, und es ist gewiß kein Zufall, daß die meisten Fabeldichter, Satiriker und Didaktiker der deutschen Literatur aus Sachsen stammen. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß dieser Gau zwei Volks-

Schriftsteller hervorgebracht hat, deren zum Teil für die Jugend bestimmten Erzählungen im ganzen Abendland, ja in der ganzen Welt, Wiederhall gefunden haben: Gustav Nieritz aus Dresden und Karl May aus Hohenstein-Ernstthal.

Mit dem musikalischen Romantiker Robert Schumann aus Zwickau, der in seinen Jünglingsjahren noch nicht wußte, ob er sich künstlerisch für das Wort oder den Ton entscheiden sollte, tritt ein überlegener Musikschriftsteller und gefühlsbetonter Kritiker auf. Seine außergewöhnliche Erscheinung entrollt die Frage, ob für die sächsische Seele nicht vielleicht ganz besondere Glücksstunden dadurch heraufgeführt werden, daß kühl abwägender Verstand fortgerissen wird vom Rausch der Töne, daß kritische Spottsucht besänftigt, begütigt, ins Positive gewandelt wird durch den Flügelschlag der Melodien. All die ausgezeichneten Musiker, die aus der sächsischen Landschaft stammen, scheinen diese Frage zu bejahen: Heinrich Schütz aus Köstritz, der zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die erste deutsche Oper schuf; Johann Kuhnau aus Geising im Erzgebirge, der Vorgänger Bachs im Leipziger Thomaskantorat, der die Klaviersonate programmatisch bereicherte und als erster Mißstände seines Berufs in einem heute noch lesbaren satirischen Roman „Der musikalische Quacksalber“ an den Pranger stellte; Georg Friedrich Händel aus Halle, der das Oratorium als erster zu einer eigenen Kunstgattung erhob und europäische Geltung gewann; der Oberlausitzer Johann Adam Hiller, der die ersten deutschen Singspiele auf die Bühne brachte, und hinter vielen Talenten zweiten Grades, wie Heinrich Marschner aus Zittau, der geniale „Neutöner“ Richard Wagner aus Leipzig. Und wenn hier schon einmal das Genie vom Standpunkt der Stammeszugehörigkeit aus gemessen wird, so darf kurz gesagt werden, daß es sich bei Wagners bahnbrechendem Musikdrama um eine Menschheitsleistung handelt, die ohne gewisse sächsische Stammeseigenschaften einfach nicht möglich gewesen wäre, nämlich ohne eine eingeborene schwingende Musikalität, ohne einen weitgespannten schöpferischen Verstand und ohne eine beispiellose, durch keinen Mißerfolg zu ermattende Willenskraft. Der seltsam musikalische Pfarrerssohn Friedrich Nießche aus Röcken bei Lützen, der als einer der ersten deutschen Philosophen Gedanken von der Auslese der Besten und von der rassistischen Hochzucht tiefsinnig begründete, betonte selbst, daß polnisches Blut in seinen Adern flösse. Wenn man will, kann man trotzdem in der unerbittlichen Folgerichtigkeit seiner Ideen Offenbarungen sächsischer Geistigkeit erblicken, Offenbarungen einer Geistigkeit, die sich gelegentlich ins Paradoxe überschlug. Als ein unermüdlicher und unerschrockener Kämpfer gegen alles „Gestrige“ steht er für uns neben Richard Wagner siegreich an der Schwelle der nationalen Wiedergeburt unsres Volkes und am Tor einer neuen heldischen Männerzeit.

Der Beitrag, den Sachsen auf dem Gebiete der Malerei und Bildhauerei der deutschen Kunst lieferte, ist etwa an folgende Namen gebunden: Julius Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter, Ferdinand von Kinsky, Friß von Uhde, Hermann Vogel, Max Klinger, Ernst Rießchel, Ernst Hähnel, Johannes Schilling.

Der ausgesprochene Sinn für das Praktische, das Rechnerische der sächsischen Grundveranlagung tritt überzeugend und achtungsgebietend in Erscheinung, wenn es sich um Leistungen handelt, die als Erfindungen, Unternehmungen, Gründungen gekennzeichnet werden können und die zum Teil ins Kaufmännisch-Wirtschaftliche hinüberreichen. Johann Friedrich Böttger und Ehrenfried Walther von Tschirnhaus erzeugten nach unermüdlichen Versuchen Porzellan. Ferdinand Adolph Lange verbesserte entscheidend die Herstellungstechnik der Uhren. Friedrich Gottlob Keller erfand das Holzschliffpapier. Diese wichtige Erfindung ermöglichte es, daß Anton Philipp Reclam der „Verleger der Welt“ werden konnte, daß B. G. Teubner im Druckerei- und Verlagswesen bahnbrechende Neuerungen einzuführen vermochte, daß es dem Gründer der weltberühmten „Technik-Edition“, Bernhard Tauchnitz, möglich wurde, durch mustergültige und honorierte Ausgaben englischer Schriftsteller eine frühe und nicht zu unterschätzende reingeistige Annäherung zwischen England und Deutschland anzubahnen. Im Zusammenhang damit gelangte die Verbesserung des Musiknotensatzes durch J. G. J. Breitkopf, die fast einer Erfindung gleichkommt, zu grundlegender Bedeutung.

Eine Unternehmerin großen Stils war auch die Annabergerin Barbara Uttmann, die im 16. Jahrhundert dem notleidenden oberen Erzgebirge zur Wohltäterin wurde, indem sie die Spitzenklöppelei als Heimindustrie einführte und wirtschaftlich erschloß. Ihr treten aus anderen Wirkungsbereichen drei sächsische Frauen zur Seite, auf die noch heute ein Schein hellen Ruhmes fällt: die erste große deutsche Schauspielerin Karoline Neuber aus Reichenbach, die Pianistin und Komponistin Klara Wieck aus Leipzig, die spätere Gattin Robert Schumanns, und die Botanikerin Amalie Dietrich aus Siebenlehn, die alle drei auch durch die Unverwüstlichkeit ihrer Naturen sächsische Tugenden in einer besonders gewinnenden Form verkörpern.

Neben den zu Unrecht unterschätzten Jüngling Theodor Körner aus Dresden, der sich für die politische Freiheit seines Landes opferte, treten soldatische Gestalten wie Ferdinand von Schill (geboren in Wilmsdorf bei Dresden), Neidhardt von Gneisenau (geboren zu Schildau bei Wurzen), Karl Rudolf Bromme (geboren bei Leipzig), der Admiral der ersten deutschen Flotte, Max von Hausen, der Generaloberst von 1914, und die Kampfflieger Max Immelmann aus Dresden und Oswald Boelcke aus Halle, die 1916 im Westen fielen und die die Kriegskunst einer neuen Flugtechnik als erste mit ausbildeten.

Offensichtlich waren die meisten der aufgeführten Gestalten durch etwas geheimnisvoll Verschwistertes verbunden: die Gemeinschaft der sächsischen Geisteshaltung, die sich durch eine bewußt und hausälterisch geregelte Intelligenz und durch die zähe Beweglichkeit eines erfinderischen Sinnes für das Zweckmäßige und Reale darlegt, durch eine alte, entschiedene, von keiner Enttäuschung zu entmutigende Beharrlichkeit im Dienste der Vernunft und durch kämpferischen Einsatz für körperliche und geistige Freiheit. Daß aber Fichte und Wagner und in gewissem Sinne auch Nietzsche aus dem Stamm

der Sachsen hervorgegangen sind, bedeutet schließlich nichts Geringeres, als daß der helle und bewegliche Stamm im Herzen Deutschlands in außergewöhnlichen Vertretern entschiedenen Anteil haben durfte an der völkischen Erneuerung Deutschlands.

Die folgenden Aufsätze wollen nun das hier kurz Gesagte teils beweisen, teils ergänzen; gleich dem „Versuch eines Überblicks“ haben sie nicht den Ehrgeiz, das ober-sächsische Problem von Grund auf zu lösen, vielmehr sieht dieses Sonderheft, das bereits 1932 geplant wurde, seine Hauptaufgabe darin, neben zahlreichen verdienstlichen Bestrebungen ähnlicher Art von sich aus Material zusammenzutragen zu jenem überlegenen, alles Für und Wider unter dem Oberlicht höherer Gesetze abschätzenden Werke, das der geistigen Leistung des ober-sächsischen Stammes voll gerecht werden wird. Innerhalb einer solchen endgültigen Gesamtbetrachtung, die auch das Überdingliche und nicht ohne weiteres Wägbare mit in den Wirkungszwang der Kräfte einbeziehen wird, wird unter anderem eins, das heute immer wieder in Verwunderung setzt, seine einleuchtende Begründung finden, nämlich die Tatsache, daß der sächsische Stamm trotz der ungeheuren Industrialisierung und beispiellosen Verstädterung seines Gebietes den unerläßlichen Zusammenhang mit den Säften der mütterlichen Erde nie verlor und daß es ihm nie an dem Bewußtsein heiliger Verpflichtung gegenüber der Scholle mangelte, die, vom Blut der Väter gedüngt, im Lauf der Jahrhunderte zu einem jener deutschen Herzräume wurde, die für den Blutkreislauf der Nation von lebensbestimmender Bedeutung sind. Einem Kunstgriff großen Schicksals aber kommt es gleich, daß der ehemaligen Mark Meißen die ehrenvolle Aufgabe der Betreuung der Reichsgrenze, an der sie vor Jahrhunderten äußerlich und innerlich zuerst erstarkte, seit dem Frieden von Versailles neu übertragen ward.

Fünf Heinriche

Don Kurt Gerlach

Wir sächsischen Stammesbrüder alle gehören einer Bluts-kette an, die über das Mittelalter und die deutsche Frühzeit aus der Vorzeit abrollt in die Zukunft hinein. Wir sind nur Zelle und Faser in einem lebendigen Verband, der uns fester zusammenhält als Eisenketten und uns ein Landes- und Lebensschicksal hat tragen lassen, das nicht gewöhnlich ist. Wir leben in einem Lande, das seine Schätze nicht freiwillig hergibt. Nur die Lößflecke des Nordens machen von je satt, aber sie sind am ehesten besiedelt und ins kleinste zerteilt. Die Gebirgshöhen haben uns in den Boden hineingetrieben, den wir um und um wühlten um des edlen Erzes willen. Wir haben die Urkohle aus der Tiefe gekraht und unsere Hochtäler abgeriegelt und mit der weißen und schwarzen Urkraft von Kohle und Wasserfall die Werke getrieben. Wir haben den Baum im Schuppen zerschnitten und das Dließ und den Flach in der Stube

zerdreht und durcheinandergegeben — für andere. Wir tun für andere mühsame Arbeit, wir werken von früh bis abends ums Brot, und dazu sind wir Grenzlandbewohner. Oft brach der Feind ein und nahm den Ertrag unseres Fleißes. Wir kennen das Pirnasche Elend und die Wurzener Kreuz- und Marterwoche. Wir kennen den Marschtritt der Tschechen unter Prokop und den Hufschlag der böhmischen Rosse unter Wratislaw. Hier bei uns vollzog sich unter Wiprecht von Großsch die Landrücknahme und unter Heinrich I. der Markensturm. Wir tragen in uns das Derbharte und Schwungvolle des dinarischen Menschen, das Formvollklare, Nüchterngroße, Entschiedene und Zielstrebige der nordischen Rasse, das Gründlichste und Weggewisse der fälischen, das Emsigzähe und Bescheiden-Wurzelnähe der ostischen. Wir sind wie alle Ostgefahrenen beweglich und munter, wir begnügen uns mit dem Platz am Rande, aber unsere Arbeit gilt immer der Mitte und dem Kern: für das Ganze und das Volk. Und immer ist einer unter uns gewesen, der unseren Namen in die große Welt getragen hat.

Unter den Meißnern, die unseren Namen am frühesten bekanntgemacht haben, taucht in den Schriftdenkmälern des deutschen Mittelalters fünfmal der Name *H e i n r i c h* auf. Schon alle diese Vertreter unseres Blutes waren von unserer Art, und wir erkennen gern, daß noch heute in uns ihr Blut pulst. Sie waren weitgereist und sprachgewandt, höfisch und höflich, großzügig und schwungvoll, ja überschwenglich, aber auch nüchtern und sachlich, fleißig, sogar auch trocken und eng bisweilen. Sie waren ja auch Kinder ihrer Zeit mit den anderen Kindern ihrer Zeit.

Am frühesten wird ein *H e i n r i c h v o n K r o l e w i t z* im Meißnischen genannt. Nach Koschs „Deutschem Literatur-Lexikon“ soll Kröllwitz bei Meißen seine Heimat sein. Seinen Aufenthalt hatte Heinrich vermutlich am Hofe Guzzelins III., Grafen von Schwerin. Er begann Weihnachten 1252 eine Umschreibung des Vaterunsers zu dichten und vollendete sie gerade am Christfest 1255. Sie ist 4889 Verse lang. In seinem Gedicht sind mancherlei geschichtliche und naturwissenschaftliche Angaben eingeflochten. Er beschreibt den Kompaß und die Eigenschaften des Magneten wie der edlen Steine, — einer von den sächsischen Lehrmeistern, deren Geschlecht noch heute weiterblüht.

Zu seiner Zeit regierte in Meißen *H e i n r i c h I I I.*, der den Beinamen „*Illustris*“, der Erlauchte, bekam. Einen Teil seiner Jugend verbrachte er am Hofe des Herzogs Leopold VII. von Österreich, mit dessen Tochter Constantia er sich 1234 zu Stadelau bei Wien verlobte. An der Spitze von 500 Vasallen zog er 1237 gegen die heidnischen Ostpreußen. Auf der Ostsee rüstete er zwei Schiffe gegen die Seeräuber und ließ an der Küste die Burgen Elbing und Balga bauen. Der Kaiser verlobte seine Tochter Margarete 1243 mit des Markgrafen ältestem Sohne Albrecht und gab ihr das Pleißnerland nebst Altenburg, Zwickau und Chemnitz mit. Der Besitz des Meißners reichte zuletzt von der Oder bis zur Werra, vom Erzgebirge bis zum Harz, er wurde im Reich nur von dem böhmisch-österreichischen Besitz übertroffen. Heinrichs zweite Gemahlin war Agnes, die Schwester des Böhmenkönigs Wenzel I. Heinrich ist

uns bekannt als Erbauer der Burgen Wehlen und Tharandt und der ersten steinernen Elbbrücke in Dresden, wo er bleibenden Aufenthalt nahm. In die geistige Welt ist er als Dichter und Sänger eingegangen. Der Papst Innozenz IV. gestattete 1254, daß Heinrichs Komposition des „Kyrie eleison“, des „Gloria“ und des „In Excelsis“ in allen Kirchen seiner Lande gebraucht wurden. In ein dauerndes Gedächtnis gebracht haben ihn seine Minnelieder.

Einer seiner Landsleute und Zeitgenossen, Heinrich von Freiberg, lebte bei böhmischen Grundherren und am Hofe König Wenzels II. Im Auftrage Reinmunds von Lichtenburg schloß er Gottfrieds unvollendetes Tristanwerk mit Ehe und Tod der Liebenden ab. Den Stoff mag er aus altfranzösischen Quellen genommen haben. In die lebendigste Gegenwart aber führt er mit der „Ritterfahrt des Johann von Michelsberg“, einer Schilderung der Reise von Böhmen nach Frankreich und des Aufenthaltes in Paris. Von jenem Johann von Michelsberg nahm damals Wenzel II. Gitschin und gab ihm dafür Scharfenstein, Bensen, Dewin und Weleschin. Seinem Enkel kaufte Hinke Berke von der Duba 1406 die beiden Rathen und später Hohenleipa ab. Der böhmische Hof war aber damals ein deutscher Hof, an dem der Minnesänger Heinrich der Klausner zu treffen war sowie Ulrich von Eschenbach, der das Alexanderlied gedichtet hat. Heinrich von Freiberg hat noch ein Gedicht vom „Heiligen Kreuz“ geschrieben und wird als Verfasser einer Erzählung vom Schrätzel und dem Wasserbären angesehen. Seine Dichtersprache, also die meißnisch-böhmische, soll auf Jüngere, z. B. den Österreicher Peter Suchenwirt, nicht ohne Einfluß geblieben sein, und wir haben einen Vertreter des Deutschtums und der Meißner Bildung im böhmischen Nachbarlande in ihm zu einer Zeit, für die das Tschechentum nur die Fälschungen der Königinhofer Handschrift aufblasen muß.

Die Manessesche Handschrift von Minneliedertexten verewigt das Bild eines vierten unserer frühen Landsleute, des Heinrich Frauenlob aus Meissen, der in Mainz als der Gründer der Meistersingerschule Berühmtheit erlangte und dort 1318 von den Frauen zu Grabe getragen wurde. An den Höfen vieler gesangliebender Fürsten ist er gewesen, ebenfalls bei Wenzel II. von Böhmen, bei Meinhard V. von Kärnten, bei Otto von Niederbayern, bei Waldemar von Brandenburg, bei Gerhard von Hoya, bei Wizlaw von Rügen und anderen. Sein Beinamen „Frauenlob“ rührt von seinem Sängerstreit mit Bartel Regenbogen her, in dem er den Namen Frau über den Namen Weib stellte, und so kommt es vielleicht von ihm, wenn wir heute „Deutsche Männer und Frauen“ sagen. Gelegentlich hat er das Schwunghafte und Überschwengliche, „nach ihm hat nur die zweite schlesische Dichterschule wieder so viele Topase und Saphire verbraucht wie er“, trotzdem gibt er auch viel Lehrhaftes und Trockenes mit, jedoch wir fühlen auch ein Stück deutsches Herz in ihm, und die Frauen von Mainz werden wohl gewußt haben, warum sie Wein auf sein Grab gossen.

Nun bleibt von den ersten Obersachsen noch Heinrich von Mügeln zu erwähnen, von dem man nicht weiß, ob er aus Mügeln bei Pirna oder bei

Oschatz stammt. Auch er hat sich, als der dritte Meißner, der das tat, längere Zeit in Böhmen, am Hofe Karls IV. in Prag, aufgehalten, dem er ein allegorisches Lobgedicht „Der Maide Kranz“ widmete. Darin bringt er viel Gelehrsames in astrologischer Weisheit an. In lateinischer Sprache hat er eine gereimte ungarische Chronik hinterlassen, und die Überlieferung der Meistersänger verehrt in Heinrich von Mügeln einen der zwölf Gründer ihrer Zunft. Zwischen den Jahren 1340 und 1370 lebte er außerdem an den Höfen von Pest und Wien und stand zu Hertnit von Petau in der Steiermark in Beziehungen, so seine meißnische Sprache und Art verbreitend und dem späteren Meißner Kanzleideutsch der Luthersprache den Boden bereitend. Wir sehen die Unrast und den Unternehmungsgeist des Kolonialblutes auch in ihm — oder war es der Wikingergeist? Wir sehen die Lehrhaftigkeit — oder war es die nordische Sachlichkeit? — auch in seinen Fabeln. Wir sehen den Sprach- und Formüberschwang — oder war es ein Stück Gotik in Versen? Wir sehen genau das, was den Stammesachsen von heute auszeichnet und abzeichnet von seinen gesamtdeutschen Volksbrüdern, schon in mittelhochdeutscher Zeit in meißnischen Männern und ihren Werken sich äußern und anzeigen, daß Blut ein ganz besonderer Saft ist, den wir nicht austauschen können.

Peter von Dresden - Reformator und Märtyrer

Don Kurt Gerlach

Peter von Dresden ist der erste deutsche Reformator. Wenn von einer Kirchenbesserung die Rede ist, wissen wir alle, welchen Anteil der Kaufmann Petrus Waldus aus Lyon oder Johann Wiclif oder Johann Hus haben, wie sie aus der ausgebrannten Asche toter Verehrungsformen den Funken einer inneren Gottesliebe wieder aufblasen wollten, wie sie im Norden und auf nordische Weise rebellierten und protestierten gegen das Gepränge und die Schauhandlungen einer ganz hohlen und ganz dürftigen und herzensarmen Kultur des Südens, des Mittelmeeres, das zwischen Gott und Mensch die kalte Pracht goldbestickter Gewänder, reicher Umzüge, überladener Kirchen, fremder, ängstiger Gesänge und Gebetworte setzte und die Knechtung der Seele unter den Priesterwillen vollzog. Von Irland bis Tibet murmelte man am Rosenkranz entlang Gebete nach dem Metermaß und schätzte Frömmigkeit nach den Meilensteinen des Büsserweges, der Zeitdauer der Zerknirschung und der Höhe des Bußbetrages in Geld oder Gut, nach äußeren, feststellbaren, meßbaren Merkmalen. Man stapelte Heiligtaten wie Drogenwaren zum Kleinvertrieb, bis der Seidenhändler Waldus darauf aufmerksam machte, daß es in der Bibel anders stehe, bis Wiclif erinnerte, daß es zu Jesu Zeiten noch keinen Papst und Bischof gegeben habe, bis Hus predigte, daß ein Papst nicht mehr Macht habe als ein Gottessohn.

Don Peter von Dresden hat man bisher zu wenig gehört. Wenn man des Gottessohnes Leib und Blut zu sich nahm, dann durfte es nicht so sein,

daß da vorn über den Gläubigen einer in Gold und Seide strohend das Blut allein beanspruchte und für die anderen trank, dann mußten alle persönlich daran teilhaben. Diese Forderung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt, die einen wichtigen Teil der tschechischen Kirchenreform ausmachte, war in die Kreise des Hus durch einen Dresdner namens Peter gekommen, der offenbar identisch ist mit jenem Peter von Dresden, der im Februar 1374 in Prag Baccalaureus artium wurde. Nach dem Zeugnis des Aeneas Sylvius ist er jahrelang in Prag als akademischer Lehrer tätig gewesen und hat im Jahre 1409 mit den anderen deutschen Professoren und Studenten die durch das Taumeln des Trunkenboldes Wenzel IV. verlorene deutsche Stellung verlassen. Nachzuweisen ist Peters Anwesenheit in Dresden im Jahre 1412. Bis dahin hat er mit einem gewissen Nikolaus zusammen an der Schule zum heiligen Kreuz als Lehrer gewirkt und ist deren Rektor gewesen, wie aus der Ordnung des Nikolaus Thirmann, seines Nachfolgers im Amte, hervorgeht, der dreimal auf Peters Rektoreinnahmen Bezug nimmt. In Dresden verbreitete Peter seine „kezerischen“ Lehren nach Art der von Wiklif und den böhmischen Neuerern aufgestellten, wurde daraufhin vom Bischof Rudolf von Meißen mit einem Verbot, das die Lehre in der ganzen Diözese betraf, bedroht und schließlich durch richterliches Urteil der geistlichen Oberbehörde ausgewiesen. Peter ging mit mehreren Schicksalsgenossen nach Prag zurück und gründete dort in der Neustadt am Graben in der Nähe des Hauses zur Schwarzen Rose eine neue Schule (bursa). In Prag bestritt er die Lehre vom Fegeseuer und erklärte die Anrufung der Heiligen für wertlos, bezeichnete schließlich sogar den Papst als den Antichrist und forderte öffentlich den Laienkelch, den er schon in Dresden vertreten hatte. In Gemeinschaft mit seinen Gesinnungsgenossen, Magister Nikolaus Englisch und Nikolaus Coripes, begann er heimlich den Laien das Blut Christi zu reichen und öffentlich gegen das Papsttum aufzutreten. Nach der tschechischen Chronik hatten die Dresdner Magister — alles gute Deutsche, wie sie ja auch im Deutschenviertel Prags lehrten — erst den Magister Giczin und dieser dann Jakob von Mies für ihre neue Anschauung gewonnen. Jakob von Mies hielt dann an der Universität eine Disputation über das Recht der Kommunion in beiderlei Gestalt. Dem Konstanzer Beschluß mit der Verurteilung des Hus stellte Jakob von Mies eine eingehende Widerlegung entgegen. Die hussitischen Geistlichen führten die neue Form der Abendmahlsfeier ein, „sie glaubten sie nicht nur durch die Heilige Schrift, das göttliche Gesetz, geboten, sondern waren überzeugt, daß der Genuß des Blutes des Herrn die Bedingung des ewigen Lebens sei“. (Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands.) Schon 1416, im Jahre nach Hus' Verbrennung in Konstanz, war der Laienkelch in den meisten Prager Pfarrkirchen und einigen Klöstern in Gebrauch. Die Universität billigte die Neuerung. Der König Wenzel legte dem Bruch mit der Sitte der katholischen Kirche kein Hindernis in den Weg.

1421 ist „Petrus von Dräsen“ vom Bischof von Regensburg als Kezer verbrannt worden. Ob er, wie man sagt, auch in Chemnitz und Zwickau gelehrt

habe, darüber läßt sich nichts beweisen, ebensowenig wie darüber, ob das alte Kirchenlied von ihm stamme, das man ihm gelegentlich zuschreibt:

„Nun singet und seid froh,
in dulci jubilo.“

Predigten und Traktate Peters sind, außer einem über schulische Angelegenheiten, merkwürdigerweise noch nicht an den Tag gekommen, während von Nikolaus von Dresden sich eine Anzahl Handschriften in der Prager Bibliothek befinden. Ein anderer ihrer Berufskameraden war Friedrich von Dresden, der, wie sein Schüler Johannes von Drändorf, 1425 im Heidelberger Inquisitionsprotokoll aussagt, ein Genosse, vermutlich Locatus des Petrus von Dresden war und in Prag für Wiclifs Lehre gewonnen wird. Drändorf nennt ihn einen frommen und demütigen Mann, seine Lehre sei wahr und heilig, aber ein Hussit sei er nicht gewesen. 1412 wurde auch Friedrich von Dresden mit Nikolaus und Peter und anderen aus Dresden ausgewiesen und ging mit nach Prag. Die Folge der Prager Tätigkeit der Dresdner aber sind die Kirchen- und Bilderstürme in Böhmen und das Aufkommen der radikalen Bestrebungen der Taboriten. Es kommt ihnen also eine bisher übersehene weltgeschichtliche Bedeutung zu, zudem stellt zum mindesten Peter von Dresden einen der frühesten Vertreter jenes Sachsentyps dar, der durchaus kämpferisch eingestellt ist und der nicht müde wird, für geistige Freiheit zu streiten.

Ulrich Rülein von Kalbe

Don Otto Eduard Schmidt

Die durchgreifendste Umwälzung, die Deutschland im 16. Jahrhundert erfahren hat, ist durch die Kirchenreformation Martin Luthers bewirkt worden. Sie hat das deutsche Volk von der Knechtschaft des römischen Papstes und einer durch und durch verweltlichten Kirche befreit und dadurch auch das Staatsleben in neue Bahnen gelenkt. Diese Großtat ist von Sachsen ausgegangen, Sachsen ist „die Wiege der Reformation“.

Von der großen Zahl hervorragender Geister, die Sachsen in jener Zeit hervorgebracht hat, mögen in diesem Zusammenhang nur zwei herausgehoben werden, einer aus der Vorbereitungszeit dieser geistigen, sittlichen und nationalen Neugestaltung, der andere aus ihrer Blütezeit.

Den Namen Ulrich Rülein von Kalbe wird man vergebens im „Konversationslexikon“ suchen. Er gehört zu den bedeutenden Obersachsen, die erst in den letzten Jahren wirklich entdeckt worden sind. Geboren zwischen 1460 und 1470 im Gebiet des Erzbischofs von Magdeburg, und zwar in der Stadt Kalbe an der unteren Saale, von der er den Namen trägt, hat er uns keinerlei Kunde über seine Herkunft, Jugend und Bildung hinterlassen. Spätestens 1496 hat er den Plan der zu erbauenden Stadt Annaberg entworfen und das Gelände dazu vermessen. Das setzt bergmännische Bildung

voraus. Diese hatte er sich entweder in Freiberg oder in den seiner Vaterstadt Kalbe nahe gelegenen Bergstädten des Mansfelder Landes oder des Harzes erworben. Im Jahre 1497 wird er als Stadtarzt von Freiberg genannt, 1509 bis 1519 war er Ratsherr, mehrere Jahre lang auch Bürgermeister von Freiberg.

1521 entwarf er den Stadtplan für Marienberg, und noch nach seinem Tode († 1523 in Leipzig) wurden am Turme des Freiburger Rathauses von ihm entworfene Zeichnungen der himmlischen Gestirne angebracht. Er hat sich also auch mit Astronomie beschäftigt. Den aus Süddeutschland und Italien einströmenden Gedanken der Wiedererweckung des klassischen Altertums und des Humanismus bereitete er in Freiberg eine weitwirkende Heimstätte, indem er zwei Leipziger Professoren, den berühmten Latinisten Johann Rhagius und den des Griechischen kundigen Petrus Mosellanus, nach Freiberg berief und mit ihnen 1515, also zehn Jahre vor Luthers „Sendschreiben an die Bürgermeister und Rathherren“, in Freiberg das erste humanistische Gymnasium des Landes eröffnete und damit zugleich das Aufblühen der bildenden Künste und der Musik im Geiste der Renaissance einleitete.

Mit der kräftigsten Nährmutter der Stadt, dem Bergbau, war er schon längst in fruchtbringende Verbindung getreten. Aber auch das erste bergwissenschaftliche Buch der Weltliteratur: „Ein wohlgeordnet und nützlich Büchlein, wie man Bergwerk suchen und finden soll“ ist von Rüllein geschrieben, 1505 in Augsburg erschienen und bis in die neueste Zeit nachgedruckt worden. Freilich ist auch er der Ansicht, die fündigen Erzgänge wüchsen dem frommen Bergmann entgegen und verschwänden vor dem Gottlosen in Nacht und Nebel.

Eine besondere Freude war es mir, ein durchaus lebensgetreues Steinbildnis dieses für das Freiburger geistige und künstlerische Leben so bedeutenden Mannes in einem der hervorragenden Kunstwerke der Stadt nachweisen zu können, und zwar in dem „Daniel in der Löwengrube“, der zu Füßen der sogenannten „Tulpenkanzel“ des Domes sitzt. (Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz XV S. 131—144.) Eine ebenso große Freude empfinde ich darüber, daß ich den Schöpfer der berühmten „Tulpenkanzel“ heute nicht mehr bloß mit den Anfangsbuchstaben seines Namens H. W., sondern nach Walter Hentschels lichtvoller Veröffentlichung in der kürzlich erschienenen Festschrift „Denkmalpflege, Heimatschutz, Naturschutz“ S. 240 bis 257 (Heimatschutz-Verlag) mit seinem vollen Namen Hans Witten von Köln benennen kann. Ich sehe in dem einzigartigen Werk der Freiburger Kanzel den Gipfel und die Bekrönung der religiösen und künstlerischen Revolution der Jahre, in denen der Sturmwind des neuen Geistes vom Munde des Wittenberger Augustiners zu wehen begann. Das ist keine Kanzel alten Stils, aber auch keine sanfte holländische Tulpe — diese aus der Türkei eingeführte Pflanze wurde zuerst 1559 von Konrad Gessner beschrieben und erst im 17. Jahrhundert in Holland verbreitet —, sondern die kraftvolle, stacheltragende deutsche *Esel distel*, die der Meister als ein Sinnbild der deutschen anti-römischen Geistesbewegung hier zu einer steingewordenen Riesenpflanze stilisiert

hat, die mit elementarer Gewalt in drei sich übereinandertürmenden Gestaltungen aus dem Felsboden drängt und in dem obersten, von den Kirchenfürsten getragenen Blütenkelch sich dem Prediger als Sprechort darbietet. Eine wunderbare Vergeistigung des Ganzen liegt auch darin, daß dem Prediger zugleich ein Hörer beigegeben ist, der am Fuße der Kanzel aufmerksam seinen Worten lauscht. Aber wer wird wohl, wie es Hentschel tut, in diesem Manne in der Schube und dem Hute, mit dem Rosenkranz in der Hand, in diesem realistisch geformten, vom Ohr bis zur Unterlippe rasierten Kopfe den Propheten Daniel erkennen? Hier ist ein Zeitgenosse der Stifter porträtiert, der wegen seiner engen Beziehungen zur Knappschaft als Stadtarzt und wegen seines „Bergbüchleins“ als ihr Patron galt und dem „Daniel in der Löwengrube“ verglichen wird, weil er in der schwersten Zeit der Pest (1520/21 s. N. A. f. S. G. 41, S. 136) nicht nur in zwei Schriften Maßregeln zu ihrer Bekämpfung und die Anlage des Donatsfriedhofes außerhalb der Stadt gefördert, sondern auch Tag für Tag durch den Besuch und die Pflege der Pestkranken sich selbst der schwersten Todesgefahr ausgesetzt hatte. Hören wir doch Doktor Rühle selbst, wie er sich in dem einzig noch übrigen Exemplar seiner Schrift über die Pest (Zwickauer Ratsbibliothek) ausspricht: „Man soll alte Leute, da diese der Ansteckung nicht so sehr ausgesetzt sind wie junge, bestellen und vom gemeinen Gut reichlich belohnen, daß sie der Kranken mit Fleiß warten . . . Man soll die Kranken nicht lassen Not leiden an Essen und Trinken und Arzneien . . . Man muß in der schweren Zeit und großer Not den Pfennig nicht so oft küssen, als die Geldnarren zu tun pflegen. Derhalben wär's gut, daß man ein Haus im Spital oder sonst an einem Ort mit einer weiten Stuben und Kammer vor die armen Leute bestellte, daß sie nicht in Scheuern verderben dürften, als leider in der Zeit der Pestilenz oftmals erfahren ist an viel Orten, derhalben zu besorgen, daß Gott auf höchste erzürnt wird.“

Einem so todesmutigen Helfer ziemte wohl ein außerordentliches Denkmal von der besten Hand. Der berühmte Meister Hans Witten, der zu dem erzgebirgischen Kulturkreis und zum Bergbau in enger Beziehung stand (siehe Mitteilungen des Landesvereins Sächsl. Heimatschutz XV S. 144), wurde dazu erwählt, die von der Knappschaft gestiftete Kanzel so auszuführen, daß sie zugleich ein Denkmal wurde für den Mann, der die Stadt Freiberg vor dem weiteren Umsichgreifen der Pest mit eigener Lebensgefahr gerettet hatte. Der Künstler hat seine Aufgabe vortrefflich gelöst, indem er den Propheten Daniel, der als Symbol der Knappschaft dargestellt werden sollte, mit den ihn bedrohenden Löwen umgab, den Sinnbildern der Pest, und ihn zugleich in allen Einzelheiten zu einer Porträtstatue des Doktor Rühle, des Erretters der Stadt und des Schutzherrn der Bergknappen, gestaltete.

Aber zu dem inneren Beweis, daß der „Daniel“ der „Tulpenkanzel“ das Ebenbild des Ulrich Rühle ist, gesellt sich auch noch ein äußerer Beweis. Auf der zweiten Seite des Wormser Druckes des Rühleinschen „Bergbüchleins“ vom Jahre 1518 (Sächsl. Landesbibliothek) steht als Widmung: „Daniel der berg-

verständlich zum jungen Knappio.“ Hier bezeichnet sich also Rülein selbst dem aufklärungsbedürftigen Knappen gegenüber als Daniel, den die Bergleute wegen seiner fachmännischen Aussprache im 10. Kapitel seines Prophetenbuches für einen ihresgleichen hielten, ebenso der Joachimstaler Pfarrer Joh. Matthesius auf Seite 40 seiner „Bergpostille“ (s. Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz XV S. 138). Zum Überfluß gibt es auch in der Annaberger Kirche ein Hochrelief von demselben Hans Witten, der die Freiburger Kanzel schuf, auf dem dargestellt wird, wie Caspar Niezel nach der Weisung des Engels unter den Wurzeln der Tanne Silber findet. Auf der rechten Seite aber steht unverkennbar Rülein und prüft den Fund, den ihm ein Bergbeamter bringt. Er ist unterdes älter geworden, das Gesicht faltiger, aber die Ähnlichkeit mit der Gestalt an der Freiburger Kanzel ist unverkennbar.

So fügt sich alles zu einem vollgültigen Beweis zusammen, und man wird nun wohl nicht mehr von einer Tulpenkanzeln im Freiburger Dom, sondern von einer Distelkanzeln sprechen müssen. Die beiden Steinbilder des Ulrich Rülein von Kalbe von Hans Witten aber stützen sich gegenseitig in ihrer Deutung und lassen uns nun auch die geistvollen und willensstarken Züge eines der besten sächsischen Köpfe festhalten und verehren, den man trotz der Verschiedenheit der äußeren Verhältnisse doch wegen der Vielseitigkeit seiner Bestrebungen und dem Reichtum seiner Gedanken mit dem großen Lionardo da Vinci vergleichen darf.

Johannes Matthesius

Von Otto Eduard Schmidt

Zu Füßen des aussichtsreichen Rochlitzer Berges, des „Nabels des Meißner Landes“, in der Stadt Rochlitz wurde Johannes Matthesius am 24. Juni 1504 als Sohn eines Ratsherrn geboren. Sein Vater wünschte ihn für den Bergbau, damals das wichtigste Gewerbe des sächsischen Landes, auszubilden. Schon in seinem zehnten Jahre mußte er in der Zechen „Dogelsang“ die wöchentlichen Zubeußen einnehmen. Nach des Vaters frühem Tode besuchte er, fast ohne eigene Geldmittel, die Lateinschule zu Nürnberg, oft in so großer äußerer Not, daß er von der Bedeutung des in dieser Stadt pulsierenden kaufmännischen, künstlerischen und politischen Lebens kaum eine klare Vorstellung erhielt. Danach studierte er an der Universität Ingolstadt, wo er auch Luthers gehässigsten Gegner, Professor Johann Eck, den „Goliath von Ingolstadt“ hörte. Aber Luthers „Sermon (Gespräch) von den guten Werken“ machte den quälenden Zweifeln des jungen Matthesius ein Ende, denn er sagt von dieser Schrift: „Daraus ich den Anfang des Christentums . . . erstlich gelernt habe.“

Endlich im Jahre 1529 findet der 25jährige unter der Beihilfe eines bayrischen Freundes den Weg zur Heimkehr nach Rochlitz, und von da gelangt er am 21. Mai, dem Freitag nach Pfingsten, nach Wittenberg. „Am Sonnabend darauf zur Desper“, so schreibt er in einer seiner „Luther-historien“.

„habe ich den großen Mann, Dr. Luther, predigen hören, da er St. Petri Text vom Wesen und Kraft der heiligen Taufe auslegte, dafür ich unserm Gott die Tage meiner Pilgrimschaft hie und in alle Ewigkeit zu danken habe.“

In Wittenberg erfüllte er auch den Wunsch des Vaters, daß er ein Bergmann werden solle, in einem höheren Sinne, indem er statt Silber, Zinn oder



Johannes Mathesius. Nach einem alten Stich

Kupfer die Schätze des Geistes und der Religion aus den Tiefen der „heiligen Schrift“ und aus den Unterweisungen des größten Bergmannssohnes zu schürfen bemüht war.

Aber nicht im sächsischen Tiefland, sondern im Erzgebirge, und zwar im böhmischen Grenzland, in der von dem Grafen Joachim Schlick 1515 gegründeten „Stadt im Thal“ (Joachimsthal) wurde ihm seine wichtigste Wirkungsstätte bereitet, als er dort im Jahre 1532 als Rektor an die Spitze

der neugegründeten Lateinschule trat. Diese Stadt, von der die zwei Lot schweren Guldengroschen, Joachimsthaler, abgekürzt Thaler genannt, in die Welt gingen, hatte sich in schnellem Wachstum zu einer Gemeinde von 13 000 Bergleuten entwickelt, die in 800 Silberzechen arbeiteten. Aber neben dem ernstesten Arbeitswillen gab es auch viel Sinnenlust unter den Tausenden, auch viele leichte Gesellen, ferner sozialistische und religiöse Schwarmgeister, die bei einem Aufruhr selbst die Gräfin in ihrem Schlosse mit dem Tode bedroht hatten. Unter diesen schwierigen Verhältnissen war neben dem bergkundigen Agricola aus Glauchau und dem Kantor und Liederdichter Nikolaus Hermann der Rektor Matthesius für die Älteren durch sein Vorbild, für das heranwachsende Geschlecht durch seinen gehaltvollen Unterricht ein Ordner und Führer zu einem geruhigen und tätigen Leben.

Matthesius, in seinem ganzen Wesen ein milderer Abglanz seines Meisters, in der Innigkeit des Gemüts ein echter Sachse, besaß in seiner hohen Begabung, seinem rastlosen Fleiße und seiner Fähigkeit, sich für edle Ziele zu begeistern und die eigene Wärme andern mitzuteilen, alle Eigenschaften eines guten Lehrers, und für seine Gewissenhaftigkeit zeugt der von ihm geprägte Satz: „Der Lehrer soll sein Amt in der Überzeugung führen, daß Gott gegenwärtig sei und ihm zusehe.“ Trotzdem fühlte er schon im Jahre 1540 von neuem das Bedürfnis, sich in Wittenberg neue Erkenntnis und neue Kraft zu schürfen, und er hatte dabei die große Freude, daß ihn Luther diesmal unter seine „Tischgenossen“ aufnahm. Um so auffallender ist ein Vorfall, den Matthesius in der 139. der „Tischreden Luthers“ erzählt. Luther sprach (1540) über die Eigenart der deutschen Stämme und sagte dabei von den „Meißnern“, d. h. von den Einwohnern des von Herzog Heinrich regierten sächsischen Landes: „Sie können nichts als Wucher treiben, hochmütig sein, Tänze anführen, lästern und statt wirklich klug zu sein, verstehen sie nur, die andern Stämme schlau zu umgarnen“, und, indem er den Blick auf Matthesius richtet, fährt er fort: „Wenn ich gewußt hätte, daß du ein Meißner bist, hätte ich dich nicht in meine Tischgenossenschaft aufgenommen.“ Matthesius aber erwiderte etwas betroffen: „Unter einem anderen Himmel habe ich eine andere Geistesart angezogen, denn ich bin zwanzig Jahre fern von der Heimat gewesen“, und Luther schloß das Gespräch mit den Worten: „Das möchte helfen! Sonst bin ich keinem Stamm so abgeneigt wie den Meißnern und Thüringern.“ Er selbst, in der Pfalzgrafschaft Sachsen zu Eisleben geboren, rechnete sich zu den Sachsen. Luthers ungünstiges Urteil über die Meißner war wohl durch manches ihm peinliche Vorkommnis mit Meißner Studenten zu Wittenberg veranlaßt. Aber gerade der Meißner Matthesius hat am eifrigsten und treuesten Luthers Tischreden aufgezeichnet und später in seinen 17 Luther-Predigten die lebensvollste zeitgenössische Wesensschilderung seines Meisters verfaßt.

Im deutsch-böhmischen Grenzbezirk war die vielseitige Tätigkeit des Rektors von Joachimsthal in frischer Erinnerung. So berief ihn denn am 2. November 1541 der Rat des „Thals“ durch ein feierliches Schreiben, das

sieben Bürger überbrachten, als Diakonus in die Bergstadt zurück. Die Übersiedlung in die zweite Heimat erfolgte in der Osterzeit 1542, als die ersten Linden Lüfte durch die wildzerrissenen Bachtäler des Keilbergmassivs strichen, und ehe noch das Jahr zu Ende ging, am 4. Dezember 1542, schloß er, ganz im Sinne Luthers, die Ehe mit der sanften und lieblichen Sibylla Richter, der Tochter des Rechnungsführers im Bergwerke. Er selbst sang sich sein Hochzeitslied:

Wem Gott ein ehrlich Weib beschert,
mit Tugend, Glaub' und Zucht verehrt,
der hat den schönsten Schatz auf Erd',
ein Weib ist aller Tugend wert.

Sie brachte ihm in zwölfjähriger Ehe sieben Kinder. Die Wunde, die ihm ihr früher Tod (1554) schlug, hat sich nie geschlossen.

Nach dem Siege Kaiser Karls V. bei Mühlberg über die Schmalkaldener ging die Herrschaft über die Stadt im „Thal“ von den Grafen Schlick an den König Ferdinand von Böhmen über, und Mathejius, der 1545 das Pfarramt seiner Stadt übernommen hatte, geriet in einen gefährlichen Widerstreit zu diesem päpstlich gesinnten Herrscher. Aber der Konflikt wurde durch die Festigkeit und Mäßigung des Pfarrers glücklich überwunden. Es folgte die klassische Zeit für seine Leistungen als Kanzelredner und Schriftsteller. Wie er sich zeitlebens seinen Pfarrkindern zuliebe als Bergmann fühlte, der die in den Herzen schlummernden Schätze heben müsse, so wollte er andererseits auch das Leben der wirklichen Bergleute zu einem geistigen und sittlichen Schürfen vertiefen. Wohl niemals wieder hat sich ein Prediger so wie er bemüht, zu den Bergleuten ganz bergmännisch zu sprechen, sich ihren ganzen Wort- und Begriffsvorrat zu eigen zu machen, um völlig von ihnen verstanden zu werden. Das Musterbeispiel dafür ist sein Werk „Sarepta“ (Schmelzhütte), auch „Bergpostille“ genannt, das sechzehn aus zehn Amtsjahren gesammelte Predigten für Bergleute enthält. Eine Probe: „Wie man in der Grube einen harten Fels oder Knauer (= hartes, taubes Gestein) mit Stahl und Eisen gewinnt oder mit Feuer hebt, also geht es in der Kirche mit hartnäckigen Leuten und steinernen Herzen. Gottlose Bergleute straft Gott mit dem Hammer der Trübsal. In dem gezüchtigten Herzen brodeln und zischen es zuerst wie der giftige Schwaden (= böse Wetter) im Bergwerk. Die Leitern in die Tiefe gemahnen an die Jakobileiter, die wiederum ein Bild Christi und seiner Menschwerdung; die Sprossen sind Evangelium und Sakrament, die Frongeisterlein der Prediger. Ohne diese Leiter fährt niemand gen Himmel, und wenn er aller Welt Tugendfahrt und aller Mönche Leitern und Stricke hätte.“

Aber auch ihm war kein hohes Alter beschieden. Außer dem harten Winter des oberen Erzgebirges und der Sehnsucht nach Sibylla zehrte die Sorge vor der wachsenden Unduldsamkeit der Prager Jesuiten an seinem Leben. In seinen letzten Schriften finden sich bange Ahnungen künftigen Unheils. Alles dies ist in der Zeit der katholischen Gegenreformation nach der Schlacht am Weißen

Berge in gräßliche Erfüllung gegangen. Aber ihm war es vergönnt, noch unter der Regierung des protestantenfreundlichen Kaisers und Königs von Böhmen Maximilian II. heimzugehen. Er starb, nachdem er noch am 16. Sonntag nach Trinitatis 1565 über den „erweckten Jüngling“ eindringlich und mit besonders starker Stimme gepredigt hatte, an den Folgen eines Schlaganfalls, der ihn beim Herabsteigen von der Kanzel ereilte. Sein Bild aber strahlt noch heute als eine der anziehendsten Erscheinungen unter den Schülern und Freunden Luthers, der auch im deutsch-böhmischen Grenzland nach langen religiösen Streitigkeiten die für das ganze Land sieghafte Einwurzelung des evangelischen Christentums mit den reinsten Mitteln begründet und durchgeführt hat. So gehört er auch in der noch immer andauernden Bedrängnis der Deutschen in der Tschechoslowakei zu den Gestalten der Vergangenheit, zu denen die Deutschen dieses Landes erinnernd und hoffend aufschauen.

Samuel Pufendorf und Christian Thomasius

Don Otto Eduard Schmidt

Die Kräfte und Strebungen, die wir in den Lebensbildern Rülleins von Kalbe und des Johannes Mathesius an der Arbeit sahen, erreichen ihren Höhepunkt in dem glänzenden Siege des Luthertums und des Deutschtums über die päpstliche Kirche und das Spaniertum unter dem Kurfürsten Moritz und dem Fortsetzer seiner Staatskunst, dem Kanzler Crell. Aber das 17. Jahrhundert wird für Sachsen die Zeit „der großen Unterlassungssünden“ (Kursächsische Streifzüge I 109 ff. 209). Noch hält sich der Hochstand des Bildungswesens, und dieser beschert dem sächsischen Stamme in der Zeit des politischen Niedergangs drei große Geister, die Bahnbrecher eines neuen geistigen und politischen Lebens. P u f e n d o r f, T h o m a s i u s und L e i b n i z. Die beiden letzteren haben in Leipzig, der erste auf der Landeschule zu Grimma eine tiefgründige Durchbildung ihrer Anlagen genossen, aber das Heimatland ist nicht groß und weise genug, sie zu behalten und in seinen Dienst zu stellen. So kommt ihr Wirken dem größeren Deutschland zugute. Doch wir dürfen stolz darauf sein, daß sie aus Sachsen hervorgegangen sind.

Samuel Pufendorf wurde am 8. (18.) Januar 1632 als Sohn des Pfarrers Elias Jesaias Pufendörfer in Dorfschemnitz im Erzgebirge geboren. Der Vater wurde 1634 nach Flöha berufen, und hier, in dem noch jetzt vorhandenen altertümlichen Pfarrhause, verlebte Samuel mit zwei älteren und einem jüngeren Bruder seine Kinder- und Knabenjahre. Jesaias Pufendörfer war ein gründlich gebildeter Mann; darauf deuten schon die Reste einer vermutlich von ihm angeschafften Pfarrbibliothek, meist in Schweinsleder gebundene Folianten, die ich einst als Student in einer Bodenkammer der Flöhaer Pfarre vorfand. Die Söhne waren außergewöhnlich begabt. Die beiden älteren und ebenso Samuel waren Alumnen der Fürstenschule zu Grimma; der letztere seit 1645. Früh zeigte sich sein Hang zur Selbstbestimmung. Über die ersten Lehrer, die



Samuel Freiherr von Pufendorf. Kupferstich von Joachim von Sandrart (1606—1688)
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

ihn in Grimma unterrichteten, schreibt er 1690 an den Bruder Jeremias: „Insgemein plagen sie die jungen Leute mit ihren Grammatiken, Logiken, Rhetoriken und dergleichen Bärenhäuterei . . . Gott aber gab mir ein, daß ich denselben Quark fahren ließ und las sofort brave Autores, ungeachtet mir Magister Brodtkorb Maulschellen darcwegen gab.“ In Leipzig studierte er zunächst Theologie. Aber der durch seine Hexenprozesse berühmte Professor Carpzov verleidete ihm dieses Fach. Nun widmete er sich der Philosophie und dem Staatsrecht und entnahm aus den Schriften des Holländers Hugo Grotius und des Engländers Thomas Hobbes die Erkenntnis, daß die unumschränkte Herrschaft (Absolutismus) eines tüchtigen Fürsten die beste Staatsform sei. Da ihm die Heimat keine Anstellung bot, trat er durch Vermittlung seines Bruders Esaias in den Dienst des schwedischen Gesandten in Kopenhagen. Während eines dänisch-schwedischen Kriegs eingekerkert, schrieb er ein epochemachendes Werk „Naturrecht“, das zwar in keinem Staate als gültige Rechtsform eingeführt wurde, aber doch entartete Rechtszustände verbessern half. Daraufhin berief ihn der Kurfürst von der Pfalz auf den neugegründeten Lehrstuhl für Naturrecht an der Universität Heidelberg. Als der Kaiser Leopold einst einer Sitzung der Juristenfakultät in Heidelberg beiwohnte und fragte: „Wie kommt es denn, ihr Herren, daß ich bei euch immer unrecht bekomme?“ antwortete ihm Pufendorf schlagfertig: „Weil kaiserliche Majestät immer unrecht haben.“

Pufendorfs berühmteste und für Deutschland wichtigste Schrift erschien 1667 in Holland unter dem lateinischen Titel: „De statu Imperii Germanici“ („Über den Zustand des deutschen Reiches“). In ihr setzt er unter dem Decknamen eines Severinus de Mozambano seinem Bruder Caelius (gemeint ist sein Bruder Esaias) auseinander: Deutschland habe in den Anfängen seiner Geschichte der vollkommensten Staatsform, nämlich der unumschränkten Macht eines Königs, sehr nahe gestanden, aber die Königsgewalt sei durch die unselige Erblichkeit der Reichsämtler, durch die ihre Inhaber zu Landesfürsten wurden, völlig zerbröckelt worden. Sie müsse wieder hergestellt werden. Unter einer starken Krone würde Deutschland mit seinen Millionen wehrhafter Männer nicht nur den Franzosen, sondern der ganzen Welt überlegen sein. Als Zwischenform müsse man anstatt des gänzlich zerfaserten Reiches einen Bund größerer, selbständiger Staaten herstellen.

Dieses Buch Pufendorfs wurde durch die kaiserliche Zensur verboten, aber um so mehr gelesen. Immerhin dauerte es noch anderthalb Jahrhunderte, ehe Napoleon I. als Gottesgeißel die alte Reichsverfassung mit eisernem Besen vom Boden wegfegte (1806) und damit, ohne es selbst zu wollen, den Bauplatz für den deutschen Nationalstaat freilegte.

Im Jahre 1668 folgte Pufendorf einem ehrenvollen Rufe des Schwedenkönigs und trat an die Spitze der neugegründeten Universität Lund. Schweden hatte in dieser Zeit seiner Großmachtstellung, in der es Millionen von Deutschen beherrschte, auch viele Deutsche in wichtigen Staatsstellungen. Hier veröffentlichte er 1672 ein zweites Werk über „Natur- und Völkerrecht“, durch das er

nicht nur die gesamte Rechtsphilosophie in neue Bahnen lenkte, sondern auch die Überleitung des egoistischen Absolutismus in den humanen Absolutismus vorbereitete, der in dem bekannten Satze Friedrichs des Großen gipfelte: „Der König ist der erste Diener seines Staats.“

Als Lund 1677 im schwedisch-dänischen Kriege verbrannt war wurde Pufendorf als Staatssekretär und Geschichtsschreiber des Königs nach Stockholm berufen. Aber nach einigen Jahren trug er eine Sehnsucht nach dem deutschen Vaterlande im Herzen; namentlich fühlte er sich zu dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem aufgehenden Stern des werdenden preußischen Staates, hingezogen. Ihm, der mit Wilhelm von Oranien den Widerstand der evangelischen Mächte gegen den frömmelnden Katholizismus Ludwigs XIV. organisierte, widmete er 1686 die Schrift „Über das Verhältnis der christlichen Religion zum Staate“, in der er den Satz verfocht: „Jeder Bürger hat das Recht auf freien Glauben, andererseits hat der Staat die Kirche zugleich zu schützen und in den Schranken des öffentlichen Friedens zu halten.“ Gleichzeitig nahm er den Ruf des Kurfürsten an, der ihn zum Hofrat in Berlin und zu seinem Geschichtsschreiber ernannte. Aber erst im Februar 1688 gelangte Pufendorf, durch schwedische Ränke zurückgehalten, nach Berlin. Er fand hier den Großen Kurfürsten auf dem Sterbelager († am 9. Mai 1688). So trat an die Stelle des erhofften Verkehrs mit diesem hervorragenden Fürsten die Aufgabe, ihm eine würdige Gedächtnisschrift zu verfassen. Pufendorf löste diese Aufgabe bis zum Jahre 1693 in mustergültiger Weise. Auf Grund der brandenburgerischen Staatsakten zeichnete er das Wesen des Großen Kurfürsten als „eine glückliche Verbindung von Majestät und Güte, von Tatkraft und Überlegung: die Unbeständigkeit seiner Staatskunst findet ihre Erklärung in der eingepreßten Lage seiner Länder die ihm den geraden Weg oft versperrte“.

Ein Jahr später stand Pufendorf selbst vor der Pforte des Todes. Eine Blutvergiftung die er sich durch falsche Behandlung eines Fußübels zugezogen hatte, raffte ihn noch vor der Vollendung seines 63. Jahres am 26. Oktober 1694, hinweg. Das Bild des gewaltigen Mannes mit dem bedeutenden Kopfe unter der Allongeperrücke, mit den leuchtenden Augen und dem ironisch lächelnden Munde hat uns der Maler Joachim Sandrart erhalten. Der wichtigste Zug im Wesen dieses Sachsen ist sein Deutschtum. Trotz der verworrenen Verhältnisse des alten Reichs hat er felsenfest an die Zukunft des deutschen Volkes geglaubt und ihr den Weg bereitet.

*

Christian Thomasius ist als ein Geistesverwandter Pufendorfs einzuschätzen, obwohl er ihm im ganzen an Genialität und Tatkraft nicht gleichkommt. Geboren in Leipzig am Neujahrstage 1655 als Sohn des Rektors der Thomasschule und Professors der Philosophie Jacob Thomasius, war er ein frühreifer, geistig äußerst reizbarer Knabe. Mit 17 Jahren war er Magister der Philosophie. Aber befangen in den Überlieferungen seiner Familie las er Pufendorfs „Natur- und Völkerrecht“ nur mit Zweifeln, und

erst Pufendorfs „Apologie“, in der dieser seine Gegner mit Logik, sittlichem Ernst und Satire widerlegte, machte ihn zum überzeugten Anhänger seines Landsmannes.

In den Jahren 1684 bis 1690 hat Thomasius an der Leipziger Universität im Kolleg wie in Schriften gegen alle Auswüchse seiner Zeit, besonders gegen Engherzigkeit Orthodoxie, Buchstabendienst und Zopf gewettert, und obwohl er manchmal über den Strang schlug und manche Behauptung zurücknehmen mußte, hatte er doch die ganze akademische Jugend für sich eingenommen. Namentlich in seiner deutschen „Monatschrift“ hat er die Waffe des Journalismus nicht nur geschaffen, sondern auch mit Meisterschaft zu führen gewußt. Schließlich war alles, was in Leipzig Autorität besaß, gegen ihn aufgebracht. Als er noch dazu die dem Leipziger Gebrauche ins Gesicht schlagende Forderung, seine Vorlesungen statt in lateinischer in deutscher Sprache zu halten, wirklich durchführte, sah er sich gezwungen, die Vaterstadt zu verlassen. Die Sage erzählt, daß er beim Klange des Armsünderglöckchens zum Tore hinausgezogen sei. Jedenfalls erschien er seitdem als der Märtyrer eines neuen, deutschen Geistes. Er fand zunächst in Berlin eine Zufluchtsstätte und erhielt von dem Kurfürsten Friedrich III. die Erlaubnis, in Halle als kurfürstlicher Rat Kollegien zu lesen. Diese Berufung des Juristen und Philosophen Thomasius war der Auftakt zur Gründung der Halleschen Universität (1694), die bald als Hort der deutschen Aufklärung galt.

In Halle war ihm zunächst eine längere Zeit der inneren Sammlung und des Reisens beschieden. Hier lernte Thomasius mehr als früher die Notwendigkeit geschichtlicher Studien auch für den Rechtsgelehrten betonen, ferner die Einschränkung des römischen Rechtes zu fordern und den Fürsten wie der Kirche eine weitgehende Duldsamkeit zu empfehlen. Mit freiem Mute lehrte er, es sei unmöglich, daß ein Mensch mit dem Teufel im Sinne des alten Aberglaubens ein Bündnis schließen könne, und er forderte demnach die Einstellung und Abschaffung aller Hexenprozesse.

Schon vor seiner Übersiedlung nach Halle war Thomasius mit den Theologen Spener und Francke, den bedeutendsten Vertretern des Pietismus, d. h. des Strebens nach Verinnerlichung des Christentums und nach lebendiger Betätigung der christlichen Liebe, in Verbindung getreten. Als aber diese Richtung seit Anfang des 18. Jahrhunderts auch in Halle zu einer formelgläubigen Frömmerei zu erstarren drohte, trennte sich Thomasius wieder von ihr und trat für das liebetätige Christentum der ersten Jahrhunderte ein. Als ihn die Leipziger Universität 1709 ehrenvoll zurückberufen wollte, zog er es doch vor, in Halle zu bleiben, und wurde dafür mit dem Geheimratstitel und (1710) mit der Ernennung zum Rektor dieser Universität ausgezeichnet. Seine späteren juristischen Arbeiten waren meist der Frage gewidmet, wie man das geltende Staatsrecht und Privatrecht für das wirkliche Leben verbessern könne. Mit der Vorsicht des Alters warnt er dabei vor Übereilung. Die letzte größere Schrift „Gemischte philosophische und juristische Händel“ ist etwas breit geschrieben, aber dadurch wertvoll, daß sie mit Wärme für die Duldung aller

christlichen Bekenntnisse untereinander eintritt. Er starb in Halle am 23. September 1728.

Thomasius war kein tiefgründiger Forscher, kein Philosoph, der ein neues System auf die Menschheit wirken ließ, aber er war ein guter Deutscher, ein frischer und praktischer Mann, der auf den verschiedensten Gebieten des Wissens und Lebens selbständig und anregend zu wirken verstand und namentlich die von Formelkram, Wichtigtuerei und Ausländerei verdorbene Luft der deutschen Universitäten einer wohlthätigen Reinigung unterzog.

Gottfried Wilhelm Leibniz

Don Otto Eduard Schmidt

Es gehört ein gewisser Mut dazu, über Leibniz auf wenigen Seiten etwas sein Wesen Umfassendes sagen zu wollen. Denn sein äußeres und noch mehr sein inneres Leben ist von einer derartigen Mannigfaltigkeit und Fülle, daß es für den Gesichtskreis eines einzelnen Menschen fast zu groß erscheint. Leibniz steht vor uns wie ein Koloß des Erlebens und Wissens, des Erfindens und Handelns, den man nicht bewältigen, ja nicht einmal mit einem anderen Menschen vergleichen kann, außer etwa mit Goethe. Und doch hat auch er eine menschliche Schwäche empfindlich gespürt: er war seit der Mitte seines Lebens so von Gicht geplagt, daß sich seine Beine krümmten und er oft kaum zu gehen vermochte.

Leibniz ist nicht slawischen, sondern deutschen Ursprungs. Sein Name weist auf den Bezirksort Leibniz in Steiermark. Im Dreißigjährigen Kriege finden sich protestantische Flüchtlinge des Namens Leibniz im Erzgebirge (Kirchenbuch Sadisdorf). Sein Urgroßvater war 1560 kurfürstlicher Amtmann in Altenberg, sein Vater war Notar und Professor in Leipzig. Hier wurde Gottfried Wilhelm Leibniz am 1. Juli 1646 geboren. Er besuchte die Nikolaischule, war mit fünfzehn Jahren Student und schrieb und verteidigte als Siebzehnjähriger eine lateinisch geschriebene philosophische Abhandlung.

Seit 1670 war er Rat an einem Gerichtshof des Kurfürsten von Mainz, 1672 dessen außerordentlicher Gesandter in Paris, mit dem Auftrage, den König Ludwig XIV. zur Eroberung von Ägypten zu bewegen, um ihn vom deutschen Reiche abzulenken; 1676 berief ihn der Herzog von Braunschweig-Lüneburg als Rat und Bibliothekar nach Hannover, und hier hat er diesem und den nachfolgenden Kurfürsten von Hannover bis zu seinem Tode (14. November 1716) treu gedient. Zahlreiche Reisen hatten ihn in die Hauptstädte der größeren Staaten Deutschlands und des Auslandes, auch nach Italien, geführt. Die dabei angeknüpften Verbindungen mit Fürsten — der Kaiser erhob ihn in den Freiherrenstand —, Staatsmännern und Gelehrten hatten einen europäischen Briefwechsel von beispielloser Ausdehnung und Bedeutung zur Folge.

Ganz hervorragend war Leibniz' Begabung für die Mathematik. Er hat die Differential- und Integralrechnung erfunden und damit die Grundlage geschaffen, auf der auch jetzt noch die wichtigsten Entdeckungen der Mathematik und der Naturwissenschaften beruhen. Die Engländer haben dem Deutschen diesen Ruhm zugunsten ihres Newton streitig machen wollen; dieser hat in der Tat den Gedanken dieser Rechnungsart vielleicht noch etwas früher gehabt als Leibniz. Aber Leibniz hat seine Erfindung ganz selbständig gemacht und hat der neuen Rechnung vor allem erst die richtige Form gegeben, in der sie weiter wachsen und die Wissenschaft befruchten konnte. Überhaupt bildet die Mathematik oder vielmehr die mathematische Art zu denken, den Schlüssel zu Leibniz' Arbeitsweise. Sie verbindet seine geistige Tätigkeit mit der Außenwelt, sie gibt dem Denker das stolze Bewußtsein, in sich selbst den Schlüssel zum All zu tragen und im eigenen Leben unmittelbar das Weltgetriebe zu erfassen (Rudolf Eucken).

Von der Mathematik aus führen die zuverlässigsten Brücken hinüber zu dem Hauptgebäude seines Lebens und Strebens: zu seiner Philosophie, d. h. zu seinen Bemühungen, sich und anderen eine Weltanschauung zu zimmern, die einerseits seinem unablässigen Drang nach Aufklärung durch konstruktives Denken Genüge leisten, andererseits den denkenden und strebenden Menschen beglücken könne. So trägt die Weltanschauung Leibniz' ein doppeltes Gesicht, ein wissenschaftliches und ein sittliches (ethisch-religiöses). Den Ausgleich zwischen beiden, zwischen der in wissenschaftlichem Denken aufgebauten Welt und der geoffenbarten Religion, dem Glauben an Gott und Christus, findet er in seiner „Monadenlehre“. Er sagt, die Welt bestehe aus unzähligen besetzten Einzelwesen (Monaden), die nach einer von der Gottheit „prästabulierten Harmonie“ (d. h. nach einer vor allem Sein festgesetzten untrübbarer Willenseinheit) sich in wachsender Klärung entwickeln zu einer inneren Gemeinschaft mit Gott, die dazu führt, Gott zu erkennen und zu lieben. Die lebendige Auswirkung dieser Monadenlehre ist der wunderbar beglückende Optimismus, der sich wie ein roter Faden durch das Denken und Handeln des großen Philosophen zieht. Die Welt, wie sie sich dem beobachtenden Menschen darstellt, ist ihm die denkbar beste und vollkommenste. Er fühlt den inneren Trieb, den Frieden seiner Seele und seine rastlose Erkenntnisarbeit der ganzen Menschheit mitzuteilen. Daher will er die fortgeschrittensten Denker aller Kulturvölker in Akademien vereinigen, die vorurteilsfreier und wirksamer als die veralteten Universitäten den Fortschritt der Menschheit zu fördern vermögen, daher will er die verschiedenen christlichen Bekenntnisse zu einem gemeinsamen Christentum vereinigen, daher findet er in der Weltgeschichte, diesem „Roman der Menschheit“, die Idee eines trotz manches scheinbaren Rückschrittes unablässigen Fortschritts und im Gegensatz zu mancher späteren Theorie, z. B. zu Spengler, das Prinzip der Kontinuität. „Alle Epochen verbinden sich zu einer fortlaufenden Kette, einem gemeinsamen Aufbau; sicher und fest liegt die Gegenwart zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, sie ist mit der Vergangenheit beladen und schwanger mit der Zu-



Gottfried Wilhelm Leibniz. Gemälde von Andreas Scheits, um 1700
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

kunft.“ Die Aufklärung in der weiten und universellen Auffassung dieses Begriffes, die Leibniz in sich trägt, und in der den Deutschen eigenen systematischen Durchbildung und Ordnung soll ein Heilmittel für die Menschheit werden. Er sagt: „Ich habe gelernt, daß man sich in der Mathematik auf die Eingebung, in der Naturwissenschaft auf den Versuch, bei den Rechtsurtheilen des kirchlichen und des staatlichen Lebens auf das Ansehen des Urhebers und in der Geschichtsschreibung auf die Quellen stützen muß.“

Trotz alledem hatte Leibniz zunächst wenig praktischen Erfolg. Von seinen geplanten Akademiegründungen gelang ihm nur die der „Berliner Akademie der Wissenschaften“ (1700) und mittelbar die zu Wien. Der Gedanke, in Sachsen eine Akademie ins Leben zu rufen, ist von dem Baron von Tschirnhaus (der die Erfindung des Porzellans vorbereitet hat) ausgegangen, aber zunächst von dessen höfischen Gegnern vereitelt worden. Die tiefere Ursache davon war, daß Leibniz' Zeitgenossen dem Flug seiner Gedanken nicht so schnell zu folgen vermochten. Aber schon Friedrich der Große hat den Satz ausgesprochen: „Leibniz vereinigte in seiner Person eine ganze Akademie der Wissenschaften.“ Vor allem aber hat die Weltanschauung Leibniz' das Seelenleben der großen Dichter und Denker wesentlich beeinflusst, die im Zeitalter unserer klassischen Literaturperiode den deutschen Namen mit Weltruhm bekränzt haben. Die Lebensbejahung und edle Menschlichkeit Goethes und Schillers, ihre Wertung der Persönlichkeit und ihre ganze Einstellung zu den großen Fragen des Daseins beruhen zu einem großen Teile auf den Gedanken und Lehren des Philosophen Leibniz. Im 20. Jahrhundert ist die Weltgeltung Leibniz' immer stärker geworden, namentlich in England und Frankreich.

Wir Sachsen aber dürfen stolz darauf sein, daß unser Land diesen Riesen an Verstand und Geist, an Gemüt und Willen hervorgebracht hat; und wenn Sachsen ihn auch nicht halten konnte, so hat es ihm doch die Werkzeuge seines Wachstums und seiner Größe, die tiefgründige Schulbildung, mit auf den Lebensweg gegeben.

Karoline Neuber, die Mutter des deutschen Schauspiels

Don Gertraud Enderlein

Ein Frühwintertag ist am Laubegaster Ufer. In einer Spätwinternacht starb hier Karoline Neuber: am 30. November 1760. Wo sind noch die feinen Spuren ihres Lebens, das im umstürzten Elbdörfchen elend und verlassen endete, hier aufzufinden?

Die Stube, in der sie sehr mühselig starb, ist nicht mehr da. Aber man hat, als das weinumgitterte Haus des Bauern Möhle mit dem verschlagenen Ochsenauge im Dach dem mächtigen Neubau weichen mußte, die Inschrift über der Tür herausgelöst und in der Ostfassade des neuen Hauses eingemauert. „Hier starb Karoline Neuber den 30. November 1760“ liest man hoch über Kastanienwipfeln. Man liest noch mehr an dieser Uferecke: ein wenig stromab, ausgewittert, die ehrenden Worte des Denkmals, das ihr die Freunde vor 160 Jahren errichteten.

Nicht auf ihrem Grabe durfte es stehen — der Pfarrer von Leuben wehrte sich dagegen, wie sich sein Vorgänger geweigert hatte, nur ein einziges Wort des Erbarmens über ihrer letzten Stätte zu sprechen. Komödiantin . . . es brauchte keine Erklärung weiter.

Aber die amtliche Eintragung ins Kirchenbuch hat man doch, mit widerstrebend gespreiztem Gänsekiel, vornehmen müssen. Sie war nun einmal — Gott sei es geklagt — in der Nachbargemeinde gestorben und in Leubener Erde beigesetzt worden. So lesen wir denn den Tod einer der größten Sächsinen in einem trockenen und sachlichen Satz: „Laubegast 1760. Frau Friderica Carolina Neuberin weyland Herrn Johann Neubers gewes. Comedianten in Dresden hinterlassene Wittwe starb Sonnabends den 30. November früh gegen 1 Uhr und wurde Sonntags früh in der Stille beerdigt. 68 Jahre.“

Die Inschrift an ihrer Gruftplatte sagt in fünf Worten, wer sie war: „Die Mutter des deutschen Schauspiels.“ Aber es hat fast hundert Jahre gebraucht, ehe dies Wort sich zu ihrer letzten Stätte unterm Lindenbaum fand. Die Mitglieder des Dresdener Hoftheaters machten das Versäumnis der Vergangenheit gut.

So ist in einem kleinen sächsischen Dorf ein Leben zu Ende gegangen, das in einem fernen Bezirk des Landes seinen Anfang nahm, in einem kühnen Bogen zu den Sternen aufstieg und dann erlosch, armseliger noch, als es begann. Eine Enthusiastin, vielleicht ein Genie, bestimmt aber eine Erneuerin ganz großen Stils. Als solche verdient sie den Kranz unverwelklichen Lorbeers.

*

Aus einem sehr unfriedlichen Elternhaus in Reichenbach im Vogtland läuft am heiligen Neujahrstag 1712 die 15jährige Karoline Weixenborn davon. Der Vater, der Vater! . . . Der Advokat Daniel Weixenborn schlägt die einzige Tochter, daß ihr das Blut aus dem Gesicht springt. Er quält die Frau, daß sie dahinsiecht. Noch glückt es dem verständnisvollen Geistlichen, den Wirrkopf einzufangen, mit dem Vater auszusöhnen. Aber ein paar Monate später ist die Rückkehr ins ungeliebte Vaterhaus nur über einen Umweg durch die Gefängniszelle möglich. Denn die unbesonnene und temperamentvolle Karoline ist mit dem „Amanuensis“, dem Gehilfen des Vaters, durchgegangen, nachdem der die Kraft seiner Faust auch noch an der Mutter des Geliebten erprobt hatte. Es kommt zur Gerichtsverhandlung, und da zeigt sich zum erstenmal, was für ein tüchtiger Kern in diesem verworrenen Ding steckt: das Mädcl, das von Rechts wegen noch auf die Schulbank gehörte, tritt tapfer für die Männer ein, es entlastet den Vater, nimmt alle Schuld auf sich. Nach fünf Jahren aber gelingt ein dritter Fluchtversuch — über die rettende Gartenhecke weg rennt Karoline vor dem drohenden Arm des Vaters in den schwärmerisch ausgebreiteten eines neuen Freundes, des früheren Zwickauer Primaners Johann Neuber, gerät so endgültig auf den Weg ihrer Berufung — ihrer späteren Größe.

Sie geht mit dem Bräutigam, den sie im nächsten Jahr in Braunschweig heiratet, zu den Schauspielern, schließt sich der wandernden Truppe der Spiegelbergischen Gesellschaft an und wird mit ihrem lebendigen und durchdachten Spiel sofort die innerlich Führende der Truppe. Sie bleibt bei diesem für eine Frau damals höchst ungewöhnlichen Beruf. Als die Gesellschaft, mehr und mehr verfallend, sich gänzlich auflöst, gewinnt sie sofort Anschluß an die Haack-Hoffmannsche, die wohl genau so marktschreierisch possenhafte, so schwülstige und deutschfremde Stücke, aber von wesentlich besseren, ja zum Teil hervorragenden Kräften aufführen läßt, und steht nach wiederum kurzer Zeit als „Prinzipalin“ an der Spitze der Truppe. Das Privilegium der Königlich Polnischen und Kurfürstlich Sächsischen Hofkomödiantin, das ihr — es ist im August 1727 — von August dem Starken verliehen wird, öffnet ihr die Türen. Ermutigt vom Braunschweigisch Blankenburgischen Hof, der sich für eine Erneuerung der verwilderten deutschen Bühne interessiert, geht sie nun unbeirrbar diesen Weg weiter, und zwischen den Harlekinaden und lächerlich verworrenen „Haupt- und Staatsaktionen“ stehen jetzt gute Übersetzungen französischer Schriftsteller, wird mehr und mehr der Boden bereitet, auf dem dann das deutsche Schauspiel machtvoll aufwachsen kann.

Sie ist jetzt in Leipzig, hat mit ihrem Theater, dem ersten der Stadt überhaupt, den Boden über den Fleischbänken inne und gewinnt sich sehr bald einen mächtigen Förderer und Freund: Johann Christoph Gottsched, der ebenso alle Kräfte für eine Umwandlung der verkommenen deutschen Bühne einsetzt. Er verschafft ihr wertvolle Stücke, und er ist es auch, der sie zum raschen Handstreich gegen die „lustige Person“ der alten Komödie, den Hanswurst, bewegt: im Oktober 1737 macht sie in einer aufsehenerregenden Vorstellung dem Harlekin wegen seines kunstwidrigen Verhaltens den Prozeß und verbrennt ihn — eine scheckenbunt gekleidete Puppe — feierlich hinterher.

Aber die festen Hände dieser Frau räumen noch mehr aus, was sich da an Staub und Verlogenheit, äußerlich und innerlich, in Jahrzehnten angespeichert hat. Sie sorgt sich um gediegene, zweckvolle Kostüme für ihr Personal, und sie nimmt — vielleicht in Erinnerung an die Erfahrungen ihrer eigenen Jugend — die jungen Schauspielerinnen zu sich ins Haus.

Ganz plötzlich beginnt der Glückstern Carolines zu verbleichen. Intrigen vertreiben sie aus ihren Leipziger Räumen. Das Privilegium erhält nach Augusts Tod ein anderer. Unstet reißt sie mit dem Rest ihres Theaters durch Deutschland. Eine Fahrt nach Petersburg beschleunigt den Untergang. Eine große Freude weckt noch einmal ihre Tatkraft: sie lernt den jungen Lessing kennen und führt seine ersten Stücke in Leipzig auf ihrer Bühne ein.

1750 löst sie, immer mittelloser werdend, ihre Truppe auf. Noch einmal versucht sie, auf den Trümmern ein neues Unternehmen zu errichten. Es scheitert, wie ihre eigenen Versuche, als Schauspielerin noch einmal einen Aufstieg zu wagen. Dem verzweifeltsten Ehepaar gibt der Königliche Leibarzt Dr. Löber in Dresden Quartier in seinem Haus. Hier stirbt ihr der treueste

Helfer ihrer Arbeit — ihr Mann. Aus dem vom Bombardement des Siebenjährigen Kriegs verwüsteten Haus flüchtet sie mit ihren Wirtsleuten nach Laubegast. Jetzt packt auch sie die Krankheit. Die Todsiuche duldet der Hauswirt nicht; es wäre eine Schmach, wenn eine Komödiantin bei ihm stürbe!

Im kleinen Stübchen des Bauern Mühle, mit der Aussicht nach den Bergen, von denen sie noch in ihrem letzten Gebet Hilfe erhoffte, tut Karoline Neuber den letzten Atemzug.

Gotthold Ephraim Lessing

Geb. 22. Januar 1729 in Kamenz, gest. 15. Februar 1781 in Braunschweig

Don Kurt Spindler

Daß wir Obersachsen Gotthold Ephraim Lessing zu den Unsern zählen dürfen, ist ein besonderes Glück! Wir führen heute einen erfolgreichen Kampf gegen die Schädlinge, die — aus Gewinnsucht oder Böswilligkeit? — unsern Stamm zum Gegenstand lächerlicher Verzerrung machen. In diesem Kampf kann uns Lessing ein starker Helfer sein. Er ist nach Adolf Bartels ein typischer Obersachse. Mag seine Familie auch von Böhmen über die Chemnitzer Gegend nach der Lausitz eingewandert sein, Lessing besitzt doch alle die Eigenschaften, die man dem Obersachsen nachrühmt, und nicht oder wenigstens in geringerem Grade die, die leicht zum Ziel des Spottes werden konnten. Und während die männlichen Gestalten seiner Dichtung meist etwas Straffes, Preußisches besitzen, hat er doch in Minna und Franziska zwei so ausgesprochene und dabei liebenswerte Sächjinnen gezeichnet, daß sie noch heute ihre Abkunft nicht verleugnen können.

Zu den guten Eigenschaften des Obersachsen zählt man in erster Linie seine Rührigkeit. Sie wird bei Lessing zu einem geradezu ungeheuren Fleiß, der ja nach Beethovens Wort zum Genie gehört. Was ist Lessing für ein Arbeiter gewesen! Schon der Knabe will mit einem großen Haufen Bücher gemalt sein. Auf der Wittenberger Bücherei gibt es dann kein Buch, in dem der junge Magister nicht wenigstens geblättert hat. Bis in seine letzten Lebens-tage erlahmt dieser Eifer nicht, glüht die Flamme seines Geistes und verzehrt seine Substanz vor der Zeit! Mit ihm sinkt einer der wenigen ins Grab, die den Titel Polyhistor verdienen.

Was diesen Geist aber vor allem auszeichnet, das ist sein erstaunlich hoher Verstand. Der erscheint freilich mehr scharf als tief. Er gibt Lessings Auftreten Männlichkeit und Würde, seiner Wissenschaft die unbedingte Gediegenheit, seinem Kunstwerk Knappheit, Klarheit, geistreiche Zuspitzung. Er räumt alles fort, was faul und unklar ist. Er setzt alle Winkel der Geisteswelt aus, die nach Moder duften. Lessing ist die Klarheit selber, der geborene Kritiker. Genau kennt er seine Grenzen. Denn mit dem Verstand kann man doch nie ins Herz der Dinge schauen. Dort, wo Ahnungen, Gefühle herrschen, wo aus dem Chaos neue, fruchtbare Erkenntnisse ans Licht drängen, da ist

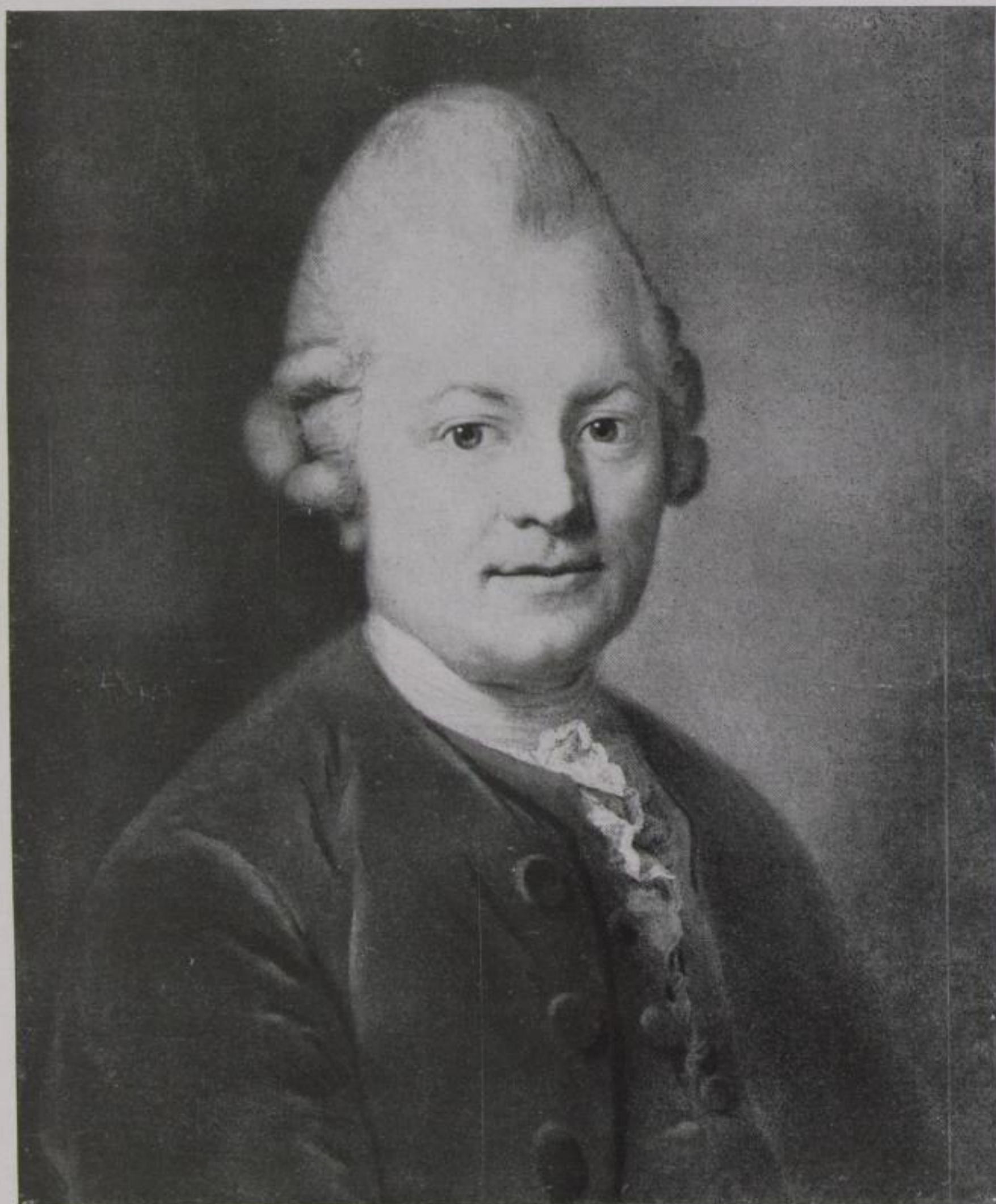
Lessings Bezirk nicht. Da aber ist die Welt des Künstlers. Und so bestreitet er ganz offen, daß er ein Künstler sei. Er schmeichelt sich freilich, in seinem Verstand etwas zu besitzen, das dem Kunstwerk nahe kommt. Wer wollte das allein gegenüber dem Meisterbau der „Minna“ bestreiten? Seine Phantasie schweift nicht ungebunden, frei und farbig wie die Shakespeares, Gefühle bannt er in feste Grenzen und zeigt sie nicht gern, wie sein Tellheim. Daher kann Lessing kein Lyriker sein, daher mußte Logau mit seinen geistreichen, knappen Formulierungen sein Liebling werden. Dafür aber erscheint er nie weichlich, nie spießrisch eng, nie breit oder verschwommen. Man muß ihn neben Gellert oder Rabener halten, um seine Größe ganz zu fühlen! Sein Verstand ist ihm Fackel, die er voranträgt allen denen, die aus der Dumpfheit und Enge der Zeit heraus nach neuen Bahnen suchen. Und so gehört ihm die Jugend! Goethe hat es so gesagt: „Man muß Jüngling sein, um sich zu vergegenwärtigen, wie Lessings Laokoon auf uns wirkte.“

Aber dieser durchdringende Verstand ist bei ihm nicht nur Leuchte, sondern zugleich Schwert. Welch ein Kämpfer erstand uns in diesem Manne! Kampf war sein Element. Welch scharfe Klinge schlägt er schon in den Briefen aus Meißen, in denen er seine Schwester zurechtweist. Wie stäuben die Perücken, wenn der junge Magister beginnt, freieren Flug zu nehmen. Es wird stets ein hoher Genuß sein, das „Dademecum für Samuel Gottlob Lange“ zu lesen. Sein Inhalt berührt uns heute nicht mehr, aber erquickend bleibt die draufgängerische Art, in der der Vierundzwanzigjährige den gewichtigen Gegner angreift, um so mehr, als wir hinter seinen Worten stets den sittlichen Ernst des jungen Gelehrten sehen. Nie hat Lessing für sich gekämpft; immer geht es ihm um die Wahrheit. Dabei kennt er kein Ansehen der Person. Im Gegenteil: je höher der Gegner stand, desto schärfer geschliffen waren seine Pfeile, desto heiliger sein Zorn, wenn dückelhafte Dielschreiber, geschwinde Journalisten, gewinnsüchtige Cliquen oder bornierte Eiferer den Born der Wahrheit trüben wollten. „Einen schwachen Gegner beachtet man nicht, einen mittelmäßigen behandelt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich!“ Das ist der Grundsatz eines Tapferen!

Wenn Lessing auch in seinem ganzen Leben, wie man gesagt hat, das Zöpfchen des Magisters nie völlig abgelegt hat, ein engbrüstiger Stubengelehrter ist er nicht gewesen. Sonst hätte nicht schon der Leipziger Student die Scheuklappen des Theologen abgestreift, hätte er nicht als Sekretär des Grafen Tauenzien im Siebenjährigen Krieg gelegentlich auch einmal seine Würde weggeworfen, weil er sicher war, sie jederzeit wieder aufnehmen zu können. Dieser Kämpfer steht mitten im Leben, und sein Kampf gilt den höchsten Dingen, die den Menschengestalt bewegen: seinem Volk, dessen Kunst und Glauben!

Nicht umsonst ist Friedrich der Einzige sein Zeitgenosse. Wenn er auch nie nach Art der sogenannten Hofpoeten ihn dichterisch umschmeichelte, die ganze Größe des Königs leuchtet doch aus den Worten der „Minna von Barnhelm“.

Friedrichs Sieg bei Roßbach erhielt in diesem Drama ein wahrhaft würdiges Gegenstück auf dem Gebiet der deutschen Kunst! Wie eifert Lessing in den Literaturbriefen, in der „Dramaturgie“, den Deutschen ein Ideal arteigner



Gotthold Ephraim Lessing. Gemälde von Anton Graff, 1771
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

Kunst einzupflanzen, mit welch rührenden Worten beklagt er das Scheitern dieser Pläne: „Über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir noch keine Nation sind!“ Wie zornig schildert er das damals noch übliche Reisläufertum der Glücksritter: „Man muß Soldat

sein für sein Land oder aus Liebe zur Sache, für die gefochten wird! Ohne Absicht heute hier, morgen da dienen, heißt wie ein Fleischerknecht reisen, weiter nichts.“

Mit Luther aber kann man Lessing bis zu einem gewissen Grad vergleichen in seinem heldenhaften Kampf für eine arteigene, deutsche Religion. Aus dem Wirrwarr der Lehrsätze den Menschen frei und offen seinem Gott gegenüberzustellen, das ist das hohe Ziel, dem er sein letztes Lebensjahrzehnt weihet. Mit unsäglicher Mühe, mit heldenhaftem Eifer führt er diesen Kampf. Nichts schreckt ihn dabei, auch nicht die Stimmen, die ihn vor seinem Ende gruseln machen wollen. „Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, vor meiner Todesstunde aber werde ich nie zittern!“ ruft er stolz aus. Und welche Größe der Auffassung, wenn ihm das Suchen nach der Wahrheit größer erscheint als ihr Besitz! Wahrlich, wenn je einer vor Goethe faustischem Denken nahe stand, dann war es der Kamenzener Pfarrerssohn.

Aber deutsch — leider! — war auch das Schicksal, das ihn traf. Gehört er doch zu den Vielzuvielen, die nie das Leben an den Platz stellte, den sie wünschten und verdienten. So umweht tiefe Tragik das Leben G. E. Lessings. Dieser weltumfassende Geist hatte den Wunsch, die Welt kennenzulernen. Die Aussicht, die sich ihm 1756 dazu bot, vereitelte der Krieg für immer. Jahrzehnte seines Lebens stand er allein, nur der Kunst und der Wissenschaft lebend. Als ihm endlich die Frau seiner Liebe beschert wird, verliert er sie nach einem Jahr zugleich mit seinem Söhnchen. „Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen!“ So stirbt er einsam und verlassen, und er stirbt in dem abgelegenen Wolfenbüttel. Welchen prächtigen Leiter der Berliner Staatsbücherei hätte er abgegeben! Aber der von ihm so verehrte König hatte keine Verwendung für ihn. Und diese reine, der Wahrheit ganz ergebene Seele rührte der Schmutz dieser Welt an: er wurde beschuldigt, von der Amsterdamer Judenschaft 10 000 Dukaten erhalten zu haben, damit er ihre Religion glimpflich behandle! Noch in neuerer Zeit haben einzelne irrtümlich gemeint, im „Nathan“ eine Schutzschrift für das Judentum sehen zu müssen. Adolf Bartels sei Kronzeuge für ihn: er könne nur aus seiner Zeit heraus verstanden werden und heute zeitgemäße Gedanken wie der der Rasse lägen ihm noch ganz fern!

Lassen wir uns die Freude an Lessings Besitz nicht trüben! Wie gern würden wir ihn heute an der ihm zukommenden Stelle verwenden! Wenn er auch schon über 150 Jahre im Grabe ruht, sein Geist webt doch in den Besten unsres Volkes. Und stets, wenn die Mächte der Dumpsheit und Finsternis gegen eine wahrhaft deutsche Kultur ihr Haupt erheben, wird deutscher Schlachtruf sein: „Komm, tapfrer Lessing!“

Don den sächsischen „gelehrten Bauern“

Don Ernst Uhle

Im Treppenhaufe des Landesmuseums für sächsische Volkskunst zu Dresden, des Oskar-Seyffert-Museums, grüßt den Beschauer ein Stich von C. G. Schulze. Er zeigt, umrahmt von Sinnbildern der Landwirtschaft, das gütige Antlitz eines etwa sechzigjährigen Mannes, der die bäuerliche Kleidung des ausgehenden 18. Jahrhunderts trägt. Ein weises Lächeln verklärt die Züge; die freie Stirn, die kräftige Nase, das starke Kinn verraten den Denker. Es ist der „Bauernprofessor“ Johann Georg Palitzsch aus Prohlis bei Dresden. Kommt man auf „gelehrte Bauern“ zu sprechen, so wird sein Name sofort genannt.

Nur wenige wissen, daß unser ober-sächsisches Land in der Zeit vom 17. zum 19. Jahrhundert nicht weniger als sieben solcher Dorfgelehrten hervorbrachte. Palitzsch ist allerdings der berühmteste von ihnen. Bis auf einen, den ländlichen Theologen Gottlieb Scheiblich aus Reichenbach bei Meißen (1754 bis 1818), der ziemlich unbekannt geblieben ist, haben sich alle anderen auf dem weiten Felde der Philosophie betätigt. Da lebte in Rothenacker im Vogtlande zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein dörflicher Allerweltsgelehrter, Nikolaus Schmidt, oder, wie man ihn oft nach seinem Großvater Kunz nannte, Künzle. Eine Menge fremder Sprachen hatte er sich angeeignet, vor allem morgenländische, wie Chaldäisch, Hebräisch, Syrisch u. s. w., neben Griechisch und Latein. Aber ebenso gehörten die Arznei- und Wetterkunde, Astrologie und Astronomie zu seinem Interessengebiete. Als der große Krieg sein Hab und Gut verzehrt hatte, schuf er sich eine neue Einnahmequelle durch Kalender, die er von 1653 bis zu seinem Tode herausgab. Selbst nach 1771 ist dieser „Almanach Das ist Alter und Neuer Schreib-Calendar samt einem Prognosticon astronomicum et astrologicum“ noch auf dem Büchermarkte zu finden. Und wer will, kann heute noch im Jahrgange von 1655 auf der Landesbibliothek zu Dresden den „kurzen und gründlichen Bericht“ von Künzels „Lebenslauff“ nachlesen. Reiner Philologe war Johann Gelanck aus Gnaschwitz bei Bautzen, der 1767 in Göda (Oberlausitz) starb. Die große Sprachkenntnis dieses Bauern, die sich auch auf seine Tochter vererbte, erstreckte sich auf 38 Sprachen. Zehn von ihnen konnte er fertig reden und schreiben. Da er vor allem an Bibelübersetzungen seine Studien trieb, dürfte sich der Wortschatz seines Italienischen, Holländischen, Polnischen, Englischen, Wendischen u. a. m. meist auf den des „Buches der Bücher“ erstreckt haben. Die übrigen vier Bauernprofessoren gehören gewissermaßen ausschließlich der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse an; so der „einfältige Bauer zu Sommerfeld bei Leipzig“, so nennt sich Christoph Arnold († 1695) selbst auf einer noch heute erhaltenen handschriftlichen Abhandlung über Kometen, den Merkurdurchgang und Finsternisse. Ferner wäre der „Relation Johann Ludwigs, eines Bauern aus Costebaude“ (Costebaude bei Dresden) zu gedenken, „wie selbiger an und vor sich selbst auf die Mathematik und Philosophie gekommen u. s. w.“, die mit einer Arbeit des Gelehrten

über die Sonnenfinsternis am 26. Oktober 1753 unter dem Titel „Der gelehrte Bauer“ im Jahre 1756 erschien. In Ludwigs Leben berühren sich oft die Extreme: Wolffsche Philosophie und Bebauen der heimatlichen Scholle, Disputation mit Leipziger Universitätsprofessoren und Handel auf dem Dresdner Wochenmarkte, wohin er seine erbauten Feld- und Weinbergsfrüchte auf dem Rücken trug oder auf dem Schiebekarren fuhr, und wo er seine Waren unter anderen Bauersleuten feilbot. Er blieb trotz aller Gelehrsamkeit bis zu seinem 1760 erfolgten Tode ein Bauer wie seine Vorfahren, ganz im Gegensatz zu dem „erbangesessenen Landmann“, Zwirnhändler und Optiker Christian Gärtner in Tolkewitz bei Dresden. Dieser kann mit einigem Rechte als der „Hiob“ unter Sachsens ländlichen Gelehrten gelten. Infolge seiner Beobachtungen in der Sternkunde stieg er im Ansehen bei Hoch und Gelehrt, genoß auch das Vertrauen seines Landesherrn in hohem Maße, was ihm allerdings nichts weiter als Schulden einbrachte. Die Vernachlässigung seiner wahren Berufe, des Ackerbaues und des Zwirnhandels, rächte sich bitter am „Astronomus von Tolkewitz“; unter diesem Titel erschien einmal auch ein Roman, in dessen Mitte Gärtner steht. Krieg, Krankheit, allzu große Gutmütigkeit obendrein, brachten ihn an den Bettelstab. Aus bitterster Armut erlöste der Tod den 77jährigen Greis am letzten Tage des Jahres 1782.

Gerade bei aller gelehrten Arbeit der Landwirtschaft treu zu bleiben, war der Grundsatz Johann Georg Palitzschs, der am 11. Juni 1723 das Licht der Welt erblickte. „Die Landwirtschaft ist die erste aller Wissenschaften“, äußerte er sich einmal. „Läßt der Bauer den Acker liegen, so muß die Welt mit allen gelehrten Gesellschaften verhungern!“ Ironie des Schicksals: der unglücklichste der bäuerlichen Sternkundigen, Gärtner, ebnete dem glücklichsten den Weg. 1745 war es, gelegentlich einer Mondfinsternis, da sah der junge Palitzsch das erstemal beim „Tolkewitzer Astronomus“ durch ein Fernrohr. Bei diesem Anlasse machte Gärtner auch den damals Zweiundzwanzigjährigen bekannt mit dem Inspektor des Mathematischen Salons, Professor G. G. Haubold, der zugleich Bibliothekar der Kurfürstin war. Dieser Mann förderte alsbald Palitzschs Selbststudien fachmännisch. Wenn es nur irgend angängig war, besuchte von nun an der junge Landmann den Gelehrten an seiner Arbeitsstätte, lieferte vielfach naturwissenschaftliche Beobachtungen und wurde mit dem Gebrauche der mathematischen und physikalischen Instrumente vertraut gemacht. Bis an sein Ende ist Palitzsch mit diesem wissenschaftlichen Institute in Verbindung geblieben, und sein 1768 von Anton Graff gemaltes Ölbild, das als Vorlage zu Schulzes Stich diente, hängt heute noch im „Mathematischen Salon“ neben dem kleineren von Beßler, um ihn als „langjährigen Freund“ der Sammlung zu ehren. Seit der Erneuerung des Dresdner Zwingers steht auf der Treppenbalustrade am Zugangswege von der Ostra-Allee auch eine kleine Steinfigur, die aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt. Mit der Zipfelmütze der Gelehrten jener Zeit, den Kopf in die linke Hand gestützt, so steht der Prohliser Bauernprofessor sinnvoll auf dem Treppenabsatz unweit der Stätte, der er manche fachliche Unterstützung verdankte. Bis

zur Bekanntschaft mit Haubold war Palisjch durchaus Selbstlehrer gewesen. Die Leubnizer Schule, die der kleine Hansjörg von seinem Heimatdorfe aus besuchte, konnte dem Jungen nur etwas Lesen, Schreiben und Rechnen beibringen. Sein Stiefvater Michael Philipp war nicht für weitere Befriedigung der jugendlichen Wißbegier. Hansjörg sollte ein ordentlicher Landwirt werden, und damit gut! Doch der Knabe war ebenso findig wie seine Lesewut unbeschreiblich. Durch Spargroschen hatte er sich Lösschers „Betrachtungen der Werke Gottes aus der Natur“ und den „Vorhof der Sternwissenschaft“ von Christian Peschek erworben. Diese Bücher wurden fleißig studiert, sei es beim Diehweiden oder heimlich nachts in der Schlafkammer beim kümmerlichen Schein der Stallaterne. Die Sterne hatten es ihm angetan, seitdem er mit dreizehn Jahren nach eifrigem Suchen den Polarstern gefunden hatte. Mit seiner Heirat 1744 übernahm er zugleich das väterliche Gut in Prohlis, das er trotz der schweren Zeiten, die auch über Palisjch während des Siebenjährigen Krieges hereinbrachen, vergrößerte und zu einer Musterwirtschaft ausgestaltete. Heute steht ungefähr an der Stelle seiner ehemaligen Behausung das von Kapherrsche Schloß. Im Schreckensjahre 1813 vernichteten die Kämpfe um Dresden das Anwesen samt seinen wertvollen Sammlungen. Man staunt, was dieser Landmann mit emsigem Fleiße zusammengetragen hatte. Ein Nachlaßverzeichnis erzählt von einer Bücherei mit über 5000 teils mehrbändigen Werken, von Schränken, die säuberlich geordnet Mineralien, Insekten, Münzen und anderes in ihren Fächern bargen. Dazu gesellten sich Skelette, vorgeschichtliche Funde, ausgestopfte und in Spiritus aufbewahrte Tiere, Meßtische, Nivellierinstrumente, Luftpumpen, Mikroskope und vor allem die astronomischen Hilfsmittel: 19 Fernrohre, 13 Globen, zahlreiche Karten. Alles ist dahin, desgleichen seine zahlreichen wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Vielleicht stammen von Palisjchs Hand zwei Manuskripte, „Geometria“ überschrieben, die der Mathematische Salon in Dresden verwahrt; sie dürften aus jener Zeit herühren, in der sich der Wissensdurstige Bücher abschrieb, um sie sein Eigen nennen zu können. Mit Sicherheit besitzen wir heute noch zwei Namensunterschriften von ihm. Die eine befindet sich im sächsischen Hauptstaatsarchiv, die andere — etwas schwer zugänglich — wird im Turmknopfe der Kirche von Dresden-Leubnitz aufgehoben. Bis in unsere Tage ist Palisjch der berühmteste unter den gelehrten Bauern Sachsens! Wenn man an seinem Grabsteine steht (seine Gebeine ruhen freilich nicht mehr darunter, sie sind verschollen gleich seinem irdischen Besiße), wenige Schritte von der Nordseite des altehrwürdigen Gotteshauses zu Leubnitz, so schweift der Blick über drei Stätten der Hauptwirksamkeit des Erdenpilgers, der da am 21. Februar 1788, „den Lohn seiner Tugend erwartend“, zur Ruhe gebettet wurde, nämlich: den Dresdner Schloßturm, den Großen Garten und das ehemalige Dorf, den jetzigen Vorort Dresdens, Prohlis, wo Palisjchs Wiege und sein Sarg standen. In Prohlis spielte sich sein ganzes Leben ab. Dort trieb er als Knabe sein Selbststudium, dort war er als Musterlandwirt — er führte den Kartoffelbau 1775 im Elbtale ein — und als Gelehrter von europäischem Rufe tätig. In dem Orte trieb

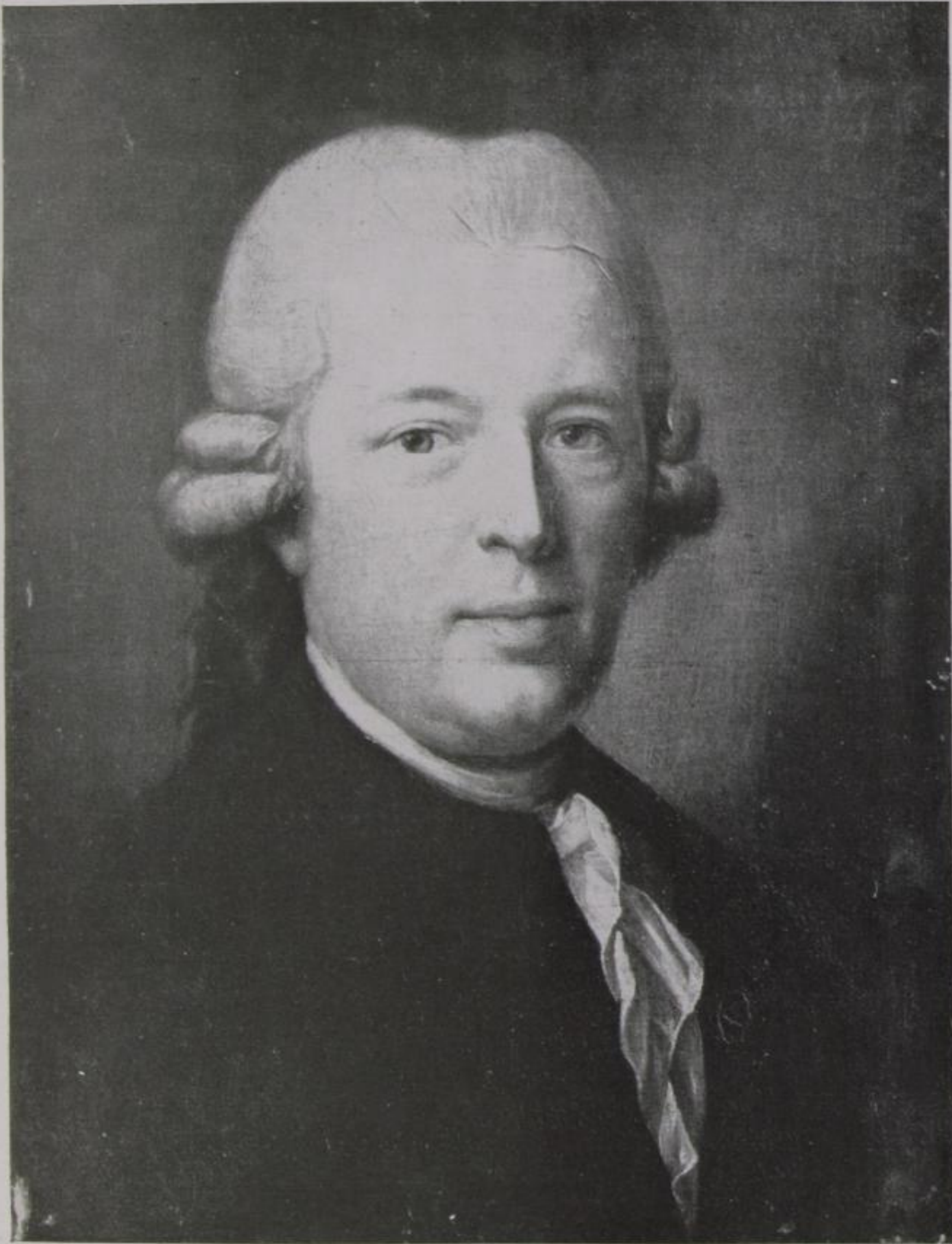
er seine zahlreichen, aufsehenerregenden naturwissenschaftlichen und astronomischen Forschungen, von denen die Erstauffindung des wiederkehrenden Halley'schen Kometen um die Weihnachtszeit 1758 sein Ansehen begründete und die Beobachtungen des Fixsternes Algol 1783 es noch vermehrten. Auf seinem väterlichen Grund und Boden ehrten ihn Fürsten und Adlige, wie Friedrich der Große, Prinz Heinrich von Preußen, Prinz Leopold von Braunschweig, Graf Heinrich von Büchau auf Nöthnitz, Baron von Montmartin und sein Landesherr Kurfürst Friedrich August III. (der spätere König Friedrich August der Gerechte). Dieser zog ihn öfter zur Tafel in Pillnitz, und am 5. August 1779 fuhr er sogar sechsspännig in Prohlis bei Palißsch vor, um sich dessen botanisches Gärtchen und seine reichen Sammlungen zu betrachten. Selbst Gelehrte, so der Bibliothekar Daßdorf, der Professor Haubold und viele andere, wallten zu ihm, nicht zu vergessen die vielen, deren Neugier sich trotz der frühen Morgenstunde, zu der er nur zu sprechen war, nicht abhalten ließ. Auch der Große Garten wurde ihm ein Feld der Forschung. 1758 wies der Bauerngelehrte als erster dort in stehenden Gewässern das Vorkommen der Süßwasserpolyphen in Sachsen nach. Mit kurfürstlicher Genehmigung errichtete er 1775 auf dem Schloßthurm zu Dresden den ersten Blitzableiter. Kurz danach machte er diese Erfindung des großen Franklin, dem er selbst äußerlich in gewisser Beziehung glich, auch seinem eigenen Anwesen nutzbar. Über den „Sterngücker von Druhls“, wie ihn seine Neider nannten, ist von Zeitgenossen und auch noch später viel berichtet worden. Sein Leib zerfiel, seine Sammlung vernichtete der Krieg — sein Ruhm bleibt, sein Name lebt. Auf seiner Erdenwanderung errang sich der Nimmermüde vier Ruhmeskränze. Seine Heimatgemeinde widmete sie ihm deshalb auch als Schmuck neben Globus und Fernrohr an dem 1877 errichteten Denkmal. Sie gehören ihm unverwelklich: der Erntekranz dem strebsamen Landmanne, der Lorbeerkranz dem ruhmgekrönten Gelehrten, der Eichenkranz dem geraden deutschen Manne, der Epheukranz als Zeichen steter Erinnerung dem seltenen Erdenwanderer.

Von allen sieben „gelehrten Bauern“ unsrer Heimat kann man wohl sagen, daß sie zwei bezeichnende sächsische Merkmale, den spekulativen Verstand und den heißen Wissens- und Forschungstrieb, auf eigenartige Weise aufzeigen.

Breitkopf, Tauchnitz, Teubner und Reclam, die vier großen deutschen Verleger

von Alexander Pache

Schillers Wort von den Künstlern, daß der Menschheit Würde in ihre Hand gegeben sei, läßt sich in seinem vollen Sinn auch auf einen, wohl den einzigsten, kaufmännischen Beruf anwenden, der sich vor den andern durch seine hohe sittliche Bedeutung auszeichnet: den des Buchhändlers und Verlegers. Der Verleger eines Buches ist im Grunde der geistige Mitarbeiter seines Verfassers, sein wichtigster Helfer und Wegbereiter; der Buchhändler ist ein Ver-



Johann Gottlob Immanuel Breitkopf. Gemälde von unbekanntem Künstler
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

mittler, ein Makler für die geistige Nahrung seines Volkes: er kann mit Gutenbergs „schwarzer Kunst“, die einst ein Luther als „die höchste Gabe Gottes“ pries, den Mächten des Lichtes wie denen der Finsternis dienen, kann den Lesern Himmelsmanna und Höllensud bieten! Eine große Macht, aber zugleich auch eine hohe Verantwortung ist so diesem Berufe gegeben, der, recht ausgeübt, zu den geistigen Führerberufen gehört und sich auch immer durch starke Persönlichkeiten ausgezeichnet hat.

Gewiß ist der Buchhändler auch Kaufmann — und gerade die Besten und Erfolgreichsten dieses Berufs sind stets auch große Kaufleute gewesen — aber das Buch ist als Ware etwas so Einzigartiges und Besonderes, daß der Buchhändler auf der Grenzscheide zwischen Kaufmann und Wissenschaftler steht. Die große Unternehmerpersönlichkeit des Buchhändlers ist mit Recht mit jenen Männern verglichen worden, die die Geschichte als die großen Entdecker und Eroberer rühmt. Ein Festredner zu Reclams Hundertjahrfeier hat das Wesen des Verlegers in einem treffenden Bild gezeichnet, indem er sagte: „Der Verleger ist kein Solist der geistigen Anstrengung (wie der Schriftsteller), er ist ihr Kapellmeister!“

Nun ist es kein Zufall, daß die vier großen Führerpersönlichkeiten dieses edlen Gewerbes, von denen hier gehandelt wird, in Leipzig wirkten, zwei davon sogar geborene Leipziger sind. Leipzig ist früh zum Brennpunkt und Hauptstapelplatz des deutschen Buchhandels geworden. Aus dem alten Meßhandel entwickelte sich das Leipziger Kommissionsgeschäft des Buchhandels, d. h. der Vertrieb für fremde Rechnung, der dann im 19. Jahrhundert auch den sogenannten Konditionsverkehr, d. h. den bedingungsweisen Vertrieb, übernahm — ein kaufmännisches Verkehrswesen, das die besondere Eigenart des deutschen Buchhandels darstellt. Zugleich damit erblühte in Leipzig ein besonders leistungsfähiges Großbuchgewerbe, das das gesamte deutsche Verlagswesen anzog und befruchtete. In der Geschichte dieser für unser sächsisches Heimatland so ruhmvollen Entwicklung spielen die nachgenannten vier großen Leipziger Buchhändler als schöpferische und bahnbrechende Persönlichkeiten eine bedeutsame Rolle.

Der Älteste von ihnen ist Johann Gottlob Immanuel Breitkopf (geb. 1713 in Leipzig, gest. 1794 daselbst). Einziger Sohn eines angesehenen Leipziger Buchhändlers und Buchdruckers, gehörte seine Liebe eigentlich den Wissenschaften — der berühmte Gottsched war einer seiner Lehrer —, doch übernahm er schließlich das väterliche Geschäft, das er zu hoher Blüte brachte. Dank seinen mathematischen Kenntnissen gab er den Drucktypen eine andere und schönere Form; daher wird er mit Recht der Wiederhersteller des guten Geschmacks in der Schönheit des Druckes genannt. Damals drohte die deutsche Schrift nahezu von der lateinischen verdrängt zu werden. Breitkopf trat in Wort und Schrift für die deutsche Druckschrift (Fraktur) ein, die „für das Auge angenehm und deshalb vorzuziehen sei“. Sein größtes Verdienst bildet die Verbesserung des Musiknotensatzes (1754), die ihn in die Reihe der großen technischen Erfinder rückt. Während früher die einzelnen Notenseiten

in e i n e Holzplatte geschnitten oder durch Kupferstich hergestellt werden mußten, was ebenso zeitraubend wie kostspielig war, ermöglichte Breitkopf den bequemeren und billigeren Druck der Notenstücke durch einzelne bewegliche Typen. Die Breitkopfsche Werkstatt wurde durch diese Neuerungen bald die vielfältigste der Welt. Unaufhörlich strebte Breitkopfs reger Geist nach Verbesserungen. Aber auch sein Verlagsgeschäft baute er großzügig aus und verlegte, zumeist auch in deutscher Schrift gedruckt, die Werke der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Er begründete nicht nur den weltberühmt gewordenen Musikalienverlag seiner Firma, sondern förderte auch durch Herausgabe von „Magazinen“ und Zeitungen das geistige Leben seiner Zeit. Breitkopf war ein Mann von erstaunlicher Arbeitskraft und zäher Energie, der tüchtigen Geschäftssinn mit großer Gelehrsamkeit verband, ein guter Kunstkennner und großer Musikfreund, dazu wohlthätig und hilfsbereit, einer der edelsten Vertreter seines hohen Berufes. Aus seinem Unternehmen entwickelte sich dann die heutige Leipziger Weltfirma Breitkopf & Härtel.

Auch Karl Christoph Traugott Tauchnitz (geb. 1761 in Großbardau bei Grimma, gest. 1836 in Leipzig) erblickte, wie Breitkopf, seine Lebensaufgabe weniger im Streben nach Gewinn, als in der unablässigen Fortentwicklung der Kunst, der er sich geweiht hatte. Als Sohn eines unbemittelten sächsischen Dorfschullehrers geboren, mußte er auf das heißersehnte Studium verzichten und wurde Buchdrucker, machte sich mit 36 Jahren in Leipzig selbständig und gliederte seiner Druckerei bald eine eigene Schriftgießerei und schließlich eine Verlagsbuchhandlung an (im Leipziger Brühl 37, heute Nr. 70). Tauchnitz betrieb die Buchdruckerei wirklich als Kunst. Er war der erste deutsche Buchdrucker, der die längst in England und Frankreich heimische Stereotypie, d. h. den Druck mit gegossenen feststehenden Schriftplatten, nach Deutschland verpflanzte, wo sie bald die ausländische überflügelte. Unermüdllich war er bemüht, die Drucktypen, d. h. die Druckbuchstaben, immer mehr zu erweitern und zu verbessern. Sein Hauptstreben war besonders die Dervollkommnung der Antiqua- (d. i. Latein-) Schriften sowie der russischen, griechischen und orientalischen Schriften.

Tauchnitz gehörte zu jenen weltoffenen, aufgeschlossenen Naturen, die von den jeweiligen Zeitströmungen mächtig ergriffen werden und mächtig auf sie zurückwirken. Darin beruht seine kulturgeschichtliche Bedeutung. Anfangs widmete er all seine Kräfte der Schule und war bemüht, den Kinder- und Jugendschriften jenes Gepräge zu geben, das der aufgeklärte Geist der Zeit forderte. Als dann, unter der Herrschaft des Klassizismus, die Blüte der philologischen Studien in Deutschland anhub, gab Tauchnitz seine wissenschaftlich gediegene, geschmackvolle und wohlfeile „Sammlung griechischer und lateinischer Klassiker“ heraus. (Die Angabe eines Druckfehlers in der Homer-Ausgabe wurde mit einem Dukaten vergütet!) Der glänzenden Entwicklung der orientalischen Philologie, die im Studium des morgenländischen Schrifttums zum Klassizismus in einen gewissen Gegensatz trat, diente Tauchnitz in seinen letzten Schaffensjahren. Da sieht man den rastlos tätigen, jugendlich

rüstigen Greis mit möglichst richtiger und geschmackvoller Darstellung der auch drucktechnisch unsäglich schwierigen orientalischen Schriftcharaktere beschäftigt: das hebräische Alte Testament und der Koran, die Bibel des Islams, wurden in seiner Werkstatt gedruckt. So beflügelte sein Wirken den Geist der deutschen Wissenschaft. — Tauchnitz war auch als Charakter eine Ausnahmerscheinung, wissenschaftlich tief gebildet, besessen von seinem Werk, lodernnd von Energie, von höchstem fachmännischem Weitblick, von eisernem Willen in der Verfolgung einmal gefaßter Pläne, bei deren Verwirklichung er weder Kraftanstrengung noch Kostenaufwand scheute. Dabei ordnete er stets den Vorteil der Ehre unter. Nach seinem Tode führte sein Sohn Philipp Tauchnitz (1798—1884) das väterliche Geschäft weiter. Sein großes Vermögen von 4½ Millionen Mark hinterließ er der Stadt Leipzig zu wohltätigen Zwecken als „Stiftung eines Menschenfreundes“.

Als einer der würdigsten Nachfolger von Tauchnitz, der dessen Gedanken und Pläne erst zu voller Reife brachte, gilt Benedictus Gottlieb Teubner (geb. 1784 in Großkraußnigk, Niederlausitz; gest. 1856 in Leipzig). Sohn eines kinderreichen Pfarrers, konnte er, wie Tauchnitz, nicht studieren, sondern mußte sich früh nach Broterwerb umsehen. So diente er in der Kunst Gutenbergs von der Pike auf. In jungen Jahren (1811), noch dazu in schwersten, unruhigsten Zeitläuften, gründet er in Leipzig ein eignes Geschäft als Buchdrucker. Es ist ein saurer Anfang. „Der Handel mit Büchern“, heißt es damals im Meßbericht des Gründungsjahres, „rückt seinem Untergang näher!“ Aber dank seiner Umsicht und Emsigkeit entwickelt Teubner, nach Überwindung der harten Napoleonischen Kriegsjahre, seinen Betrieb immer mächtiger. Nach zehnjähriger Tätigkeit erwirbt er das am Leipziger Augustusplatz gelegene große Grundstück, das noch heute die sämtlichen Geschäftszweige dieses gewaltigen und vielgestaltigen Unternehmens umfaßt. Oft arbeitet Teubner persönlich bis spät in die Nacht hinein am Setzkasten, wenn eilige Aufträge vorliegen. Dauernd baut er sein Werk weiter aus und schafft ihm neue Arbeitsstätten. 1831 setzt seine eigentliche Verlagstätigkeit ein, nachdem er bereits seit 1830 den Druck der „Leipziger Zeitung“ wie des „Börsenblattes für den deutschen Buchhandel“ übernommen. 1832 errichtet Teubner ein Zweiggeschäft in Dresden, in dem hauptsächlich der Druck der sächsischen Landtagsverhandlungen, des Dresdner Gesangbuches und des amtlichen „Dresdner Journals“ erfolgt.

Das Hauptgebiet seines Verlags bilden philologische Werke. 1849 beginnt, nach bedeutsamen Vorläufen, seine „Bibliotheca scriptorum Graecorum et Romanorum Teubneriana“ zu erscheinen. Überall, wo humanistische Studien getrieben werden, ist diese Bibliothek benutzt worden. So manchen jungen Deutschen haben diese prunklosen Schulausgaben mit dem weltbekannten Verlagszeichen durch seine Schulzeit begleitet und ihm ehrlichen Schweiß gekostet. — Teubners Unternehmungsgeist wuchs mit seinen Lebensjahren. Zahlreiche Verlagsbetriebe zieht er an sich und tritt in weitausgebreitete Beziehungen zu den Führern der Wissenschaft, zu Akademien und gelehrten

Körperschaften der ganzen Welt, vor allem auf dem Gebiet der klassischen Philologie und Altertumswissenschaft, der Theologie, Mathematik, Geschichte und Pädagogik. In 24 Jahren wies der Teubnersche Verlagskatalog (1824 bis 1847) etwa 200 Titel auf, in den darauf folgenden elf Jahren (1848 bis 1860) etwa 500 neue Werke! Zwei Unternehmungen des Verlags von höchster wissenschaftlicher Bedeutung waren der von den deutschen Akademien der Wissenschaften geförderte „Thesaurus linguae latinae“ und die „Enzyklopädie der mathematischen Wissenschaften“. Bei der glanzvollen Hundertjahrfeier (1911) rühmte unter zahlreichen Glückwunschadressen die der Leipziger Handelskammer mit Recht, daß sich „in der Firma Teubner in wahrhaft vorbildlicher Weise Kaufmannsgeist, Gewerbesleiß, Wissenschaft und Kunst zu segensreicher Arbeit vereinigten“. Im Wandel der Bildungsideale hat die Firma Teubner immer als Pflegerin des deutschen Idealismus und wissenschaftlichen Sinnes in erster Reihe gestanden. Diese stolze Überlieferung des weltberühmten Unternehmens schuf der alte Teubner, in dessen Charakterbild eine wundervolle Mischung von nüchternem Geschäftssinn und unverwüßlichem, echt deutschem Idealismus vorherrschte. Da seine beiden hoffnungsvollen Söhne vor ihm ins Grab sanken, ging im Laufe der Zeiten sein Lebenswerk an seine drei Schwiegersöhne über, deren Nachkommen es heute noch leiten.

In eine matte, bedrückte Zeit, eine Zeit der Erschöpfung und des seelischen Rückschlags nach dem heroischen Wirrwarr der Napoleonischen Epoche fiel die Geschäftsgründung von Anton Philipp Reclam (geb. 1807 in Leipzig; gest. 1896 daselbst). Ältester Sohn eines Leipziger Buchhändlers, einem angesehenen, aus Savoyen eingewanderten Hugentengeschlecht entstammend, machte er sich bereits mit 21 Jahren (1827) selbständig — der Jüngste aller Leipziger Buchhändler! —, indem er das in der Grimmaischen Straße gegenüber dem Naschmarkt gelegene „Literarisches Museum“ erwarb, das mit einer Leihbibliothek und einem „Journalistikum“ verbunden war. Es war „nichts weniger als ein Museum“, sondern, als Sammelpunkt der Gelehrten und Literaten des damaligen Leipzig, vielmehr eine Stätte geistiger Freiheit und Kritiklust gegen die Metternichsche Polizeiherrschaft zur Zeit des Deutschen Bundes. Nach Erwerb einer eigenen Druckerei begann Reclam eine eifrige Verlagstätigkeit. Unter tausend Schlichen brachte er besonders die meist anonymen Kampfschriften deutschen Freiheits sinnes auf den Markt — mit dem Erfolg, daß der allgewaltige Zensor nach dem Revolutionsjahr 1848 den gesamten Verlag Reclam verbot. Ein harter Schlag, der doch segensreiche Folgen hatte! Reclam wandte sich jetzt dem Vertrieb stereotypierter, d. h. in Plattendruck hergestellter Ausgaben der griechischen und lateinischen Klassiker zu. Die Erfindung der Stereotypie hatte inzwischen wesentlich verbesserte Bedingungen für derartige Arbeiten geschaffen. Aber die Säule seines Verlags wurde eine Shakespeare-Ausgabe zu dem unerhört billigen Preis von 1½ Talern, die glänzend einschlug. Es war die erste wohlfeile Klassiker-Ausgabe, freilich die eines ausländischen Klassikers, denn die deutschen waren in festen Händen: sie gehörten den Verlegern, die sie zuerst erworben hatten

und die nun diese Werke für teures Geld, nur den Begüterten erschwinglich, verkauften. Ihr Privileg fiel zum Segen der deutschen Volksbildung mit der alten Bundesverfassung.



Anton Philipp Reclam. Gemälde von unbekanntem Künstler
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

Das neue Gesetz vom 1. November 1867 bildete für die Geschichte des deutschen Buchhandels einen höchst bedeutsamen Abschnitt: das Urheberrecht wurde geschaffen, d. h. während des Lebens des Verfassers und noch 30 Jahre

nach seinem Tode blieben seine Werke geschützt. Als Goethe und Schiller auf diese Weise buchhändlerisch frei wurden, war Reclam bereits 60 Jahre alt. Aber als einer der ersten machte er sich die neue Rechtslage zunutze und brachte nun mit Energie und Glück die reichen Schätze der deutschen Literatur unter die Massen. Das Jahr 1867 war das Geburtsjahr von „Reclams Universalbibliothek“, jenes Werkes, das den Namen Reclam in der ganzen Welt bekannt machte und damit auch den Ruhm des deutschen Buchhandels in der ganzen Welt verbreitete.

Reclamheftchen! Wer kennt sie nicht, diese gelbroten, spottbilligen Büchlein, das Stück zu zwei Silber Groschen — erst nach Inflation und Währungsverfall mußte der Einheitspreis von 20 auf 40 Pfennig heraufgesetzt werden —, aus denen Millionen Deutsche ihre geistige Nahrung und Erquickung geschöpft haben! Reclam wollte die Massenaufgabe, ermöglicht durch den Spottpreis, und man macht sich heute nicht leicht einen Begriff von der Derwegenheit dieses Unternehmens, das damals nicht seinesgleichen hatte, und vor dessen Verwirklichung jeder besonnene Fachmann den Urheber warnte. Der Erfolg gab Reclam recht, denn er glaubte an die Nachfrage, an den geistigen Hunger der breiten Massen des deutschen Volkes nach dem Guten, Echten und Schönen. Eröffnet wurde die Universalbibliothek mit Goethes „Faust“, Reclams Lieblingsbuch. Zur Hundertjahrfeier 1928 lagen von dem technisch ständig verbesserten Verlagswerk, das Mitte November 1867 erst 35 Nummern zählte, rund 6500 Nummern vor! Das meistgekauftete Reclamheftchen wurde Schillers „Wilhelm Tell“; bis November 1917 wurden davon 2 300 000 Stück verkauft, eine Zahl, die schwerlich für irgendeine Ausgabe eines anderen Dichterwerkes ihresgleichen finden wird. Die gewaltigen Absatzziffern der Universalbibliothek sind ein deutlicher Spiegel für den Bildungseifer des deutschen Volkes. Inhaltlich umfaßt sie heute alles, was irgendwie in Beziehung zum geistigen Leben unseres Volkes steht, den Klassiker wie den Unterhaltungsschriftsteller, den Schwank wie das Gesetzbuch, den Opernführer wie das Wörterbuch, den Redner wie den Philosophen — man könnte rascher beantworten, was sie nicht umfaßt!

Mit einem gewissen Neid hieß es im Nachruf einer amerikanischen Zeitung auf Reclam 1896: „Der Erfolg eines Mannes wie Reclam erklärt besser als irgend sonst etwas die zunehmende Größe des Deutschen Reiches.“ Nach Reclams Tode leitete sein einziger Sohn Hans Heinrich die Firma (gest. 1920), den der Vater bereits 1868 als Teilhaber aufgenommen hatte. Heute stehen die beiden Enkelsöhne des alten Reclam an der Spitze dieses weltbekannten Verlagshauses. Seit 1896 erscheint hier auch die Zeitschrift „Universum“, die heute, zusammen mit der Universalbibliothek, den Namen Reclam durch das ganze Universum trägt!

Johann Gottlieb Fichte

Don Georg Hartmann

Der Aufstieg des Sausiger Bandwirkerssohns Johann Gottlieb Fichte zum mächtigen Geistesvertreter deutscher Philosophie und zum großen deutschen Patrioten vollzog sich stufenweise unter dem Einfluß gewaltiger Erlebnisse.

Am 19. Mai 1762 wurde Fichte in dem Dorfe Rammenau in der sächsischen Sausitz unweit Kamenz als Sohn einer armen Bandwirkerfamilie geboren. Vom Vater hatte er den Geist arbeitstätiger Pflichterfüllung, von der Mutter den klaren Verstand und den stolzen, eigenwilligen Charakter geerbt. Dem hochbegabten Jungen genügte der notdürftige Elementarunterricht in der Rammenauer Dorfschule nicht. Wenn er die Gänse hütete, hing er seinen eigenen Gedanken nach, die seinen Dorfkameraden weit vorauseilten. Als ihm das Volksbuch vom „Hörnernen Siegfried“ in die Hand fiel, vergaß er, ergriffen vom Inhalte dieser deutschen Heldensage, über dem Lesen auf der Weide seine Gänsehirtspflicht. Entschlossen warf er das versucherische Buch in den Bach, obwohl ihm der Verlust heiße Tränen einbrachte.

Eines Sonntags wurde er unvermutet von der Weide weggeholt. Er sollte dem Freiherrn von Miltitz, der bei dem Rammenauer Gutsherrn zu Besuch weilte und den Gottesdienst versäumt hatte, die Predigt aus dem Kopf hersagen. Mit großem Eifer und glühender Begeisterung entledigte sich der einfache Dorfsknaube dieser ungeahnten Aufgabe, so daß der Freiherr unter dem Eindruck, einen genial begabten jungen Menschen vor sich zu haben, beschloß, für die weitere Ausbildung des Knaben zu sorgen. Zunächst ließ er ihn von dem Pfarrer Krebel in Niederau für den höheren Schulunterricht vorbereiten. Dann schickte er ihn auf die Fürstenschule in Meißen und Schulpforta, wo der schlichte Arbeitersohn von den Stubenkameraden so roh mißhandelt wurde, daß er heimlich floh. Noch auf der Flucht kehrte er aber wieder um, entschuldigte sich bei seinem Rektor — und hatte es von nun an besser. Später bezog er unter härtesten Entbehrungen — sein Gönner war inzwischen gestorben — die Universität und studierte in Jena und Leipzig Theologie und Philosophie.

Als Kandidat der Theologie und Hauslehrer wurde er in den verschiedensten Teilen Deutschlands, Polens und der Schweiz umhergeworfen. So aufreibend war der Kampf ums tägliche Brot, daß der mittellose junge Mensch verzweifelt beschloß, in den Tod zu gehen. Doch sein Lebensmut wuchs wieder, als er sich durch Privatunterricht bei einem Studenten notdürftig über Wasser halten konnte, bis er mit einem Schlage berühmt wurde.

Fichte hatte, ohne seinen Namen zu nennen, ein Werk herausgegeben, das das Publikum für eine Schrift des großen Königsberger Denkers Kant hielt. Kant selbst deckte den Irrtum auf und lenkte damit die gesamte Öffentlichkeit auf den bisher unbekanntem Sachsen, der unverzüglich auf den Jenaer Lehrstuhl für Kantische Philosophie berufen wurde. Diese Berufung schien ihm endlich Wohnsitz und Ruhe zu bringen. Aber enttäuscht und mißverstanden mußte der unbeugsame, draufgängerische Sachse diesen Aufenthalt



Johann Gottlieb Fichte. Kreidezeichnung von Friedrich Burp, um 1800
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

1799 wieder aufgeben. Weil er den Kampf gegen das verrottete studentische Verbindungswesen, dann auch gegen den Brotneid seiner Kollegen aufgenommen hatte, die ihm den starken Zulauf zu seinen Vorlesungen nicht gönnten, hatte sich gegen seine Persönlichkeit ein heftiger Groll angesammelt, der sich 1798 entlud. Wie ein Verbannter mußte Fichte die Stadt Jena verlassen. Dieses Mal fand er seine feste Heimat in Berlin.

In diese Zeit seines Wirkens, etwa die Jahre von 1790 bis 1814, fielen gewaltige äußere Erlebnisse. Sie konnten an Fichte nicht unbemerkt vorübergehen. Vom Westen dröhnten die welterschütternden Revolutionsrufe der Franzosen herüber. Unter dem Drucke Napoleons brach das heilige Römische Reich Deutscher Nation zusammen. Aus den Trümmern erstand der Geist neuen Aufbruches.

In allen drei Etappen ertönte Fichtes zündendes Wort. In Zürich schrieb er Revolutionschriften. In vernichtender Kritik gegen den Verfall seines Zeitalters predigte er prophetisch den Untergang. Muterweckend schürte er in seinen „Reden an die deutsche Nation“, die er unter dem Trommelwirbel der französischen Besatzung hielt, den Mut zur Erhebung. Leidenschaftlich setzte er der individualistischen Nützlichkeitsmoral vieler seiner Zeitgenossen die Pflicht zum völkischen Gemeinschaftsdenken entgegen. Mit diesem Durchbruch des Gemeinschaftsbewußtseins in ihm verband sich zugleich eine neue höhere Staatsauffassung: Der Staat bietet ja im Grunde die beste Möglichkeit, den einzelnen an die Gemeinschaft zu binden und die allgemein menschlichen Daseinszwecke zu verwirklichen. Die Wahrheit dieser Einsicht mußte der Umhergeworfene besonders empfinden, seit er im Preußenstaate seine Wahlheimat gefunden hatte und nun mit der Wirklichkeit des Staates in engster Berührung stand. Er mochte jetzt erst ahnen, wie gewaltig der Einfluß des Staates auf alle menschlichen Lebensweisen, auch die geistigen eingeschlossen, sein kann. Zudem empfing er mannigfache Hinweise von der damals in Berlin aufblühenden Wissenschaft. Durch seine Freundschaft mit Geschichts- und Sprachgelehrten wurde ihm mit einem Male die Bedeutung des Staates in der Geschichte der Menschheit klar. Und als er in diesen Tagen erneut auf den griechischen Philosophen Plato zurückkam, verstand er jetzt erst dessen Staatsidee, die die unbedingte Unterwerfung des einzelnen unter die Zwecke der Gemeinschaft verlangt.

Hier in Berlin meinte sich der ewig rastlose und streitbare Sachse zu neuem Wirken berufen. Zwar stand er einsam und verkannt. Alte Kampfgenossen hatten sich von ihm abgewandt, die alten Feinde beträchtlich vermehrt. Aber der schwerblütige Mann aus dem Volke trat heraus aus der Einsamkeit, denn er hatte seinem Volke gerade in der Stunde der hereinbrechenden Katastrophe unendlich viel zu geben. Die äußere Schale des deutschen Volkes war brüchig geworden und dem Untergang geweiht. Der innere Geist aber konnte selbst gegen die anscheinend unüberwindliche Macht Napoleons zu neuem Leben erweckt werden. Fichte hatte zu dieser Befreiung der Deutschen den Glauben, den Mut und das Pflichtbewußtsein.

Er trat heraus aus der schwer zugänglichen Enge seines früheren Denkens und formte seine Gedanken in einer Reihe volkstümlicher Schriften, die in die Jahre von 1800 bis 1808 fallen. Sie sind geschrieben und gepredigt von dem Mann aus dem Volke, der mit allen Fasern seines Herzens den Glauben an die Sendung des deutschen Volkes gerade in der Stunde der Gefahr nicht verlor. Drei Werke ragen als die wichtigsten und edelsten Erzeugnisse der damaligen Zeit hervor: „Die Bestimmung des Menschen“, „Die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ und „Die Reden an die deutsche Nation“. Sie sind erfüllt vom Gedanken der sittlichen Pflicht zur Gemeinschaft, deren Verwirklichung im Staate der vaterlandsgläubige Sachse dem Deutschtum als vornehmste Aufgabe zuweist. Mit wunderbarer Steigerung weist Fichte zunächst in der „Bestimmung des Menschen“ auf den allgemeinen hohen Wert der Gemeinschaftsidee für die Menschheit hin, in den „Grundzügen“ macht er sie zur sittlichen Aufgabe und in den „Reden“ erhebt er sie zum Beruf des Deutschtums vor allen anderen Völkern. In ihrer Mitte stehen die „Grundzüge“. Sie sind eine furchtbare Abrechnung mit dem platten Geiste der eigensüchtigen Nützlichkeitsmoral von Fichtes Zeitgenossen. Sie sind verfaßt in prophetischer Vorschau der hereinbrechenden Katastrophe. Sie finden aber auch den Weg heraus aus dem Geiste der Verneinung zum Glauben an die Erlösung durch die restlose Hingabe an Volk und Vaterland. Ihre Worte, geformt in einem glühenden Patriotenherzen, sind Hammerschläge, die wohl zerstören, was vernichtungswürdig ist, die zugleich zusammenschmieden, was nur geeint leben kann und darf.

Als die Befreiungsschlachten geschlagen waren, waren Fichtes Früchte herrlich aufgegangen. Für ihn war es selbstverständlich gewesen, in diesen erhebenden Tagen, da die Deutschen die Ketten des Korsets abschüttelten, selbst mit Hand ans Gewehr zu legen. Während er sich als Landsturmmann einexerzieren ließ, war seine Gattin aufopfernd bei der Pflege der Verwundeten tätig, bis sie vom Lazarettfieber dahingerafft wurde. Aber auch der herbeigeeilte Gatte hatte den ansteckenden Todeskeim von der Sterbenden durch einen Kuß empfangen. Nach wenigen Tagen, am 29. Januar 1814, war der große Denker sächsischen Geblüts tot. Deutschland hatte einen seiner edelsten und glühendsten Patrioten verloren.

Christian Gottlob Wild,

der Begründer der neueren erzgebirgischen und sächsischen Mundartdichtung

Don Albert Zirkler

1803 erschienen Peter Hebels Alemannische Gedichte, die zumeist 1801 und 1802 entstanden sind. Goethe hat durch seine verständnisvolle Besprechung in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung (1804) dem süddeutschen Volksdichter wie vorher dem Niederdeutschen Johann Heinrich Voß und dem Nürnberger Gröbel den Weg bereiten helfen. „Durch Voß und Hebel wird eine

neue Zeit der mundartlichen Dichtung eingeleitet.“ (Otto Behaghel.) Während wir vorher im 16. und 17. Jahrhundert nur einzelne Versuche, besonders auf dramatischem Gebiet, feststellen können, ist nunmehr — um 1800 — das Tor weit aufgetan. Die eigentliche neuere Mundartdichtung beginnt. Peter Hebels Schaffen wurde nach und nach vorbildlich und richtungweisend für die gesamte deutsche Mundartdichtung.

Dreizehn Jahre nach dem Erscheinen von Hebels Gedichten gab der Sachse Christian Gottlob Wild ein Büchlein mit 58 hochdeutschen und 5 Gedichten in obererzgebirgischer Mundart heraus. Die Gedichte zeugen von feinem Verständnis für das Volkstum. Besonders in seinen mundartlichen Liedern hat er den Volkston ausgezeichnet getroffen. Das beweist am besten die Tatsache, daß einige zu Volksliedern geworden sind. Es sei nur erinnert an sein Bergmannslied „Wenns Gelöckel dreie lätt . . .“, auch „s Ahfahrn“ oder „Das Bergglöckel“ genannt. Es ist 1815 gedichtet worden. Ferner sei erwähnt das Wiegenlied: „Pojheia, mei Maadel! Schloß ball ei!“ Wild hat es 1816 aufgeschrieben, als ihm sein Töchterchen geboren worden war. „De Waldgiher“ ist ein Gedicht kernig, derb, mannhaft, voll Harzdunst und Schneeglantz.

Wir spüren in allen seinen Gedichten und Liedern einen natur- und volksnahen Menschen voll Gemüt und Humor. Wild verdient es, daß wir uns auch innerhalb einer Reihe „Sächsische Köpfe“ mit ihm beschäftigen, sehen wir in ihm doch den Begründer der neueren erzgebirgischen Mundartdichtung und zugleich den ersten bedeutenden sächsischen Mundartdichter seit Beginn des 19. Jahrhunderts. In seinem Schaffen finden wir die Voraussetzungen erfüllt, die wir an einen wertvollen Mundartdichter stellen. Wir verlangen von einem solchen, daß er die Sprache seiner Heimat von Grund auf kennt und beherrscht. Das ist bei Wild der Fall. Wir finden bei ihm noch alte Worte und Wendungen, die im heutigen Sprachgebrauch verschwunden sind.

Wild und seine Dorfjahre entstammen dem oberen Erzgebirge. Sein Vater Christian Gottlob Wild wurde 1758 in Grünhain geboren als Sohn des Bürgers, Seifensieders, Ratsverwandten, Stadtrichters und Steuernehmers Gottlob Friedrich Wild. Christian Gottlob war seit 1782 Lehrer an der Lateinschule in Johanneorgenstadt und wurde dort später auch Organist an der Stadtkirche. 1785 wurde hier Christian Gottlob geboren, der spätere Mundartdichter. Abgesehen von seiner Studienzeit hat er immer im oberen Erzgebirge gelebt und gewirkt. Er besuchte das Schneeberger Lyzeum und studierte in Wittenberg. Der junge Mensch hatte einen offenen Sinn für die Schönheiten der Natur. Stets wanderfroh, durchstreifte er das Meißner Land und das Osterland, Thüringen, den Harz, das Elbsandsteingebirge, die Lausitz und Böhmen. So schärfte sich sein Blick für die Eigenheiten und Schönheiten seiner obererzgebirgischen Heimat. Früh regte sich in ihm die Freude an schriftstellerischer Betätigung. Im Alter von 22 Jahren schrieb er sein erstes Buch fern der Heimat „Interessante Wanderungen durch das Sächsische Ober-Erzgebirge“. Es ist 1809 in Freiberg gedruckt worden. Dieses Werk ist in verschiedener Hinsicht noch heute wertvoll und lesenswert. Wild schildert die

landschaftlichen Reize und Eigenheiten. Mit Nachdruck bekämpft er das Vorurteil, daß das Erzgebirge als „Sächsisches Sibirien“ anzusprechen sei, auch setzt er sich für die Erhaltung der Vogelbeerbäume an den Straßen der Heimat ein. Mit Recht wird er als „Wegbereiter für den Fremdenverkehr im Erzgebirge“ bezeichnet. (R. Jahn, Johannegeorgenstadt.) Das Buch bildet ferner eine Fundgrube für die Volkstumsforschung. Wild berichtet vom Leben der Bergleute, von Sitten und Bräuchen, von der Sprache seiner Heimat u. a. m. Es ist erstaunlich, über welche gute Kenntnisse des Volkslebens er bereits in jungen Jahren verfügt.

Damit sehen wir bei ihm eine zweite Forderung erfüllt: Der Mundartdichter muß ein gründlicher Kenner seines Volkstums sein. Als Seelsorger hat er später den schlichten Menschen seiner Heimat immer tiefer ins Herz schauen können. Wild ist stets ein rechter, volkstümlicher Dorfpfarrer gewesen. 1816 übernahm er das Pfarramt in Carlsfeld. 1817 heiratete er die Tochter eines Revierförsters. 1824 siedelte er als Pfarrer nach Breitenbrunn über, einem Dorf, das zwischen Schwarzenberg und Johannegeorgenstadt in Wald-einsamkeit gelegen ist. Hier hat er bis zu seinem Lebensende segensreich gewirkt und viel zur Verbesserung der sozialen Verhältnisse in seiner Gemeinde beigetragen. Zwischen den Lehrern und ihm bestand ein gutes Einvernehmen; seiner Kirchenbuchführung wird nachgerühmt, daß sie außerordentlich gewissenhaft gewesen sei.

In seinen Dichtungen spiegelt sich sein glückliches Familienleben wieder. Fünf Knaben und ein Mädchen nannte er sein eigen. Im Kreise seiner Familie scheinen seine Gedichte und Lieder zuerst erprobt zu sein; sie sind zugleich der Beweis dafür, wie er mit dem ihm eigenen scharfen Blick für das Wesentliche und Volkhafte und mit sicherem Griff den Stoff zu packen und zu formen wußte. Und damit sehen wir bei ihm die dritte Forderung erfüllt: Er besitzt künstlerische Gestaltungskraft; seine Dichtungen sind aus eigenem Erleben und Beobachten heraus geschaffen. Dazu kommt die musikalische Begabung als Ahnen- und Stammeserbe, seine Vorliebe für das Lied. Er läßt gleichsam das Volk selbst sprechen. So reden aus seinen Liedern die vertrauten erzgebirgischen Volksgestalten zu uns: die Bauern (Bauernlied, 1815, Die Waldgeher usw.), die Bergleute (Bergglöckel, Fosnd-Lied, Der Gung mit der Sither), der Hammer-schmied, die Klippmad, die Schnitzer und Bastler zur Weihnachtszeit (Schwenzenlenz, heit wie ich früh! Der Doter), der Guckkastenmann, der Rekrut u. a. Eine Erinnerung an die Studentenzeit ist das Gedicht von dem Juden, der die Studenten in Wittenberg betrogen will und selbst geprellt wird.

Früh, im Alter von 54 Jahren, 1839, hat der Tod den verdienten Mann mitten aus einem schaffensfrohen Leben herausgerissen. Einige seiner Lieder aber sind — wie bereits erwähnt — in den Besitz des Volkes übergegangen. Sein Name geriet, wie das zuweilen der Fall ist, in Vergessenheit.

Es erscheint deshalb als ein besonderes Verdienst von Heinrich Köselitz, daß er 60 Jahre nach dessen Tode Christian Gottlob Wild als Mundartdichter neu

entdeckt hat. Es zeugt von dem feinen Verständnis des aus Annaberg stammenden erzgebirgischen Mundartdichters, der als Künstler unter dem Decknamen Peter Gast bekannt geworden ist und einer der treuesten Freunde Friedrich Nießches war, daß er als 13. Heft der Sammlung „Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart“ (Hermann Grafer, Annaberg) Pfarrer Wildsche und einige andere Gedichte herausgab und mit einem gehaltvollen Vorwort versah. (Band 1 der erwähnten Sammlung enthält bereits vier Gedichte von Wild.) Da das Vorwort in späteren Auflagen nicht mehr abgedruckt worden ist, erscheine hier ein kurzer Auszug. Köselitz schreibt: „Als Vater der mundartlichen Literatur des Obererzgebirges galt bisher der Annaberger Kürschnermeister J. G. Grund, dessen Gedichte 1816 erschienen. Grund hat sich jedoch nur ganz gelegentlich in unserer Mundart versucht. Derjenige Dichter vielmehr, der sich als erster mit vollem Bewußtsein und ziemlich anhaltend unserer Mundart widmete, ist der Breitenbrunner Pfarrer C. G. Wild. — Die Zahl der mir bekannt gewordenen Gedichte Wilds ist 18. Als Quelle für den Abdruck der im vorliegenden Bändchen enthaltenen 13 Gedichte durfte ich, neben einer Johannegeorgenstädter und einer Langebrücker Abschrift, ein altes Heft benutzen, das mir von den Nachkommen Wilds mit rühmenswerter Bereitwilligkeit zur Verfügung gestellt wurde und das allem Anschein nach von Pfarrer Wilds eigener Hand herrührt. (Leider ist diese Handschrift später abhanden gekommen.) In dies Heft sind 14 Gedichte eingetragen: ungefähr acht davon mögen noch nie gedruckt worden sein. — Bei Beurteilung der Pfarrer Wildschen Gedichte darf man nicht vergessen, welcher Zeit Kind er war. In ihn klingt noch das fröhliche freigeistige 18. Jahrhundert hinein, gegen dessen Ende das Ideal eines Priesters ziemlich anders ausschaute, als es heute auszuschaun hat. Damals hatte man vieles in Geist und Herz, was man sich heute erst wieder predigen muß, daher die Stellung des Menschen zum wirklichen Leben eine unbedenklichere, freiere sein durfte als bei uns. Daß er gleichwohl das Gefühl hatte, auch für seine Zeit oft zu weit gegangen zu sein, beweisen einige Worte in der „Dorerinnerung“ zu seinen Gedichten von 1816; er bittet dort den Leser nicht um Nachsicht, sondern um Unterdrückung einer etwaigen falschen und individuellen Beurteilung, denn als Dichter erscheint man außer örtlichen und amtlichen Verhältnissen. — Mit anderen Worten, er hatte von vornherein das rechte Gefühl: Sprecher des Volkes zu sein.

So steht heute Wilds Bild und Schaffen klar umrissen, verpflichtend und wegweisend am Anfang unserer neueren sächsischen Mundartdichtung. Echte, volkshafte Dichtung, die aus der Seele des Volkes schöpft, bleibt über die Zeiten hinweg jung und frisch wie ein unvergänglicher klarer Quell.

Ein kleines Erlebnis besonderer Art wird mir unvergessen bleiben. Zur Abschiedsfeier kurz vor Ostern dieses Jahres sang an einem Klassenelternabend Wilds blondes, blauäugiges Urenkelkind, das eben in eine höhere Schule gekommen war, auf eigenen Wunsch das Wiegenlied des Urgroßvaters und wiegte dabei sein Püppchen im Arm. Über hundert Jahre hinweg war durch die Stimme des Blutes ein weiter Bogen hin zum Ahnen geschlagen worden. So

kann, darf und soll sich noch heute Jugend und Volk zu Wilds Schaffen bekennen. Mit Recht empfiehlt in seinen wertvollen Anregungen für Ortsgruppenleiter, Kulturwarte und KdF.-Warte des Erzgebirges zur Ausgestaltung von Heimatabenden (Januar 1937) der Vorsitzende des Heimatwerkes Sachsen, Friedrich Emil Krauß-Schwarzenberg, auch das reizende Lied: „Wenns Gelöckel dreie lätt, valteri, valta . . .“ mit dem Kehrreim: „Lautoria, lautoria . . .“ Wir sehen auch hier deutlich, nicht die Menge entscheidet über Wert und Dauer von Mundartdichtungen, sondern allein die Güte, der Gehalt. Wahre Mundartdichter stehen hoch über jenen Mundartschreibern, die sich durch die billigen Erfolge seichter Unterhaltungsschriftstellerei täuschen lassen und sich aus innerer Armut mit dem Erzählen von Schnaken und Witzgen begnügen.

Mögen sich alle Mundartdichter ihrer hohen Aufgabe bewußt sein! Ihr Schaffen muß herauswachsen aus dem Volke und Dienst an Heimat und Volkstum sein! Die Würde der Mundartdichtung und damit das Ansehen unserer Volkssprache und unseres Volksstammes ist mit in ihre Hände gegeben. Wir freuen uns, daß unsere Zeit die Voraussetzungen geschaffen hat, die notwendig sind für eine Vertiefung und eine bewußte Pflege wertvoller Dichtung in volkhafter Sprache, und Stolz und Hoffnung darf uns erfüllen, daß an der Spitze unserer sächsischen Mundartdichtung ein kernhafter, natur- und volksnaher Mann steht: Christian Gottlob Wild.

Carl Gustav Carus

Natur-, Lebens- und Seelenforscher, Arzt und Maler

Don Karl Rauch

Der in der Reise- und Alterszeit seines Lebens in Dresden wirkende Freund Goethes, dem wir die erste große und noch heute gültige Goethe-Biographie verdanken, Carl Gustav Carus, wurde 1789 in Leipzig geboren. Als junger Mensch wuchs er mitten hinein in jene bewegte und zwiespältige Zeit, deren äußerlich historischen Beginn wir vom Ausbruch der französischen Revolution — im Geburtsjahre dieses Carus! — an rechnen und deren die ganzheitliche Erfassung des Lebens zersetzende Wirkungen bis in unsere Tage reichen. Wenn wir heute als Volk und Gemeinschaft wie als einzelne einer ehrfürchtigen Betrachtung des Daseins und der rätselhaft unergründlich unsere Existenz und unser Denken umfangenden Wirklichkeit uns zuwenden und nach Anknüpfungsmöglichkeiten aus der großen und reichen Überlieferung vergangenen deutschen Geisteslebens ausschauen, dann erscheint die Gestalt dieses Mannes, den der sächsische König Anton als Achtunddreißigjährigen zu seinem Leibarzt ernannte, der als beratender Arzt auch unter dessen Nachfolgern Friedrich August und Johann am Dresdener Hofe wirkte und der zugleich als Reisebegleiter und Erzieher wettinischer Prinzen tätig gewesen ist, als Vorbild einer vielfältigen Lebensfülle und einer wahrhaft synthetischen Lebenslehre und Lebensführung uns besonders gewichtig und unentbehrlich.

Don Haus aus war er Arzt. Schon mit sechsundzwanzig Jahren hatte er einen Lehrstuhl für vergleichende Anatomie und Entbindungskunst an der Dresdener Akademie inne; und weit entfernt von jener Einengung des stoffgläubigen Materialismus auf der einen Seite und dem wirklichkeitsfremden Ideologisieren der Mehrzahl seiner wissenschaftlichen Zeitgenossen hat er nicht nur im medizinischen Sonderfach, sondern zugleich auch in der Naturerkenntnis und der Seelenforschung, der praktischen Lebensanweisung und der Hygiene, nicht zuletzt im Bereiche der bildenden Kunst, uns heutigen das mit allem Einsatz und tiefem Bemühen gesuchte und erstrebte Ideal der organischen Lebenserfassung und synthetischen Daseinserfüllung vorgelebt. (Einige der schönsten und innigsten Landschaftsgemälde der Großzeit der Dresdener Romantik, die in Caspar David Friedrich, dessen Vertrauter er viele Jahre lang gewesen ist, ihren Meister fanden, stammen von ihm.)

Sein geisteswissenschaftliches Hauptwerk trägt den Titel „Psyche“ und ist als metaphysische Widerlegung der Geringschätzung des Unbewußten im seelischen Bereich, die von Desartes' philosophischem System herströmend damals die europäische Wissenschaft beherrschte, von bahnbrechender Bedeutung gewesen; es ist noch heute lesenswert und grundlegend wichtig für alle Erforschung des ewigen Wechselspieles aus Bewußtem und Unbewußtem im Seelischen und der gegenseitigen Durchdringung des Psychologischen und Physiologischen.

Während der wissenschaftliche Niederschlag der Geisteserkenntnisse der großen Führer der romantischen Bewegung durchweg im Fragmentarischen stecken geblieben ist und Goethe seine Weltauffassung sehr viel stärker im dichterischen Werk als in systematischen Forschungsberichten geformt und ausgedrückt hat, ist einzig Carus dahin gelangt, aus einer sich überschneidenden und ergänzenden Fülle von Entdeckungen und genialischen Vorstößen in bisher unerschlossene Geistesgebiete ein gültiges System der biologischen Seelenforschung und der romantischen Naturanschauung aufzubauen und auszuführen. Aus Schellings Schrift über die das All durchdringende Weltseele entnahm er als junger Student die ersten tieferen Anregungen. Viel hat ihm in späteren Jahren der enge und freundschaftliche Verkehr mit Goethe gegeben. Das Entscheidende der organischen Daseinserfassung, der tiefsinnigen Verknüpfung alles Gegenwärtigen an ein „Nachgefühl des Vorherdagewesenen“ und das „Vorgefühl des Kommenden“, die Erkenntnis der „Mannigfaltigkeit in der Einheit“, der „Übereinstimmung von Universum und Organismus in der Idee“ ist sein geistiges Eigentum, mit dem inmitten des intellektuellen Spezialistentums seiner Jahre und fast des gesamten weiteren 19. Jahrhunderts dieser gebürtige Sachse schöpferisch allein steht als Verkünder und Träger der Synthese, als Überwinder jener kläglichen Borniertheit des erklügeltsten Wissens, der Goethe selbst in der Figur von Faustens Famulus („Wie wir's zuletzt so herrlich weit gebracht“ . . . !) ein mahnendes Denkmal gesetzt hat. Wie es leider vielfach mit geistigen Entdeckungen großen Formats geschehen ist, wurde auch Carus' Lebenslehre in ihrer Zeit nur wenig beachtet,

nach seinem Tode von der beflissenen Geschäftigkeit betriebsamer kleiner Geister überwuchert und (nächst Eduard von Hartmann) in ihrer überzeitlichen Bedeutung erst wieder durch Nietzsche in dessen revolutionäres Anrennen gegen die intellektuelle Mechanistik der neunziger Jahre und die spießbürgerliche Muffigkeit der damaligen Philosophie mehr erahnt, als in ihrer ganzen Tiefe und weitverzweigten Gründlichkeit erkannt.

Carus war weit mehr und ist im Fortwirken seines Werkes noch heute und für alle Zeit weit mehr, als die ihn als Schüler Schellings in bescheidener Ecke einordnende Schulphilosophie bis vor wenigen Jahren wahrhaben wollte. Wir müssen in seiner historischen Bedeutung in ihm den Letzten in der Reihe der meisterlichen Verkünder einer Philosophie romantischer Richtung und den eigentlichen Vollender und Erfüller der romantischen Lebenslehre überhaupt erkennen. Kern und Grundgedanke dieser seiner Lehre erscheint weit über historische Gebundenheit hinaus von überzeitlichem Rang, befruchtet sie doch sehr nachhaltig gerade die heutige Seelenforschung (Dilthey, Driesch, Felix Krueger, Ludwig Klages u. a.). Dies alles ist befremdlicherweise erst einem viel zu kleinen Kreise wirklich bewußt geworden, obwohl von den Früchten der Carusschen Arbeit — meist ohne es zu wissen — notwendigerweise jeder zehrt, der nach der jetzt im Wissenschaftlichen vollzogenen und mehr und mehr spürbar auch im tätigen Leben, im persönlichen, volklichen und staatlichen Geschehen zur Wirkung kommenden Überwindung des mechanistischen Denkens und seiner Ablösung durch eine umfassend organische Lebenserfassung und Daseinsgestaltung im seelenbildenden und persönlichkeitsformenden Bereiche Hand anlegt.

Selbstherrlich fühlte in einer untergegangenen Zeit der Mensch sich als das Maß aller Dinge, welche philosophische Irrlehre folgerichtig zum eitlen Ichwahn des Individuums und dessen Glauben an seine unantastbare Freizügigkeit bis zur Steigerung in das Schwinden jeglichen Verantwortungsgefühles hineinführen mußte. Nun wir als einzelne wie als Volk und Gemeinschaft diese Verblendung überstanden haben und die Lebenskunst der echten Erkenntnis des unlösbaren Zusammenhanges der Dinge und des Geschehens sowie der edlen Mäßigung jedweder Triebe in Zucht und Form uns wieder selbstgewähltes Gesetz wurde als freiwillig zu leistender Dienst am Volke und dem höheren Bilde des Menschen, ziemt es wohl, das Gedächtnis eines Menschen zu ehren, der als einer der beträchtlichen sächsischen Wahrheitssucher unserem Stamme erwuchs und solche heilende Lehre als Vermächtnis eines reichen und erfüllten, geistig-tätigen Manneslebens unserem Volke hinterlassen hat. Carl Gustav Carus ist 1869 in Dresden gestorben.

Theodor Körner

Don Friß Löffler

Von Zeit zu Zeit verschiebt sich das Ansehen von historischen Geschehnissen. Tatsachen, die Generationen wichtig erschienen, werden unwesentlich, ja unverständlich, dafür bekommen andere eine plötzliche Bedeutung und Gegenwartsnähe, die sie bis dahin nicht besaßen. Oft vergehen Jahrhunderte, bis aus dem Auf und dem Ab sich ein klarer, fester Wertmaßstab herauskristallisiert hat. Bis dahin muß sich jede Generation ihre Geschichte neu schreiben. Ein Beispiel dafür ist das Leben des sächsischen Dichters und Freiheitshelden Theodor Körner.

Bis zur Gründung des einigen Reiches in den Januartagen 1871 war er als der Held gefeiert worden, der als einer der ersten zur Einigkeit gerufen und der sein Leben für sie gegeben hatte. Nun war das Ziel erreicht, in kurzen Jahren vergaß man, wie groß die Mühe gewesen, wieviel man jedem einzelnen zu danken hatte. Die Einigkeit war zur Selbstverständlichkeit geworden.

Man fragte sich bald, was denn die früheren Generationen an Theodor Körner eigentlich Wertvolles gefunden hatten. Man las seine Werke und kritisierte hochmütig, daß sie epigonenhaft Schillers großes Pathos nachahmten. Im ganzen sei der Inhalt wohl lobenswert, die Form aber mangelhaft: Körner wurde als Schulschriftsteller abgetan.

Zu Ausbruch des Krieges 1914 sah es aus, als ob Theodor Körner zu neuem Leben erstehen sollte. Verwandte Stimmungen glaubte man wahrzunehmen; sie verebhten aber bald wieder. Die Situation war zu verschieden. Das größte und beste Heer, das die Welt je gesehen, trat zu einem beispiellosen Ringen an; dahinter stand die Heimat in noch nie erlebter Einmütigkeit. 1813 war es ganz anders gewesen. Damals lag ein Teil der deutschen Staaten vollkommen wehrlos danieder, ein anderer war unter Druck und Zwang mit dem Feinde verbündet. Aus dieser Schwäche und Lethargie mußten einzelne die Gesamtheit reißen. Was sollte der in hundert Schlachten bewährte Soldat von 1914 bis 1918 mit Theodor Körner anfangen, der „ins Feld, in die Freiheit gezogen“ war, der neben dem Säbel die Laute trug?

Da kam die Nachkriegszeit. Durch Verträge war das deutsche Volk wehrlos geworden. Alles, was zum Wiederaufbau der Armee und des Volkes getan werden mußte, hatte auf illegalem Wege zu geschehen, auf eigene Hand, auf eigene Verantwortung. Jetzt war dieselbe Atmosphäre wie 1813 geschaffen, jetzt wurde das Verhalten Theodor Körners begriffen und verständlich. Ist doch die Hinrichtung der Schillschen Offiziere in Wesel aus dem gleichen Grunde geschehen wie die Hinrichtung Leo Schlageters auf der Golzheimer Heide. Vom militärischen Standpunkt aus sind die Taten der Schillschen Offiziere, Theodor Körners, ebenso wie die Schlageters ohne ausschlaggebende Bedeutung; sie sind aber unermesslich groß vom psychologischen Standpunkte. Da sind sie das Steinchen, das die Lawine ins Rollen bringt; sie führen zum Ausbruch der



Theodor Körner. Gemälde nach Doris Stock
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

Nation. Solche Taten sind nötig in einem machtlosen Staate, in dem die Zügel schleifen; durch solche Taten wird ein schwacher Staat zum Handeln aufgerüttelt, so war es 1813, so war es 1933.

In den kurzen Monaten seiner Kriegszüge entwickelte sich Körners Lyrik zu einer höchsten Form. Seine Lieder, wie „Du Schwert an meiner Linken“, „Vater, ich rufe dich“, „Was glänzt dort am Walde im Sonnenschein“ und „Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen“, gehören zu den besten Kriegsgejängen; sie sind schlechthin vollkommen. Mag Körners übriges Werk vergessen sein, die Kriegslieder werden immer einen ehrenvollen Platz in der deutschen Literaturgeschichte einnehmen. Wahrlich, eine Leistung für einen, dessen Leben nicht 22 Jahre währte!

*

Theodor Körner entstammt einer alten sächsischen Gelehrtenfamilie, die in Leipzig beheimatet war. Der Vater, Dr. Christian Gottfried Körner, ist als Freund und Förderer Friedrich Schillers in die Weltliteratur eingegangen. Großvater und Urgroßvater wirkten als Professoren an der Leipziger Universität; im 17. Jahrhundert läßt sich die Familie auf Dr. Gottfried Olearius, eine Zierde der sächsischen Theologenschaft, zurückführen. Mütterlicherseits stammt Körner von dem bekannten Leipziger Kupferstecher Johann Michael Stock ab, der Goethe Zeichenunterricht erteilt hat.

Nach mehr als sechsjähriger Ehe wurde dem Rat am Oberkonsistorium zu Dresden am 23. September 1791 in der Wohnung am Kohlenmarkt in der Neustadt, jetzt Körnerstraße 7, der Sohn geboren. Das Haus, in dem er aufwuchs, war eins der außerordentlichsten, das Dresden gesehen hat. Hier strömte alles zusammen, was Rang und Namen im geistigen Deutschland hatte. Im achten Buche von „Dichtung und Wahrheit“ bekennt Goethe von der Mutter Minna und ihrer Schwester Dora Stock, die den Haushalt teilte: „Von diesen Töchtern (des Kupferstechers Stock) ist eine glücklich verheiratet und die andere eine vorzügliche Künstlerin; sie sind lebenslang meine Freundinnen geblieben.“ Wilhelm von Humboldt, Heinrich von Kleist, Johannes von Müller, Friedrich Zelter, die Brüder Schlegel, Caspar David Friedrich, Gerhard von Kugelgen, Anton Graff und viele andere lernte der Knabe und Jüngling im Elternhaus kennen. Ihr Einfluß war auf Theodor wichtiger als der seiner Hauslehrer, denen es nur selten gelang, ihn zu bändigen.

Im Sommer 1808 bezog Körner die Bergakademie in Freiberg. Hier und in Leipzig führte er ein tolles Studentenleben, das ihm die Relegation von sämtlichen norddeutschen Universitäten einbrachte. So wandte er sich mit Empfehlungen an Wilhelm von Humboldt und Schlegel im Herbst 1811 nach Wien. Ein reiches Schaffen begann. Zwei kleine Lustspiele, „Die Braut“ und „Der grüne Domino“, fanden Gefallen und wurden am Burgtheater mit großem Erfolg aufgeführt.

Das Jahr 1812 war das glücklichste in Theodors kurzem Leben. „Die Sühne“ und „Toni“ entstanden und erfuhren sogar Goethes Lob. Ins Ende des

Jahres fiel die Vollendung des „Tring“. Die Aufführung an der Burg war ein großes Ereignis. Der kaum Einundzwanzigjährige wurde zum k. und k. Hoftheaterdirektor ernannt mit der Verpflichtung, jährlich zwei große und zwei kleine Stücke zu liefern.

*

Ungeheure Ereignisse hatten Europa aufgewühlt, Napoleons große Armee war in Rußland vernichtet. Die Völker durften wieder zu hoffen beginnen. In Breslau rief Lützow seine Freischaren zusammen. Da hielt es auch Theodor Körner nicht mehr. Mitten aus seinem jungen Ruhm eilte er zu den Fahnen. Der Brief an den Vater, in dem er sein Vorhaben begründet, gehört zu den edelsten deutschen Zeugnissen echter Vaterlandsliebe.

„Ja, liebster Vater, ich will Soldat werden, will das hier gewonnene glückliche und sorgenfreie Leben mit Freuden hinwerfen, um, sei's auch mit meinem Blut, mir ein Vaterland zu erkämpfen. — Nenn's nicht Übermut, Leichtsinn, Wildheit! — Vor zwei Jahren hätte ich es so nennen lassen, jetzt, da ich weiß, welche Seligkeit in diesem Leben reifen kann, jetzt, da alle Sterne meines Glückes in schöner Milde auf mich niederleuchten, jetzt ist es bey Gott ein würdiges Gefühl, das mich treibt, jetzt ist es die mächtige Überzeugung, daß kein Opfer zu groß sey für das höchste menschliche Gut, für seines Volkes Freiheit. Vielleicht sagt Dein bestochenes väterliches Herz: Theodor ist zu größeren Zwecken da, er hätte auf einem anderen Felde Wichtigeres und Bedeutendes leisten können, er ist der Menschheit noch ein großes Pfund zu berechnen schuldig, aber, Vater, meine Meinung ist die: Zum Opfertode für die Freiheit und für die Ehre seiner Nation ist keiner zu gut, wohl aber sind viele zu schlecht dazu! — Hat mir Gott wirklich etwas mehr als gewöhnlichen Geist eingehaucht, der unter Deiner Pflege denken lernte, wo ist der Augenblick, wo ich ihn mehr gelten machen kann? — Eine große Zeit will große Herzen, und ich fühl die Kraft in mir, eine Klippe sein zu können in dieser Völkerbrandung, ich muß hinaus und dem Wogensturm die mutige Brust entgegen drücken.“

In Breslau traf er Ludwig Jahn, Friedrich Friesen und den Maler Georg Kersting unter den Gleichgesinnten. Ende März setzte sich das Korps nach der sächsischen Grenze in Marsch, vom 6. bis 12. April sah Theodor seine Eltern und Dresden wieder. Im Juni wagte sich die kleine Schar ins Vogtland vor, wo sie durch den Waffenstillstand gezwungen wurde, sich nach Norden zurückzuziehen. Am 17. des gleichen Monats geriet sie in feindliche Truppenmassen. Dabei erhielt Theodor drei Hiebe über den Kopf. Mitsamt der Kriegskasse konnte er sich in Sicherheit bringen. Anfang Juli finden wir ihn in treuer Pflege bei Elisa von der Recke in Karlsbad. Die Verwundung war nur leichter Art, und bald konnte er wieder zur Truppe aufbrechen, die er am 13. August bei Ratzburg fand.

Doch schon wenige Tage später erreichte ihn das Geschick. In der Nacht vom 25. zum 26. August meldete ein Kundschafter, daß ein feindlicher Trans-

port die Straße von Gadebusch nach Schwerin zöge. Früh wurde der Zug gesichtet, von drei Seiten sollte er umzingelt und angeriffen werden. Doch eine Kosakenabteilung kam zu spät. Die Begleitung konnte sich in ein nahes Gehölz retten und Schützenfeuer auf die nachstürmenden Reiter, die Theodor anführte, eröffnen. Um unnötige Verluste in dem für Kavallerie ungünstigen Gelände zu vermeiden, wurde zum Sammeln geblasen. Körner überhörte das Signal und sprengte weiter. Da traf ihn aus dem Gehölz eine Kugel, und tot sank er vom Pferde.

Unter einer Eiche im nahen Wöbbelin hat man ihn begraben.

*

Mit Theodor Körner und Ferdinand von Schill, der in Wilmsdorf bei Dresden das Licht der Welt erblickte (1776—1809), hat Sachsen zwei seiner besten Söhne für die Befreiung Deutschlands und seine Einigung hingegeben.

Erfinder des Holzschliffpapiers

Jakob Christian Schäffer (1718-1790) und Gottlob Keller (1816-1895)

Don Kurt Arnold Findeisen

Es war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Große Erfindungen hatten die Welt umgestaltet. In Deutschland liefen die ersten Dampfwagen auf Schienen. Die Professoren Gauß und Weber unterhielten sich miteinander über die gute Stadt Göttingen hinweg durch elektrische Funken in einem Kupferdraht. Seit geraumer Zeit vervielfältigte man nach der Methode eines armen Schauspielers Alois Senefelder Noten und Bilder durch geätzte Steinplatten. Auch der Buch- und Zeitungsdruck mit metallenen Typen hatte einen ungeahnten Aufschwung genommen, regte sich doch überall trotz der dumpfen politischen Verhältnisse Wißbegier und Bildungsdrang sogar in den untersten Schichten der Bevölkerung. Nur der Stoff, auf dem durch Buch und Zeitung Weltwissen und allgemeine Bildung verbreitet wurden, das Lumpenpapier, fing an, seinen Herstellern schwere Sorgen zu machen. Je mehr Papier benötigt ward, desto teurer wurden die Lumpen, aus denen es entstand. Es drohte der Tag, da alte Lumpen um der Kulturentwicklung der Menschheit willen teurer bezahlt werden würden als neue Kleider, und die Papierfabrikanten ergingen sich denn auch in den beweglichsten Klagen.

Einen solchen Klageerguß, abgedruckt in „Leuchts polytechnischem Journal“, hielt der Webergeselle Gottlob Keller in Händen. Er war nicht der einzige Fabrikarbeiter jener Tage, der, während er sein Desperbrot verspeiste, die „freie Bahn des Tüchtigen“ im Lesen von Zeitungen und Zeitschriften suchte.

Er saß im Hof, an die Fabrikmauer gelehnt. Neben ihm duftete ein Fliederstrauch. Heiße Mailuft zitterte über den Ziegel- und Schieferdächern seiner kleinen Heimatstadt Hainichen in Sachsen. Ein paar schwarzgelbe Wespen

bedrängten eigensinnig seine Käseschnitte. Er erwehrte sich ihrer, so gut er konnte, doch mit wenig Erfolg; immer neue kamen, begehrlieh summsend, angeschwebt. „Es muß ein Wespennest in der Nähe sein!“ Er warf die letzten Brocken weg und stand auf.

Nach einigem Suchen entdeckte er denn auch das Nest unter dem Dachvorsprung eines Schuppens im Holunder. Er trat scheu näher; denn das scharfe Gesummse und die Eilfertigkeit der hin- und widerwühlenden Insekten hatten etwas Unheimliches. An einem grauen, sackartigen Gebilde, das mit der Öffnung nach unten hing, arbeiteten zahllose Wespen, klumpenweise; es war, als wenn sie geheimnisvoll eine Wand von oben nach unten mauerten oder einen Dachfirst deckten, unter dem keine Balken saßen. Andere flogen wie besessen nach dem Dach des Schuppens und wieder zurück. Es war ein ununterbrochener Wechselverkehr zwischen dem Strauch und dem Schuppendach. Das Laub bebte leise davon, und Sonnenkringel ließen den wühlenden Flügelklumpen matt aufleuchten.

Der Lauscher verfolgte gespannt und atemlos den merkwürdigen Betrieb. Was die Wespen auf dem Schuppendach hier wohl zu suchen hatten? War etwas Besonderes an den alten morschen Holzschindeln, die in der Sonne wie mausgraue Seide gleißten und sich förmlich bogen vor trockener Sprödigkeit? Er drängte seinen Kopf dicht an das Dach, das in Mannshöhe verlief. Da sah er deutlich, daß jede Wespe etwas Winzig-Faseriges von dem Holz löste und gleichsam verschluckte. Offenbar kaute sie es und gab es zum Nestbau wieder von sich. Aber wie bekam das Zeug die Eigenschaft des Haftens und Klebens? Wahrscheinlich durch den Speichel, mit dem das Tier es tränkte. Und das sackartige graue Gebilde, das als Schutzwand des Nestes Schicht um Schicht weiterwuchs, ja, wahrhaftig, sah es nicht aus wie Papier, wie graues, blättriges, sprödes Papier!

Der Lauscher machte eine erstaunte Bewegung; er kratzte sich das Kinn, was eine Angewohnheit in wichtigen Augenblicken war. Sofort entstand Tumult im Klumpen; zorniges Schwirren umgab ihn. Ein empfindlicher Stich traf ihn an der Wange und jetzt auch einer am Hals und am Ohr. Er wandte sich schleunigst, mit Leuchts „Polytechnischem Journal“ um sich schlagend, und rettete sich in den Fabrikraum; gerade verkündete die Glocke das Ende der Desperpause.

Hinter seinem Jacquard-Webstuhl mußte Gottlob Keller dann fortwährend an das denken, was er eben beobachtet hatte. Es war kein Zweifel; aus Holzfäserchen vermochten die Wespen etwas hervorzuzaubern, was Ähnlichkeit mit Papier hatte. Man müßte die Masse nur noch befühlen, um ihre Haltbarkeit zu prüfen. Zerbröckelte sie nicht etwa unter menschlichen Fingern? Aber nein, sie hielt ja den ganzen massigen Klumpen wühlender Flügel aus.

Zwischen diesen Erwägungen und den Handgriffen am Stuhl rieb er sich Wange, Ohr und Hals, wo je ein kleiner, giftiger Schmerz in einer Geschwulst saß. Sie hatten ihr Geheimnis tapfer verteidigt, die hitzigen, kleinen Papiermacherinnen! Sei's drum!

In der Abendkühle, als das Wühlen und Summsen hinter dem Schuppen verstummt war, schlich er sich nochmals an das Wespennest und brach sich ein Stück von der grauen Masse ab. Er entkam auch diesmal nicht ungestochen; aber er fühlte mit einer gewissen Genugtuung: das flache Geblätter, das er zwischen den Fingern hielt, war wirklich eine Art Papier. Seine Gedanken schnellten begeistert empor: So mußte sich auf Wespenweise Papier aus Holzfasern erzeugen lassen!

Er stellte an demselben Abend noch Versuche an. Er kratzte mit seinem Taschenmesser Holz von dem Schindeldach und befeuchtete es mit Speichel. Es fiel auseinander. Er schüttete einen Haufen faseriger kleinster Holzteilchen in einen Topf Wasser und ließ die Masse sieden und verdampfen. Es blieb ein lockerer Gries von faserigen Holzteilchen zurück, kaum etwas Besseres. Außerdem machte seine Mutter, die in Unterrock und nackten Beinen aus der Kammer äugte, ärgerlichen Lärm wegen seiner nichtsnußigen nächtlichen Kocherei. Er rieb sich das Kinn und mußte für diesmal klein begeben.

Er stellte noch hundert Versuche an, die Masse zu verkleistern und zu binden, und auch am Wespennest gab er noch manche Gastrolle: vergebens! Was er mit Sicherheit erzielte, waren Wespenstiche, sonst nichts. Dennoch bohrte die Gewißheit in ihm, daß so und nicht anders ein Stoff, der billiger war als Lumpenpapier, hervorzubringen sein mußte. Gott, wenn es ihm trotz alledem gelänge! Was für ein Mann würde er dann werden: ein gemachter Mann, ein reicher Mann, einer, der der Menschheit um ein Erkleckliches vorwärts hülfte! Und seine Mutter würde dann wohl das Schimpfen lassen, jawohl. Aber soweit war es eben leider noch nicht. Und Jahre verrannen.

Aus dem strebsamen Webergesellen war inzwischen ein Mechanikus herausgewachsen, der immer noch den Drang spürte, zu studieren und zu probieren, wo sich Gelegenheit ergab.

Einmal besuchte er seine Heimatstadt Hainichen wieder, wo seine Mutter, nun ein verhuzeltes Weibchen, noch lebte. Sie fand diesmal keinen Grund zum Schimpfen an ihm, nicht einen einzigen, und auch die Wespen stachen ihn nicht, dieweil er sich ihnen überhaupt nicht näherte. Wohl aber war es wieder Mai wie damals, und die Kinder juchheiten auf den Spielplätzen.

Der Mechanikus Gottlob Keller ging die alten vertrauten Gassen entlang, drückte manche Hand, nickte in manches Fenster und war heimatselig. Am innigsten rührte ihn, daß die Buben und Mädchen noch dieselben Spiele spielten wie damals, da er selber barfuß in kurzen Hosen lief.

Da saßen sie an den Treppensteinen und schliffen Kirschkern ab an beiden Seiten, um feine braune Kettenglieder daraus zu gewinnen. Wahrhaftig, sie hatten dieselben Brettchen noch mit dem Loch in der Mitte, in das der Kirschkern flachseitig geklemmt wurde. Dann rieben sie die Brettchen auf den Steinen hin und her, bis der Kern fast bis zur Hälfte abgeschliffen war. Sie vergaßen nicht, das Brettchen zur rechten Zeit umzudrehen, damit auch die

andere Seite des Kerns bearbeitet werden konnte. Was übrig blieb, war ein länglich zierlicher Ring, in dem die Kirschmandel, ebenfalls mit abgeschliffen, wie eine kleine weiße Scheibe saß. Sie wurde herausgepickt, und ein Kettenglied war fertig. Dreißig, vierzig, hundert solcher Glieder mußten es sein, ehe eine Kette stattlich ausschaute. Und so schliffen die Kleinen denn unverdrossen, nahmen auch Spucke oder Wasser aus einem Henkeltäßchen zu Hilfe, schnauften, klemmten die Zunge zwischen die Zähne und rieben sich die Finger wund. Übrigens: mit Wasser ging es entschieden am besten!

Wahrlich, so hatte er, der Gottlob Keller, auch gefessen vor zwanzig Jahren und manche prächtige Kette zusammengebracht. Damals hatten sie allerdings die Ringe oben mit einem dünnen Messer gespalten und Glied in Glied gehängt. Nun war das junge Geschlecht, wie es schien, ein wenig bequemer geworden. Bei den Ketten, die er heute zu sehen kriegte, waren die Ringe auf Zwirnfaden gereiht. Aber die Hingabe der kleinen Schleifer war doch dieselbe. Und wie Gottlob Keller eine solche kunstvolle Kette träumerisch durch die Finger gleiten ließ — die Kinder hielten inne im Schleifen und sahen ihn an —, da geschah ihm etwas Wunderliches. Da rückten mit einem Male seine Holzpapierpläne wieder gewaltsam auf ihn ein.

Bei jeder der kleinen Schleifwerkstätten auf dem Treppensteine glänzte eine Pfütze milchiges Wasser. Jawohl, das war entstanden, weil vom Brettchen auch Holzfasern mit abgeschliffen wurden; die vermischten sich mit dem Wasser und trübten es. Und Stunden nach dem Spiel oder tags darauf, nachdem Luft und Sonne die Pfützen getrocknet hatten, was hatte die Treppensteine da ringsumher geziert? Eine Menge niedlicher weißlicher Blättchen, die am Steine klebten.

Gottlob Keller schnaufte aufgeregt, warf die Kette, die er zwischen den Fingern gedreht hatte, mitten in das Kinderhäufchen und stürmte davon.

Er war kaum daheim bei seiner Mutter in die niedere Tür getreten, als er auch schon ein Brettchen Holz mit einem Schleifstein hitzig bearbeitete. Immer den Längsfasern entlang schliff er. Er hatte bald wunde Finger. Damals, vor zwanzig Jahren, hatte er es besser gekonnt. Aber er klemmte die Zungenspitze zwischen die Zähne wie einst. Nachdem er ein ansehnliches Häufchen Holzfasern zustandegebracht hatte, schüttete er sie in einen Topf und fing wie damals an, sie zu kochen. Er unterließ auch nicht, sie mit einem Quirl tüchtig umzurühren. Dabei rieb er sich nach alter Gewohnheit das Kinn, an dem jetzt ein borstiger Bart sproßte.

Als er nach einer Weile mit der sprudelnden Grütze an den Tisch trat, spritzte eine heiße Welle heraus. Sie fleckte als gelbbreiiiges Etwas auf die grobe leinene Decke, die auf dem Tisch lag. Alsbald versickerte das Wasser im Linnen, und eine Masse blieb zurück, die sich mit einem Messer vorsichtig abheben ließ. Sie fiel nicht auseinander, sie bildete vielmehr ein gelbliches, weiches, biegsames Blättchen. Ja, wie sollte man das Blättchen anders nennen als Papier?

„Papier! Papier!“ Gottlob Keller rief es außer sich. Er nahm die alte erschrockene Frau um die Hüften und schwenkte sie in der Stube herum, so daß sie ächzend auf einen Schemel sank. Nachdem sie sich erholt hatte, fing sie nun doch noch eine Strafpredigt an. Aber durch die Scheltworte hindurch lachte sie ihrem großen Jungen in die glückseligen Augen.

„Papier! Papier!“ frohlockte der immer noch und hielt das armselige gelbe Blättchen auf der Handfläche wie eine Kostbarkeit, „Papier, Papier! So hab' ich's doch noch gefunden Mutter! Nach zehn Jahren! Bist du nun mit mir zufrieden?“

„Ob ich zufrieden bin, Gottlob. Die Hauptsache ist, daß du deinen Willen hast.“

„Ja, und daß ich nun ein reicher Mann werde und daß ich dir ein neues bessres Leben schaffen werde, daran denkst du nicht, Mutter?“

„Ich freu' mich mit dir, mein Junge, und bitte den lieben Gott, daß er dir deinen Fleiß segnen möge und deine Geduld. Das andre werde ich wohl nicht mehr erleben!“

Und sie hätte es nicht erlebt, wenn sie noch einmal so alt geworden wäre, als sie war an jenem großen Tage.

Es ging dem braven Gottlob Keller wie so vielen deutschen Erfindern: er hatte kein Glück mit seiner Erfindung. Zunächst schien es allerdings, als winke ihm ein Stern. Obgleich er nie in einer Papiermühle gestanden hatte, gelang es ihm nach kurzer Frist, mit den einfachsten Hilfsmitteln größere Papierbogen herzustellen, Bogen, die sich trefflich zum Bedrucken eigneten. Er pachtete zu diesem Zweck im Erzgebirge ein Mühlenhaus, das gerade leer stand. Wie strahlte er, wenn das Wasser über die Schaufelräder brauste und wenn dann die Stampfen seine Holzfaserbogen glätteten. Aber der, dem die Mühle eigentlich gehörte, geriet in Geldschwierigkeiten. Die Druckereien zögerten, dem neuartigen Fabrikanten seine Bogen abzunehmen. Ein Wolkenbruch sprengte die Radstube entzwei. Keller mußte als völlig mittelloser Mann den Wanderstab weitersetzen. Das sächsische Kultusministerium, an das er sich um Unterstützung wandte, wies ihn ab; es gab ihm lediglich den guten Rat, mit dem Besitzer einer Lumpenpapierfabrik in Verbindung zu treten. Damit hatte Gottlob Keller bisher gezögert, weil er einem Fremden sein teures Geheimnis nicht preisgeben wollte. Nun mußte er schweren Herzens in das Unvermeidliche willigen. Es fand sich ein unternehmungslustiger und spürnasiger Mann in Baußen, der dort eine Papierfabrik leitete, namens Heinrich Dölter. Der erfaßte, nachdem er in das Geheimnis der Holzpapierherstellung eingeweiht worden war, sofort die außergewöhnliche Bedeutung der neuen Erfindung. Er schloß mit Keller einen Vertrag ab, der diesem eine Entschädigung von siebenhundert Talern zusicherte, und erwarb mit ihm gemeinsam das Patent. Es kam, wie es kommen mußte: Keller sah sich im Verlauf der kostspieligen Vorarbeiten gezwungen, dem andern seine Erfindung allein zu überlassen. Er wurde mit dem Versprechen abgespeist, sobald die

Sache, die noch immer verbesserungsbedürftig wäre, wirklich einmal Früchte bringe, werde man seiner gedenken.

Die Sache zeigte sehr bald Früchte. Es gelang dem findigen Bauzener, eine zweckmäßige Maschine zu konstruieren, die Holzschliffpapier in großen Mengen und von guter Beschaffenheit herstellte. Dazu erwarb er das Patent für die wichtigsten europäischen Staaten, schließlich auch für Amerika. So stieg sein Stern, wie der des andern sich senkte. Da mag Gottlob Keller denn oft in Krippen bei Schandau, wo er, wieder als Mechanikus, sein Leben fristete, vor dem ersten Blättchen Holzschliffpapier gestanden haben, das er einst in seiner Heimatstadt nach dem Vorbild der kindlichen Kirschkernschleifer hervorgezaubert hatte. Er hatte es damals sorgfältig gepreßt und getrocknet und seitdem wie ein kleines Heiligtum bewahrt. Nun hielt er es zuweilen zärtlich in hohler Hand und betrachtete es verloren, indem er sich den ergrauten Kinnbart rieb. Gut, daß die Mutter längst das Zeitliche gesegnet hatte, mußte er denken. Er hatte ihr also doch nicht ein besseres und schöneres Dasein aufrichten können, ein liches neues Lebenshäuslein aus Holzpapier! Und eine Träne mag dann vielleicht auf das gelbliche Blättchen in seiner Hand gefallen sein, das leise zitterte. —

Der körperliche Urheber zerfällt, wie im Jahrhundertsturm der Tage die Blätter zerstäuben, auf die Geistiges gedruckt wird. Über dem Zerstäubten aber wirken die Gedanken weiter und flechten Zeit in Ewigkeit. —

Während ich zu Gottlob Kellers Gedächtnis von Wespen und Kirschkernen diese papierene Geschichte schreibe, kommt mir zufällig ein kleines Buch zu Gesicht, in dem sich einer hundert Jahre vor dem Hainichener Webergesellen mit denselben Versuchen herumschlug, auch ein Obersachse, ein gebürtiger Quersfurter (geboren 1718). Er hieß Jakob Christian Schäffer. Er studierte Gottesgelehrtheit und Naturkunde an verschiedenen Universitäten, machte sich einen berühmten Namen als Insekten- und Vogelkenner und starb als evangelischer Prediger und Superintendent zu Regensburg. Also ein Mann der Wissenschaft, kein Fabrikarbeiter.

Auch schon zu den Ohren dieses Herrn Jakob Christian Schäffer waren bewegliche Klagen der Lumpenpapiermüller gedrungen. Dieweil nun er, der viel Papier verschrieb und bedrucken ließ, sich für die Sache interessierte, gaben ihm die Klagen zu denken. Als er einmal in seinem Garten auf und ab spazierte, die Sonntagspredigt auswendig zu lernen, fiel sein Blick auch auf ein Wespennest. Und dieselben Gedanken wie hundert Jahre später dem biedereren Gottlob Keller gingen ihm durch den Schädel. Er sagte sich weiter, daß man, wenn man schon Papier aus Lumpen bereite, doch auch solches aus den Dingen erzeugen könnte, die in ihrer Zusammensetzung schließlich die Lumpen ergäben, also aus Hanf und Flachs. So verfiel er auf den weißen, wolligen Samen des Wollgrases und der Schwarzpappel. Tatsächlich hat er auch mit Hilfe eines Regensburger Papiermüllers Pappelpapier hervorgebracht, darauf sich zur Not hätte drucken und schreiben lassen. Nur erschien ihm selber der Stoff „bey alledem zu lumpig, hatte keine rechte Steife und Festigkeit und

war überdem noch voller braunen Knötgen“. So gab er diese Versuche wieder auf, um sich anderen Experimenten zu widmen. Er hat aber nie versäumt, den Wespen einen Ehrenplatz in der Geschichte der Papierbereitung einzuräumen.

„Ohne sie und ohne zuvor den Versuch mit ihnen gemacht zu haben,“ bekennt er, „würden ganz gewiß die wenigsten meiner dermaligen Versuche ihre Wirklichkeit erreicht haben. Die Wespenester sind der wahre Grund von der Wahrheit des, wie es scheint, sich widersprechenden Satzes: hölzernes Papier. Vielleicht, ich glaube es gewiß, wäre ich und kein sterblicher Mensch je auf die Gedanken gekommen, daß sich aus Holz Papier machen lasse, wenn es keine Wespenester gäbe.“ —

Wie einer einen großen Block, den er fortbewegen möchte, mehrmals anhebt, ehe er ihn zum Wanken bringt, so ist es auch bei den großen Dingen, die die Menschheit vorwärtsbringen, sehr oft erforderlich, daß mehrere ihre Achsel dagegenstemmen. So haben, wie wir gesehen haben, am weltbewegenden Werk der Holzpapierbereitung zwei rüstige Schaffer, aus dem sächsischen Raume stammend, innerhalb verschiedener Zeiten sich abgemüht; und solange Papier beschrieben und bedruckt wird, wird der Nachklang ihres Wesens bedeutungsvoll damit verbunden sein.

Summsende Wespen aber kreisen um ihre Namen durch die Jahrhunderte.

Die Naturforscherin Amalie Dietrich (1821–1891)

Don Gertraud Enderlein

An einem frühen Maitag des Jahres 1863 geht Amalie Dietrich zum letztenmal durch ihre enge kleine Heimatstadt Siebenlehn in Sachsen. Sie ist wenig über vierzig Jahre damals und im Begriff, eine Weltreise anzutreten. Sie fährt im Auftrag eines Hamburger Welthandelshauses, des Großkaufmanns Godeffroy, nach Australien, Pflanzen- und Tierseltenheiten für sein Museum zu sammeln. Die Siebenlehner gucken unsicher hinter ihr her — sie haben die Frau, die sie nicht verstanden, weil sie aus vermauerten Bezirken zur Höhe der Wissenschaft strebte, immer sehr gering geachtet und wissen nun nicht recht, was sie aus diesem Gast im dunklen Reisekleid machen sollen. Lächeln wir weiter über sie! entschließt sich der überwiegende Teil der Gaffer.

Heute ist an der Stelle, da in der Niederstadt ihr armes Vaterhaus stand, eine eiserne Gedenktafel zu finden, womit die Geburtsstätte einer der tüchtigsten und tapfersten Töchter Sachsens für alle Zeiten gekennzeichnet ist. Heute ist es nicht mehr nötig, einer Verkannten und Einzigartigen Geltung zu schaffen. In der blanken Muldenstadt weiß jedes Kind der hochgelegenen Schule, in der eine Anzahl ihrer Sammlungsgegenstände sorgfältig vor dem Vergehen bewahrt werden, daß die Frau, die in dem alten Klassenzimmer einmal die Raben und die Stelzvögel der Südsee aufstellte, eine Siebenlehnerin gewesen ist. Und viele der Fremden, die jetzt auf der Reichsautobahn ins Muldental

gefahren kommen, klopfen auch einmal an die Tür des „Romanus“, des einstigen Bergwerksgasthauses, darin der Maler Otto Altenkirch sich die große helle Arbeitsstube eingerichtet hat und das zu einem guten Teil Heimatmuseum geworden ist — Museum um Amalie Dietrich und ihre Stadt.

Als sie zum letztenmal vor ihrer großen Fahrt durch Siebenlehn geht, liegt eine Jugend hinter ihr, die ihr nichts an Bitternissen ersparte. Sie hat, die phantastische kleine Beutlerstochter Amalie Nelle, sich den Mann ertrotzt, der ihr vom Schicksal in den einsamen Zellwaldweg geführt wurde. Sie hat den Eigenbrötler Wilhelm Dietrich, den ein merkwürdiger Lebenssturm von einer aussichtsreich scheinenden Laufbahn und aus dem Kreis einer geachteten und berühmten Botanikerfamilie weg in diese Entlegenheit führte, geheiratet, weil es sie mit Entzücken erfüllte, daß er von seiner Höhe herab dem armen unbeachteten Ding die Hand reichen wollte. Und weil sie mit einem Male einen Ausweg sah, aus der Enge der kleinbürgerlichen Heimatgassen auszubrechen in das Gebiet der Wissenschaft, das sie schon gelockt hatte, als sie, dürstige Konfirmandin, sich mit Schokkes „Stunden der Andacht“ in die romantische Dämmerung des Zellwaldes vergrub.

Dann kam die bittere Erkenntnis, daß dieser wohl kluge und kenntnisreiche Mann ein Schwächling war, der allen Strapazen aus dem Wege ging und sich dafür an ein fremdes Mädels wegwarf. Ja — Wilhelm Dietrich blieb in der Wärme und Geborgenheit des Forsthofes, indes seine schwächliche Frau sich mit dem Hundekarren, den Zugriemen über der schmerzenden Brust, durch die Länder quälte, in Sturm und Regen, um Pflanzenseltenheiten und damit den Unterhalt der Familie herbeizukarren. Denn wenn die Blumen und Algen ausgingen, die sie in den großen Herbariummappen an Schulen und Hochschulen verkauften, dann war nicht einmal mehr das Geld im Haus, um Schwarzbrot und Schlickermilch, die anspruchsloseste aller Mittagsmahlzeiten, auf dem Tisch zu haben. Wilhelm Dietrich hat es sogar fertig gebracht, sein Kind im Stich zu lassen und sich in die Sicherheit einer Hauslehrerstelle zu retten, als die Frau, unter der Last der Reisestrapazen zusammenbrechend, im Haarlemer Krankenhaus liegen geblieben war.

Und dann war in die Nacht des Kummers allmählich doch ein schmaler Sternstrahl der Freude gedrungen — die Gehezte und Bedrängte fühlte, daß sie Wurzel faßte in dem von keinem Siebenlehner begriffenen Beruf: Kräuter und Blumen zu sammeln und die Körper seltener Tiere vor Zerstörung zu bewahren. Morgenrot folgte dem Sternschein: der Auftrag des reichen Hamburgers, nach Australien zu schiffen und für sein Tropenmuseum zu sammeln, was irgend an Unbekanntem und Seltenem zu erreichen war!

Am 15. Mai 1863 trägt der Segler „La Rochelle“ die mutige Frau übers Meer, dem fernen Erdteil zu. Zurück bleibt die schluchzende junge Tochter, zurück der Mann, der ihr Lehrmeister war und an den sie geheime Fäden des Herzens noch immer binden — zurück die Heimat Siebenlehn, eine jener kleinen Heimaten, auf denen so oft in der Geschichte Ablauf ein heller Glanz des Ruhmes gelegen hat, den ein Sohn, eine Tochter über diese Stätte heraufführte.

Zehn Jahre hat Amalie Dietrich zwischen den Papuas von Queensland, zwischen Flaschenbäumen und Ochsenkarren, zwischen den Riffen der See und den palmenüberdachten Sümpfen Orchideen und Korallen gesammelt, Känguruhs gefangen, getötet, präpariert. Zehn Jahre lang, oft in bitterlichster Einsamkeit, oft in Todesnähe. Die damals Kinder waren, in Sydney oder Brisbane, sprechen noch heute von ihr mit dem Wort, das ihnen einzig dies eiserne Durchhalten, diese Nichtachtung aller Gefahren und Leiden erklärt: „Sie war eine Deutsche.“

Die Wissenschaft hat der Naturforscherin aus Siebenlehn einen Ehrenplatz eingeräumt, wie jener Geheimrat, der die einfache Frau mit der verwitterten australischen Ledertasche auf den vordersten Sitz im Anthropologiekongreß führte. Algen und Insekten, die sie entdeckte, tragen ihren Namen. Die Bücher aber, in denen die Tochter Charitas Bischoff von ihrer einzigartigen Mutter spricht, stehen fast in jedem deutschen Haus; sie heißen „Amalie Dietrich, ein Leben“ und „Bilder aus meinem Leben“ und sind im Verlag G. Grote, Berlin, vortrefflich herausgebracht und mit aufschlußreichem Bildschmuck versehen worden.

Gustav Nieritz und Karl May

Zwei sächsische Volkschriftsteller

Don F r i t z A l f r e d Z i m m e r

An den stillen Seitentälern im großen Reiche deutscher Dichtung, die nach altem Herkommen von guten Volkschriftstellern und ihrer schlichten Kunst gepflegt und bewandert werden, hat seit altersher auch der Gau Sachsen redlichen Anteil. Heute sei nur auf zwei solcher Männer verwiesen, die, grundverschieden in ihren Arbeiten, doch dadurch gegenseitig wieder das geistige Bild des Obersachsen anschaulich ergänzen. Denn typische Sachsen sind beide und tragen, jeder in seiner Art, ein Stück von jener reizvollen Zwiespältigkeit des ober-sächsischen Wesens in sich, die dem Lande zu beiden Seiten der oberen Elbe als altem Zwischenland und langjähriger Völkerbrücke zwischen Nord und Süd und West und Ost neben anderen Eigenschaften bis heute geblieben ist.

Die gemüthliche lehrhafte Bedächtigkeit der sächsischen Art, im Lande der Schulen und des Fabeldichters Gellert gewachsen, fand ihren einfachen, biedereren Ausdruck in den Geschichten des alten Volks- und Jugendschriftstellers

Gustav Nieritz.

Er ist in Dresden am 2. Juli 1795 geboren und am 18. Februar 1876 gestorben. Er besuchte die Kreuzschule und das Friedrichstädter Seminar und wurde Lehrer. Er wirkte erst als Hilfslehrer bei seinem Vater und später als Oberlehrer und Direktor der Bezirksschule Dresden-Antonstadt. 1864 aber legte er sein Amt nieder, um ganz der Schriftstellerei zu leben, die er bereits seit dreißig Jahren und dann noch einmal dreißig Jahre lang im Dienste der deutschen Volksbildung ausübte.

Gustav Nieritz ist einer der erfolgreichsten Volksschriftsteller seiner Zeit gewesen. Seine liebenswerten Geschichten wetteifern an volkstümlicher Beliebtheit mit denen des alten, aber viel weniger fruchtbaren Christoph von Schmid und mit Anton von Horns berühmten „Spinnstuben“-Geschichten. Nach der Sitte der Zeit moralisieren und schulmeistern sie freilich etwas sehr, sind aber vom warmen Hauche einer echten und nicht engherzigen Frömmigkeit durchweht. Sie enthalten auch bereits — wozu der Großstadt-Armenlehrer Nieritz reichlich Gelegenheit hatte — viel soziale Einsicht. Fast unübersehbar ist die Zahl der „Nieritz-Geschichten“. Ihre vielerlei schmalen Pappbändchen sind noch bis in die Weltkriegsjahre hinein überall in den deutschen Volks- und Schülerbüchereien verbreitet gewesen und haben immer noch begierige junge Leser und namentlich Leserinnen gefunden. Auch die mit Recht aufs neuzeitliche gute Volksschrifttum stark eingestellten Prüfungsausschüsse der deutschen Lehrervereine haben sie nicht völlig beseitigen können und wollen. Schon zu ihres Verfassers Lebzeiten erschienen verschiedene Sammelbände von ihnen als „Jugendbibliothek“ und „Jugendchriften“ u. a. Eine weitere Auswahl wurde dann 1890 bis 1892 in 28 Bändchen von Leipzig aus verbreitet, und noch 1906 gab der Dresdner Literaturprofessor Adolf Stern, der Wegbereiter Otto Ludwigs, Kellers und Storms, „Ausgewählte Volkserzählungen von Gustav Nieritz“ mit einer biographischen Einleitung heraus. Das zeugt für ihren Gehalt. Auch die trefflichen „Wiesbadener Volksbücher“ brachten unter ihrer Nummer 103 eine von Nieritz' besten Erzählungen: „Der arme Geigenmacher und sein Kind“. Die vom Bastei-Verlag, Dresden, unter dem Titel „Stimmen der Landschaft“ herausgegebene sächsische billige Bücherreihe brachte von Gustav Nieritz, und zwar sprachlich erneuert, die Erzählungen „Die hölzernen Teller“ und „Der Bilderdieb“ und gab der letzteren Nachbildungen jener Gemälde der Dresdner Galerie bei, um die es in der kulturhistorisch merkwürdigen Geschichte geht. Wenigstens für Sachsen, als kulturgeschichtliche Beiträge wertvoll, müßten unvergessen sein die „Selbstbiographie“ von Nieritz (1872) und die einzelnen Bände des „Deutschen Volkskalenders“, den er von 1850 an herausgab und der mit von Ludwig Richter bebildert wurde.

Es war die einfache Welt der sächsischen Kleinbürger und der Landbevölkerung, die Nieritz mit seinen Geschichten vom Undank der Welt und von der Gottesvergeltung guter Taten belebte. Ein Stückchen Ludwig-Richter-Zeit.

Viel weiter in die Phantasieferne führt uns der andere der älteren sächsischen Volksschriftsteller, die es zu weitester Beachtung gebracht haben,

Karl Man.

Er ist der „andere“ Sachse, der Unternehmende, der Ruhelose, der Ewig-Schweifende. Er ist am 25. Februar 1842 in Hohenstein-Ernstthal geboren und am 30. März 1912 in Radebeul gestorben. Auch er ist ursprünglich Volksschullehrer gewesen, wendete sich aber bald der Feder zu und schrieb ebenfalls eine Selbstbiographie: „Mein Leben und Streben“. (1910. Eine neue Fassung fand sich im Nachlasse mit dem Titel „Ich“.) Als armer Webersohn

in dürftigen Verhältnissen hatte er eine harte Kindheit. Durch Unterernährung und mangelnde Pflege blieb er bis zum vierten Lebensjahre blind. Dann erst, nach einem langen, schweren Augenleiden, lernte er mühsam sehen. Dafür aber schärfte sich früh in ihm der innere Blick, und die Sehnsucht der Seele wuchs über alle Not und Hindernisse seiner engen Umwelt hinweg und befreite sich in den überraschenden Visionen seiner Bücher. Die schildern alle in lodernen Farben die Wunder der Ferne und haben mit der Spannung ihrer hinreißenden Handlung Millionen von jugendlichen Freunden gefunden. Die Mittel seiner Kunst sind lange schwer umstritten gewesen. Nicht ganz mit Unrecht hat man bei Karl May eine übertriebene und schier oft unmögliche Abenteuerlichkeit seiner Geschichten, dabei eine gewisse Platttheit des Psychologischen und ungesunde moralisierende Sentimentalität nachzuweisen versucht. Auch war man geneigt, die den Katholizismus verherrlichende Religiosität des Protestanten May als billige Geschäftemacherei und unwahre Frömmerei hinzustellen. Wahr bleibt, daß allen Einsprüchen und Einwänden dieser Schriftstellerei gegenüber die katholische Kirche und der Katholizismus Mays treueste Bewunderer geblieben sind, auch in unseren Tagen. Seinerzeit hat es einen richtigen „Karl May-Rummel“ gegeben, seine Leidenschaftlichkeit hat sich sogar in gerichtlichen Prozessen ausgetobt. Der Schwerangeriffene aber blieb nach wie vor der erklärte Liebling einer erlebnisfreudigen Jugend. Doch auch reife, wissende Männer gehören, in Erinnerung ihrer schönsten Jugendstunden, zu seinen Bewunderern, vor allem seit dem Weltkriege; da haben in den Lazaretten sich wieder viele zu ihrem alten Geschichtenfreund gefunden. Das spricht mit Gewicht für ihn. Nach dem Kriege setzte auch eine lebhafteste Pressepropaganda für ihn ein. Es erschienen aufschlußreiche Bücher mit Titeln wie „Eine Lanze für Karl May“ (von Dr. E. A. Schmid, 1918) und „Gerechtigkeit für Karl May“ (von Ludwig Gurlitt, 1919). Seit 1918 erscheint jedes Jahr ein Karl May-Jahrbuch“, und es zählte und zählt zu seinen Mitarbeitern recht beachtliche Persönlichkeiten. In der goldenen Mitte zwischen Über- und Unterschätzung liegt sicherlich auch für Karl May das richtige Urteil: Man braucht nicht gegen die Schwächen dieses ohne Zweifel sehr begabten Erzählers blind zu sein und kann doch anerkennen, daß sein Werk ein großes grenzenloses Schweißen dichterischer Phantasie darstellt und daß ihm glückte, was nur dem wirklichen Dichter vergönnt ist, nämlich **G e s t a l t e n** zu schaffen, Gestalten eines heroischen Jugendideals. Gestalten wie seine schicksalhaften Helden Winnetou und Old Shatterhand, Old Firehand und Haukarapora, Behluwan Bey und Mohammed Emin, Gestalten wie der Häuptling Tangua und Abu el Mot, der Vater des Todes, und viele andre. Aber auch lustige und humorige Gestalten, tragikomische Käuze und unheimlich-lächerliche Figuren wie das unzertrennliche Kleeblatt Sam Hawken, Dick Stone und Will Parker, wie der dicke Türke Murad Nassir und Old Death, der alte Tod. Ein paarmal ist ihm sogar das Seltene geglückt, das schier Unmögliche: Mythen zu dichten, lebenskräftige Mythen für eine gesunde Jugend, die mit heißen Köpfen und glühenden Wangen den bunten Heldentaten und Fabeleien seiner Bücher lauscht. Es ist

nicht hinwegzuleugnen: neben dem Robinson, dem Don Quichotte und dem Lederstrumpf bleibt auch Karl May der Freund jeder Kinderzeit.

Was sagen seine Gegner z. B. zu folgendem Bekenntnisse? Dr. Wolfgang von Weisl schrieb aus Kairo in der „B. Z. am Mittag“ vom 1. März 1927: „Ich kenne kein einziges Buch und keinen einzigen Autor, der über den Orient so viel Richtiges geschrieben, der seinen Geist so einsichtig erfaßt und so sicher dargestellt hat wie dieser Mann, der an seinem Schreibtisch, unter Benutzung einer gewaltigen Bibliothek und unter taktischerer Ausscheidung der falschen Berichte über Asien, seine Romane entwarf. Wo ich auf meinen Reisen die Spuren der Helden Karl Mays kreuzte, fand ich — heute, anno 1927! — die Welt und die Menschen noch immer so, wie ich sie von der Zeit her, da ich unter der Schulbank heimlich den „May“ las, in Erinnerung behalten hatte. Und dasselbe sagten mir alle Deutschen, die ich hier im Osten traf, Konsuln und Archäologen und Kaufleute. Und einer — ein sehr ehrbarer Universitätsprofessor — gestand mir errötend, daß ihm eigentlich vor dreißig Jahren der Karl May mehr vom wahren Orient gegeben habe als alles, was er seither darüber zu lesen verpflichtet war!“ —

64 Bände, in 6 $\frac{3}{4}$ Millionen Exemplaren auf der Welt verbreitet, umfaßt Karl Mays Werk. Der „Winnetou“ und der „Old Surehand“, „Das Vermächtnis des Inka“, „Im Lande des Mahdi“, „Der Schatz im Silbersee“, „Die Sklavenkarawane“, „Im Reiche des silbernen Löwen“, „In den Schluchten des Balkan“ sind die bekanntesten. Im Vorjahre ist über diesen außergewöhnlichen Erzähler auch eine recht beachtliche Doktor-Dissertation erschienen: „Der Volkschriftsteller Karl May. Beitrag zur literarischen Volkskunde von Dr. Heinz Stolte. (Jetzt im Karl May-Verlag, Radebeul.)“

Radebeul, wo sich in einem weißen Marmortempel die Grabgruft des Dichters befindet, ist heute die Karl May-Stadt. Hier steht, von seiner Lebensgefährtin betreut, das Karl May-Museum im Blockhaus der „Villa Shatterhand“; hier wird die Karl May-Stiftung für in Not geratene Schriftsteller und Schriftleiter verwaltet; hier ist neuerdings ein Karl May-Park mit einem Denkstein des Dichters angelegt worden.

Die Blaue Blume der Romantik, welche die Sehnsucht früher im Schoße der Erzgebirgswälder, in den Tiefen der sächsischen Bergwerke, in den umbuschten Tälern der Elbe und ihrer Nebenflüsse gesucht hat, blüht eigenartig auch in den Büchern des Sachsen Karl May. In ihm hat die Bewegungsfreudigkeit des alten Grenz- und Koloniallandes „Wildost“ an der Elbe und seiner Bewohner ihre üppigste Formung gefunden. Vom alten Fußwanderer und Syrakus-Spaziergänger, dem Poeten Johann Gottfried Seume aus Poserna bei Weißenfels, bis herauf zu ihm, dem großen Phantasiwanderer Karl May, geht eine gerade Linie, die ihren Herzpunkt im sächsischen Wesen hat. So ist es sicherlich auch kein Zufall, daß ein Sachse den besten dichterischen Kolonialroman des neueren deutschen Schrifttums, den „Rust“, geschrieben hat: Kurt Geucke aus Meerane.

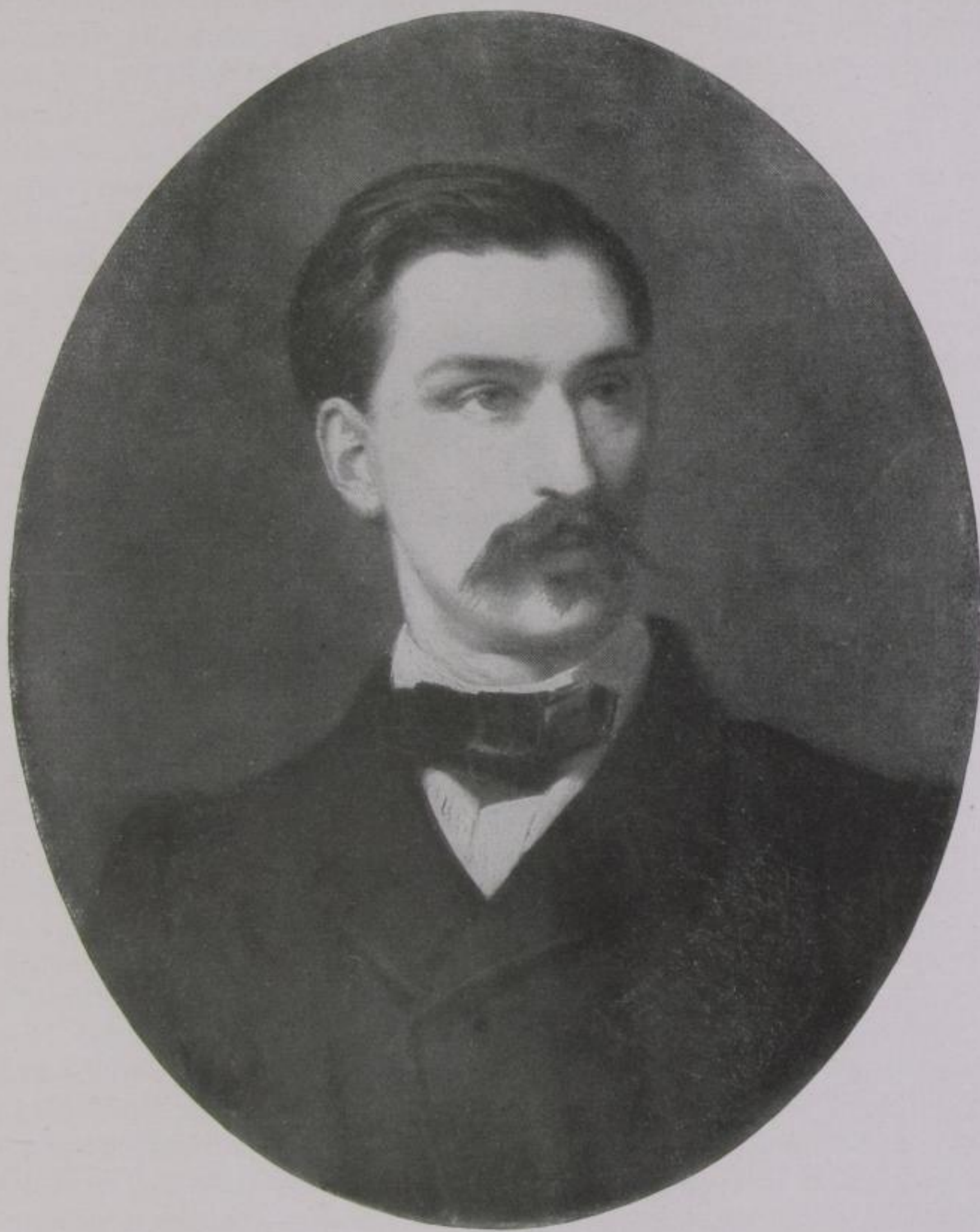
Heinrich von Treitschke

Don Paul Alfred Merbach

Die Zusammenfassung und Zusammenstraffung aller Kräfte unseres Volkes in den Jahren 1813 bis 1815 hatte eine Belebung des geschichtlichen Sinnes zur Folge, die um so stärker war, als der Druck des Metternichschen Regimes, die Ergebnisse des Aachener Kongresses und die Karlsbader Beschlüsse den Blick in eine Vergangenheit zurücklenkten, die das ihr eigen genannte zu haben schien, was der trostlosen Gegenwart vorenthalten war. Aus den glänzenden Bildern mittelalterlicher Kaiserzeit schöpfte die deutsche Generation zwischen 1815 und 1848 den besten Teil ihrer seelischen und geistigen Kraft. Es bleibt darüber hinaus für das Jahrhundert zwischen 1815 und 1919, zwischen den Verträgen von Wien und Versailles, bezeichnend, daß die große Vertiefung und Erweiterung der geschichtlichen Forschung und Erkenntnis dem durch den planmäßigen Auf- und Ausbau der Naturwissenschaften bedingten Aufschwung der Technik parallel lief. Die deutsche Romantik in der Vielgestalt ihrer Forderungen und Bestrebungen war der Ausgangspunkt eines neuen geschichtlichen Sinnens und Strebens; sie förderte die Erkenntnis vom Staat und von der Nation, zu der sich das Volk langsam zu bilden beginnt.

Die stolzen Namen eines Ranke und Mommsen, Giesebrecht und Sybel sind Träger und Dollender dieser wissenschaftlichen Entwicklung; zu ihnen gehört der Sachse Heinrich von Treitschke in einem ganz besonderen Sinne, weil er als „Rufer des Reiches“ ein geistiger Wegbereiter war, der schöpferischen Anteil an Bismarcks Zusammenfassung der deutschen Stämme hatte. Die Einheit seiner Nation war der beherrschende Gedanke seines Wesens und Schaffens; „die finstere Sage, die Mär der deutschen Schande“, der Zwietracht, hat er trotz aller eigenen „Wandlungen“ immer bekämpft und stets gehofft, geglaubt und gewußt: „Wir bringen's doch zum Ende, wir kommen doch ans Ziel!“

In Erz gegossen steht er seit manchem Jahr in unmittelbarer Nähe der Berliner Universität, das bildgewordene Ethos einer ständig glühenden Seele, die den lodernden Feuerbrand ihres Wesens immer erneut einsetzte für das, was er als Sinn und Ziel seiner Zeit erkannt hatte: das einige Deutschland unter Preußens Führung. Er war von Anfang an ein Machthaber des geschriebenen und gesprochenen Wortes; was er 1862 von seinem Landsmann Johann Gottlieb Fichte schrieb, gilt von ihm selbst: „Auf den Willen der Menschen zu wirken, des Glaubens, daß daraus irgendwo und irgendwann die rechte Tat entstehen werde, das war der Beruf dieses eifernden, geselligen Geistes.“ Wucht und Wille ging von ihm aus, lebte in dem Glanz dieser alle und alles durchdringenden und aufnehmenden Augen und in jedem Muskel dieses Hauptes, denn er hat kein Gesicht und keinen Kopf, er hatte ein „Haupt“, das in Kampf und Streit und Sieg wahrhaft gehämmert war. „Seine wuchtige Gestalt, sein mächtiges Haupt, sein kräftiger Nacken, seine hohe Stirn, das Feuer seiner glänzenden braunen Augen, das gütige Lächeln seiner männlichen



Heinrich von Treitschke. Gemälde von Franz Teschendorf, 1861
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen - Verlag, Berlin

Züge, seine ganze vornehme Haltung . . . das alles gab ihm das Gepräge eines freien Mannes.“ So hat ihn der langjährige Pfarrer der Dresdner Lukaskirche, Johannes Keßler, in seinem Erinnerungsbuche „Ich schwöre mir ewige Jugend“ anschaulich geschildert. Durch das Leid der Zeit und seines persönlichsten Lebens hatte er sich die Zuversicht erobert, daß die alten deutschen Gegensätze verschwinden müßten, um einer endlichen Erfüllung unserer Geschichte Platz zu machen. Während Bismarck den deutschen Bundesstaat bejahte, bejahte Treitschke den Einheitsstaat!

Er stammte aus einem böhmischen Geschlecht, das nach der die gesamtdeutschen Zustände auf Jahre hinaus bestimmenden Schlacht am Weißen Berge bei Prag (1620) nach Kursachsen ausgewandert war; ein Großoheim des Historikers stand in engeren Beziehungen zu Beethoven, für den er, allerdings nach einer französischen Vorlage, den Text zu „Fidelio“ schrieb. Der gleiche Drang nach Freiheit, der sich hier im Schicksal eines einzelnen ausdrückt, durchzieht auch das geistige Lebenswerk des nordischen Nachfahren. Heinrichs Mutter zählte zu ihren Ahnen Franz von Sickingen, der für ein wahrhaft deutsches Reich einst sein Leben opferte: die Quellen und Kräfte des Nachkommen reichen also weit zurück! In seinem achten Lebensjahr erhielt Heinrich von Treitschke jenen gesundheitlichen Stoß, der in seiner Auswirkung sein Leben entscheidend bestimmte: zu einer Masernerkrankung gesellte sich eine Entzündung der Drüsen, deren Schwellung nicht mehr zurückging; sie war die Ursache jener Schwerhörigkeit, die als gänzliche Taubheit das Leid seines Lebens wurde. Wie Beethoven führte Treitschke, der als der bedeutendste Redner seiner Zeit sein eigenes gesprochenes Wort nicht hören konnte, einen heldischen Kampf gegen diese Grausamkeit der Natur; er rang sich durch und hat diesen Fluch, der den Mann in der Blüte seiner Jahre gegen jeden Klang von außen völlig abschloß, getragen, ohne sich ihm zu beugen. Dies Leid und Leiden hat die Geschlossenheit seines inneren Lebens gesteigert, aber es soll ein ergreifender Anblick gewesen sein, „wie dieser heißblütige Mann, dieser Mensch der Kraft und des Lebens, lächelnd und heiter sich zwischen denen bewegte, die er nicht verstand, ein wahrer Held im schwersten, im alltäglichen Kampf“. Er wußte seinen inneren Reichtum immer zu mehren; auf Reisen durch deutsche Landschaften — er kannte sie wie selten einer! — und durch europäische Lande weitete er sein Wissen von Welt und Wesen der andern: so war er ein ständig wachsender Mensch, von dem das Wort gilt, das er vom Freiherrn vom Stein sagte, daß, wer ihn zu ertragen vermochte, „immer leuchtenden Blickes und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken wegging“.

Als Dresdner Kreuzschüler hat er mit leidenschaftlichem Interesse trotz seiner Jugend — er war 1834 in Dresden geboren — die Ereignisse des „tollen Jahres“ 1848 verfolgt; er erlebte den Dresdner Mai-Aufstand des folgenden Jahres auch räumlich aus nächster Nähe und überraschte in Gesprächen und Briefen durch beträchtliches Verständnis der politischen Vorgänge. Schon im November 1850 forderte er bei einer Schulfeier in einem Vortrag mit Nachdruck die Einigung aller Deutschen unter Preußens Führung

und schlug damit den Grundton an, auf den sein ganzes späteres Wirken und Schaffen abgestimmt war. Mitte April des nächsten Jahres verließ er Vaterstadt und Heimat und nutzte die Bildungsmöglichkeiten Deutschlands in manchem Wechsel aus; er studierte in Bonn und Leipzig und mußte bald die schmerzvolle Beobachtung machen, daß er den akademischen Vorlesungen nicht mehr folgen konnte! Er spann sich in häusliche Arbeit ein und sann manchem dramatischen Plane nach; im stillen Freiburg beendete er seine Doktorarbeit, versenkte sich im Dresdner Vaterhause in mannigfaltige Lektüre und ging nach Göttingen, um eine große Bibliothek mühelos zur Hand zu haben. Noch war ihm sein Lebensweg unklar; er lebte in bescheidensten Verhältnissen und rang den Gram über die Taubheit nieder, der Dreiundzwanzigjährige aber ging nach Leipzig, entsagte allem Dichtertum und stellte fest, daß das Katheder des Universitätslehrers das Forum und die Welt war, für die er geschaffen.

Die Wissenschaft von der Politik zog ihn in ihren Bann; daneben begann er eine Reihe glänzender literarischer Essays und faßte im Sommer 1860 den Plan, die Geschichte des Deutschen Bundes von 1815 bis 1860 zu schreiben, um zu zeigen, daß zur Rettung des deutschen Volkes die Kleinstaaten verschwinden müßten. Er ahnte nicht, daß sich ihm sein Plan durch Versenkung in den Stoff und durch den Gang der Ereignisse derartig verschieben sollte, daß seine Ausführung 36 Jahre lang alle Arbeitskraft in Anspruch nahm. Immer mehr wuchs dabei seine Beliebtheit als akademischer Lehrer; bei seiner Einstellung zum Wesen der deutschen Kleinstaaten war freilich in seinem engeren Vaterlande auf kein Weiterkommen zu rechnen. Anfang August 1863 hielt er bei einem deutschen Turnerfest, mit dem die Erinnerung an die Leipziger Schlacht vor fünfzig Jahren verbunden war, auf dem Marktplatz der alten Messstadt vor vielen Tausenden die Festrede, und sein machtvolles Wort gestaltete diese Feier zu einer geistigen Etappe auf dem Wege zur deutschen Einheit: von der felsenfesten Überzeugung, daß das deutsche Einigungswerk gelingen werde, ist diese Rede getragen, und viele in den deutschen Landen rings umher dachten von nun an wie ein Heidelberger Theologe: „Was der Mann drucken läßt, wirst du alles lesen!“ Dann folgte Treitschke einem Ruf nach dem badischen Freiburg. Hier führte er in seiner Schrift vom Bundesstaat und Einheitsstaat die staatsbildende Kraft Preußens seinen Lesern vor Augen und rief die Gewissen „mit dem Schmettern himmlischer Posaunen“ auf. Als aber in den entscheidenden Sommerwochen von 1866 Baden gegen Preußen Partei ergriff, nahm er Abschied von seinem Lehramt; jetzt war für ihn auch der amtliche Weg nach Preußen frei! Zunächst hat er freilich nur ein Jahr in Kiel gelehrt, dann rief noch einmal der deutsche Süden, Heidelberg! Hier war er ganz der siegreiche Lehrer, der „die Seelen entsiegelte“; ihm war das Schicksal des Vaterlandes sein eigenes Leid und Glück und, getragen von einem umfangreichsten, tiefsten Wissen, das aus den Quellen erarbeitet war, wußte er die Herzen der Hörer aller Kreise und Stufen im Innersten zu treffen. Als beim Ausbruch des Krieges im August 1870 die Heidelberger Studentenschaft einen großen Kommers veranstaltete, wurde Treitschke empfangen, als ob er

der wahre Heerführer sei. „Für diesen Abend war er es auch“, berichten Zeugen dieser festlich-ernsten Stunde. Man hat später von ihm gesagt, daß er ein Volk durch Meer und Wüste geleitet haben würde, wenn es nötig gewesen wäre: ein solcher Augenblick war es, als er damals die akademische Jugend im Namen und Geist Fichtes entließ. Ich weiß, daß manche, die dabei waren, noch nach Jahrzehnten mit Schauern der Begeisterung von dieser Stunde erzählten.

Im Frühjahr 1874 begann er seine Tätigkeit an der Berliner Universität: jetzt hatte er die Kanzel und die Wirkung, die ihm gebührte. Immer wußte er das Geschehnis des Tages und der Zeit unter dem Gesichtspunkt des Ewig-Gültigen zu betrachten. An die Art seines Sprechens, der die tonliche Abstufung fehlte, an dem immer gleich hallenden Klang mußte man sich wohl erst gewöhnen, auch standen die Pausen nicht immer an der „richtigen“ Stelle, und gelegentlich überstürzten sich Fluß und Deutlichkeit seiner Rede. Auf immer breiterer Grundlage aber erwuchs ihm nun seine Deutsche Geschichte; Anfang 1879 war das „Buchungeheuer“ des ersten Bandes fertig, und seitdem war es nicht nur in Deutschland ein geistiges Ereignis, wenn Treitschke in freilich immer größeren Pausen die Fortsetzungen folgen ließ. Das Geniale des Wurfes und Werkes liegt in der Zusammenschweißung des unübersehbaren Materials; daß er in Einzelheiten über das Ziel hinauschoß, ist heute nicht zu leugnen, auch sehen wir die Zusammenhänge, Notwendigkeiten und Ziele in noch größeren Maßen, denn uns geht es heute, nachdem wir durch des Führers Taten innerhalb der Grenzen endlich und wirklich ein Reich wurden, um den Zusammenschluß und um die Einheit aller Deutschen, die im weitgespannten deutschen Lebensraum wohnen, wobei Zufälligkeiten der Grenzziehung leicht zu überwinden sind. Aber solche Einschränkung und Erkenntnis, in der sich das Walten der Entwicklung zeigt, tut dem Wert und der Wirkung dieser wahrhaften Tat eines ganz großen deutschen Schriftstellers wahrlich keinen Abbruch; Treitschke blieb ein Rufer und Herold im Kampf um die Säuberung und Erhaltung des deutschen Volkstums.

Mitte August 1894 war der fünfte Band seines Werkes vollendet. Der wachsende Anteil der Nation an seinem Werk, das die „Sammlung der deutschen Kräfte“ zum Ausdruck brachte, half ihm über manche Mißstimmung, die eine Folge der sich wandelnden Zeit war, und über viel Leid seines persönlichen Erlebens hinweg; am 19. Juli 1895, dem Tage, an dem vor einem Vierteljahrhundert Frankreich an Preußen den Krieg erklärt hatte, hielt er in der Aula der Berliner Universität jene Rede „zum Gedächtnis des großen Krieges“, in der er noch einmal allen Glanz und alle Kraft seiner Persönlichkeit zusammenfaßte: es war ein Abschluß seines Lebenswerkes, eine Summe seiner Erkenntnisse, eine Mahnung an die Zukunft. Dann aber schlug ihm der Tod in dem Augenblick die Feder aus der unermüdlichen Hand, als er im Begriffe stand, an die Gestaltung der Zeit heranzugehen, die er selbst mit offenen Augen miterlebt hatte; er starb im Frühjahr 1896 so, wie er es sich einst gewünscht

hatte: „aufgezehrt von heißen Gluten, unverfehrt im Busen tragend die junge Kraft, im raschen Taumel hingerafft“.

Sein großes Werk in der Pracht seiner Sprache, im Reichtum der Gedanken und Gestalten, in der Einheit seines Sinnes und seiner Anlage, dem seine Zeit nichts an die Seite zu setzen hatte, blieb Bruchstück und Erbe. Dem kämpferischen Propheten vergönnte das Schicksal, das Ideal seiner Werdezeit, Deutschlands Einigung, zu erleben; für Deutschlands Einheit wurde er ein Wegbereiter, der sein geistig-wehrhaftes Wesen für sein Volk einsetzte. Dieser vor der Geschichte demütige Mann errang sich die Unsterblichkeit im Geiste, denn er ist aus den treibenden Urkräften, die unsere Gegenwart formen und sich in ihr erfüllen, nicht wegzudenken; die besten Kräfte seines begabten Stammes setzte er ein für das Reich.

Meister der Musik

Don Franciscus Nagler

Seit Sachsen mit der Reformation, besser noch: mit der Renaissance in die Geschichte der deutschen Musik eintritt, wird es nicht nur zur erstaunlich regen Pflegestätte dieser Kunst, ausübende und schaffende Meister an seine Plätze fesselnd, sondern bringt in quellender Folge selbst ein Musikantentum hervor, das sich alsbald mit leuchtenden Namen aller Welt als hervorragend darbietet. Ein Fürstenzug Gekrönter im Reiche der Töne zieht an uns vorüber. Wie viele sind da hinausgegangen in die Weite, Treffliches zu leisten und Schönes zu schaffen, der Heimat Ruhm verbreitend! Mit gerechtem Stolze aber freuen wir uns auch derer, die bodenständig blieben und des Gaues Geschichte zieren. Rasch den Griffel zur Hand, daß wir im Vorbeigleiten die Züge dieses oder jenes Auffallenden mit kurzen Strichen festhalten . . .

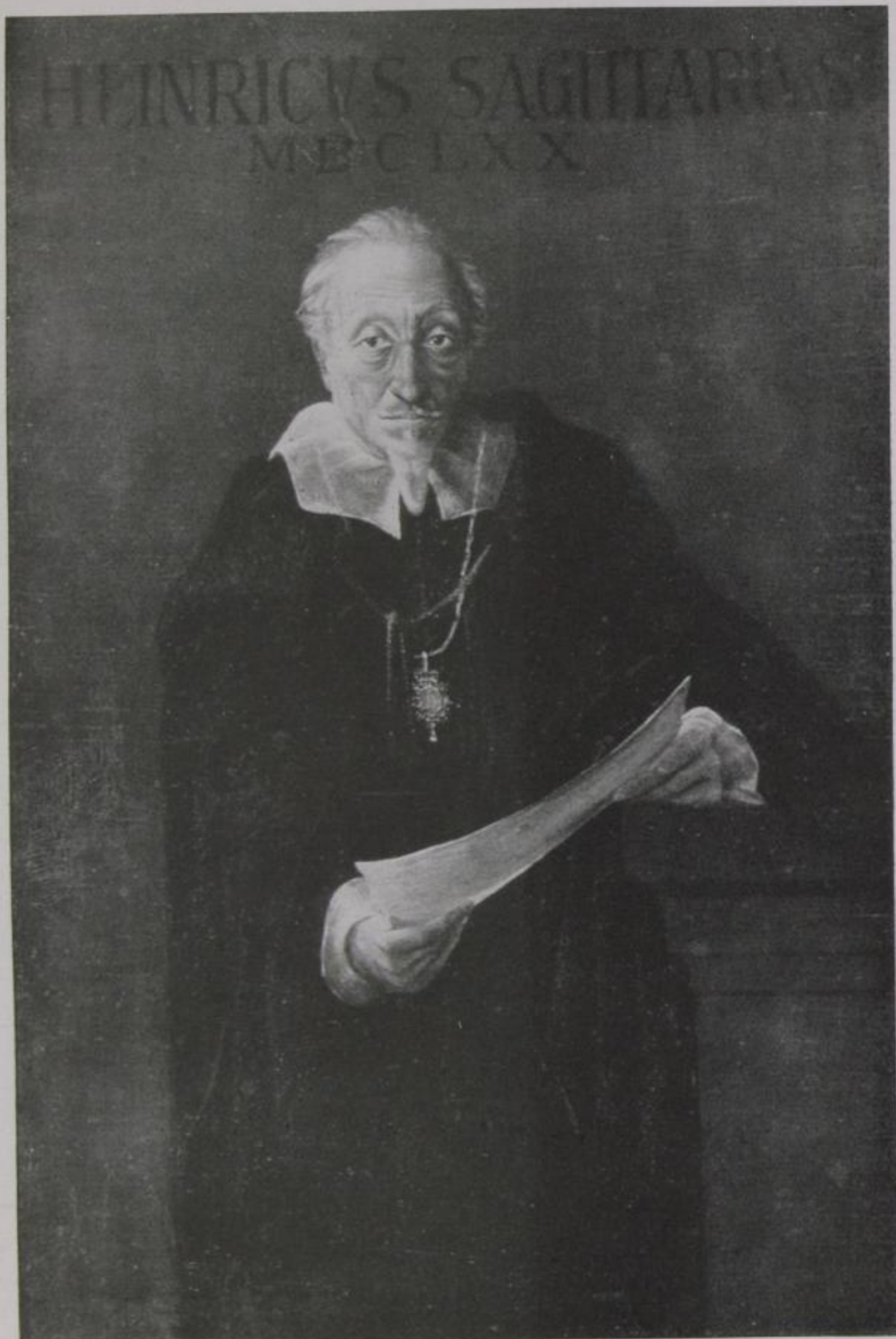
Da, der Alte mit weißem Haar und Knebelbart und den großen, fast ängstlich schauenden Augen unter der von Falten durchfurchten Stirn: **H e i n r i c h S c h ü ß**, der Dresdner Hofkapellmeister (1585—1672). Ein Sachse, wenn auch in Köstritz geboren. Die Ahnen stammen aus Chemnitz, zudem wurde Weißenfels seine zweite Jugendheimat. Dreißigjährig kam er nach Dresden und blieb ihm bis an sein Ende treu. Das haben ihm der große Krieg, sein Herzog, dem er wiederholt in erquicklicher Offenherzigkeit wegen mangelnder Verantwortlichkeit der Kunst gegenüber die Meinung gesagt hat, und die Lockungen anderer Höfe nicht leicht gemacht. Durch eigne geldliche und andre Opfer rettete er der berühmten sächsischen Vokal- und Instrumental-Hofkapelle das Leben, der „Vater der deutschen Musikanten“! Trotz unvermeidlicher italienischer Beeinflussung ist sein Schaffen deutsch, aufsehenerregend groß zunächst auf dem Gebiete der geistlichen Chormusik. Dem Verlangen der Notzeit nach Vereinfachung der Mittel kam eine neue Art des Musizierens und Komponierens entgegen, die dem begleitenden Sologesang Aufgabe und Stellung neben Chor und Orchester verschaffte. Konzerte, Passionen und Oratorien entstehen. Schütz

wird der Komponist der ersten deutschen Oper. Sie hieß „Daphne“ und wurde 1627 bei einer Hofhochzeit im Torgauer Schlosse aufgeführt. Ein Denkmal ist dem Altmeister in Dresden noch nicht errichtet worden; die Schütz-Gesellschaft hat aber an dem Hause Neumarkt, Ecke Frauenstraße, das er achtundzwanzig Jahre lang sein Eigen nannte, eine Gedenktafel angebracht. Gestorben ist er in der heutigen Moritzstraße. Sein Grab unter dem Platz an der Frauenkirche blieb bis jetzt unauffindbar.

Der Zweite unserer kleinen Galerie ist Schützens Freund, **H e r m a n n S c h e i n**, fast gleichzeitig (1586) mit ihm geboren. (Hundert Jahre später: Händel und Bach in einem Jahre!) Schein, aus dem Pfarrhaus von Grünhain stammend, war Hofkapellsänger unter Schütz' Vorgänger und wurde Leipziger Thomaskantor, dabei zugleich Universitätsmusikdirektor. Als Tonsetzer rechnet er mit Schütz und dem Haleschen Scheidt zu den „Drei großen S“. Was bei ihm besonders anmutet, ist die Neigung zu einem Schaffen in weltlicher Heiterkeit, die tragisch wirkt, da der Meister an langer Krankheit dahinsiechte. Das von der Gattin des Thomaskantors Schreck 1897 gemalte Bild in der Grünhainer Kirche läßt ihn in jugendlicher Männlichkeit sehen, den Schöpfer der „Waldliederlein“, des „Studentenschmauses“, des „Denuskränzlein“, die übrigens neben den geistlichen Chören auch zum Notenbestand der Kantoreien gehörten, wie denn diese Bibliotheken, das Wort vom Propheten im Vaterlande widerlegend, erweisen, daß man die zeitgenössischen Werke gar fleißig musizierte. Unserer Gegenwart blieb es vorbehalten, diese Schätze aus der Vergessenheit zu heben und nach jahrhundertelangem Schlaf wiedererstehen zu lassen, lebendig, zu neuem Klingen.

Mit den beiden Alten ziemlich selbstbewußt schritthaltend, kommt **A n d r e a s H a m m e r s c h m i d t** daher. Was für ein volkstümlicher Komponist dieser Organist aus Zittau gewesen sein muß, läßt sich daraus erkennen, daß in den alten Kantoreirechnungen Ausgaben für den Buchbinder zur Reparierung der zersungenen Hammerschmidt-Noten immer wiederkehren. Ein Musikschriftsteller unserer Zeit sagt von ihm: „Der Zittauer war eben ein Ausbreiter tonkünstlerischer Kultur im besten Sinne, und solch schlichter Dienst am Volk verdient oft größeren Dank, als ein im Grunde unfruchtbares Seiltanzen zwischen den Kirchturmspitzen der Kunst.“ Auch Hammerschmidt ist Sachse trotz seiner Geburtsstadt Brüx (1612). Der Vater, Sattler auf dem Rittergute Carthause bei Neukirchen an der Pleiße, mußte nach einem mehrjährigen Aufenthalte Böhmen um seines lutherischen Glaubens willen verlassen und kam nach Freiberg, wo Andreas Schüler von Stephan Otto wurde und mit ihm 1634 Schloßorganist des Grafen von Büнау in Weesenstein. 1639 ging er für immer nach Zittau, hier die Fülle seines kirchenmusikalischen Schaffens ausschüttend. Drei Jahre nach Schütz starb er, hochgeehrt von aller Welt, nicht zum wenigsten von seiner Stadt, der er auch als Mann des praktischen Lebens nicht wenig gedient hatte.

Der Schlanke hinter ihm stammt wie sein Vorgänger im Leipziger Thomaskantorat, der Schütz-Schüler Schelle, aus Geising und heißt **J o h a n n K u h n a u**



Heinrich Schütz. Gemälde von unbekanntem Künstler, 1670
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

(1660—1722). Er war Musiker, Schriftsteller und Advokat zugleich. Ein lebhafter Geist und fleißiger Mann. Ehe er nach Leipzig kam, hatte er das Zittauer Gymnasium durchlaufen, wohin er, der Dresdner Kreuzschüler, vor der Pest geflohen war. Schriftstellerisch huldigt er der Satire. Daß er, besonders in seinem lustigen Roman „Der musikalische Quacksalber“, die Ausländerei bekämpft, sei ihm gedankt. Musikalisch interessiert er uns besonders als Klavier-Komponist, sozusagen als Erfinder der Klaviersonate, die er übrigens gleich programmatisch erfüllt, wenn er etwa den „Kampf zwischen David und Goliath“ zu schildern versucht. Daß er ein Heft „Frische Klavier-Früchte“ betitelt, muß man dem Kinde seiner Zeit nachsehen, wie die Komposition einer Kantate zur Eröffnung des „Anatomischen Theaters“ in Leipzig auf den biblischen Text: „Denn du hast meine Nieren in deiner Hand!“ Im kirchenmusikalischen Amte ist er der Wegbereiter Bachs. Man spricht von vierzehn Jahrgängen Kirchenkantaten. Das bedeutet: vierzehn Jahre lang für jeden Sonn- und Festtag eine neue Musik!

Da sehe ich einen Besonderen! Er ist zwar kein Musikant im gewöhnlichen Sinne, aber einer, der in diese Reihe gehört: **Gottfried Silberman**, der Orgel- und Klavierbauer (geboren 1683 in Kleinbobritsch bei Freiberg). Von Jugend auf eigensinnig. Was dem Knaben gefährlich war, wurde dem geläuterten Manne zum Segen. Seine Schöpfung ist die deutsche Barockorgel, der Inbegriff dessen, was wir deutsche Orgel nennen: Kirchenorgel. Mehr als dreißig Werke künden noch heute tönend den Ruhm dieses Genies unter den Orgelbauern. Dresden und Freiberg hüten die edelsten Kleinodien. Während des Baues der Orgel an der Dresdner Katholischen Hofkirche starb der Meister, siebenzig Jahre alt, 1753. Nicht zu vergessen: Er ist auch der Erbauer des ersten „Pianoforte“ . . .

Ein feines Gesicht fällt auf, mit großen schönen Augen, aber ohne starken Ausdruck: **Gottlieb Naumann**, vielseitiger Dresdner Hofkapellmeister, als der er 1801 starb. Komponist der „Cora“! So würde man ihn seinerzeit nach dem Erfolg seiner berühmten Oper vorgestellt haben, ein bewunderndes „Ah!“ wäre die Folge gewesen. Naumann war schlichter Leute Kind aus Blasewitz. Der Heimat blieb er in rührender Anhänglichkeit zeitlebens verbunden und schuf sich dort durch wohlthätige Stiftungen ein bis heute dauerndes Gedächtnis. Sein über Italien genommener Werdegang wurde durch allerhand Hemmnisse erschwert, führte aber doch schließlich in die Nachfolge des großen, von ihm als Abgott geliebten Hase, in dessen Fußstapfen er auch als Komponist getreulich trat. Gottlieb Naumanns Werke haben nur noch geschichtliche Bedeutung, bis auf einige geistliche Musiken, die in der Dresdner Hof- und Propsteikirche heute noch ab und zu zum Klingen gebracht werden. Das Grab des Lieblinges der einstigen Hofwelt befindet sich auf dem alten Dresdner Eliasfriedhof.

Unter unsern musikalischen „Köpfen“ darf der Kursache **Friedrich Wieck** nicht fehlen. Zunächst als würdiger Vertreter der „Dickköpfe“, dann aber vor allem als glänzender Musikpädagoge. Wieck war die verkörperte Energie; oft möchte man dafür freilich „störrischer Eigenwille“ sagen. Damit



Robert Schumann. Kreidezeichnung von Eduard Bendemann, Dresden
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

zwang er sein Leben aus engen Verhältnissen auf die Höhe, schon äußerlich. Er galt als Knabe und Jüngling für kränklich und durfte als Torgauer Gymnasiast lungenkrankverdächtig nicht im Chor mitsingen. Später litt er jahrelang an Gesichtsreißern, das ihn, nachdem er „bereits 500 Moschuspulver gefressen“ hatte, zu dem berühmten Homöopathen Hahnemann, seinem sächsischen Landsmann, nach Leipzig trieb. Wieck ist 88 Jahre alt geworden. Eigentlich war er Theologe, aber seine erste Predigt in der Dresdner Sophienkirche war auch seine letzte. Das Studium sollte indessen doch nicht ganz erfolglos sein: ein Freund borgte ihm „auf sein armes theologisches Gesicht“ 6000 Taler, mit denen er einen schwunghaften Klavierhandel anfang. Zum großen Klavierpädagogen wurde er durch seine Tochter Klara, die er zur Virtuosen allerersten Ranges erzog und durch die der Ehrgeizige großen Ruhm einheimste. Mit 55 Jahren nahm er selbst noch Gesangstunden, um auch auf diesem Gebiet unterrichtend etwas leisten zu können. Das schien ihm zu gelingen; ein anderes gelang ihm nicht, nämlich zu verhindern, daß Robert Schumann sein Schwiegersohn wurde. An der Liebe der Tochter zerbrach der Starrsinn des Vaters. Wieck ist 1785 in Preßsch geboren, zog 1840 von Leipzig nach Dresden und wohnte sommers in Loschwitz, wo am Elbufer sein Sterbehaus steht.

Groß und stark von Gestalt, forsch, lustig, geradezu, so tritt ein Sausiger ins 19. Jahrhundert und anno 21 ins Haus des Dresdner Hofkapellmeisters Karl Maria von Weber, den zarten Mann durch soviel gesunde Natürlichkeit fast erschreckend, der beinahe schüchtern nach dem Namen fragt —: *H e i n r i c h M a r s c h n e r*. Aus Zittau (1795.) Als Musikstudent Schüler des Thomaskantors Schicht in Leipzig, seines Landmanns aus Reichenau. Marschner wird Königlicher Musikdirektor in Dresden. Mit Webers Gunst und doch eigentlich gegen dessen Willen. Als Marschner nach Webers Tod nicht dessen Nachfolger wird, geht er nach Leipzig, dort seine ersten großen und erfolgreichen Opern schreibend: „Templer und Jüdin“ und „Dampyr“. Das für seinen Weltruhm ausschlaggebende Werk aber, „Hans Heiling“, entstand erst in Hannover. Dort war Marschner 1830 Hofkapellmeister geworden.

Ihm folgt in der Reihe und 17 Jahre später im Dresdner Amte *R i c h a r d W a g n e r*, der geborene Leipziger. Nur sechs Lebensjahre seines künstlerischen Schaffens gehören der engeren Heimat: Von 1842 bis 1848 kamen Rienzi, Holländer und Tannhäuser in Dresden zur Uraufführung. Tannhäuser und Lohengrin sind in Sachsen entstanden. Jedenfalls steht fest: Der „*v o l k s - t ü m l i c h e*“ Wagner hat als Dichter und Komponist Heimatluft geatmet.

Bedächtig und ernst schließt *R o b e r t S c h u m a n n* unsre Reihe. Der Träumer, der Poet, der Romantiker . . . Ja, das war er. Aber solange ihm Gott Gesundheit und Kraft schenkte, war er zugleich auch Kämpfer! Als Schriftsteller: Für die Größe und Wahrheit der Kunst, für die Aufrichtigkeit der Künstler, gegen den Schlendrian, für den Fortschritt, für die Anerkennung des guten Neuen. Und er schlug eine scharfe fröhliche Klinge, am liebsten für andere. Als Musiker: Es galt, seinem Genius Lebenslust und Ausdrucksform

zu verschaffen, Verständnis, eine Gemeinde, ein Publikum. Schumann schrieb nicht für die Menge, die ihm zugejubelt hätte. Der Klaviermusik errang er einen neuen Stil, dem Kunstlied eine neue Blütezeit. Und der Mensch? Der mußte seine kurze Spanne Liebesglück der Borniertheit und der Niedertracht aus den Händen winden, jeden Tag, jede Stunde seines Lebens einer furchtbaren Krankheit förmlich abringen . . . Und das war ein „Romantiker“. Ein Held ist Robert Schumann gewesen! Im Leben bedeutender Menschen tritt nicht selten das tragische Moment hervor, daß sie Gebiete zu beherrschen wünschen, für die sie wenig oder gar keine Begabung haben. Schumanns Sehnsucht ging nach Opern- und Dirigentenerfolgen. Ihre Erfüllung suchend, kam er 1844 von Leipzig nach Dresden. Als er enttäuscht sein liebes Sachsen zum ersten Male und für immer verließ, war seine Kraft bereits gebrochen.

Richard Wagner — Friedrich Nietzsche

von Karl Laux

„Die Welt ist tief,
und tiefer als der Tag gedacht“

„Also sprach Zarathustra“

*

„Seine eitle Pracht, seinen prahlenden
Schein verlacht, wem die Nacht den Blick
geweiht . . .“

„Tristan und Isolde“

Es sind, da dies geschrieben wird, Dorf Frühlingstage, Parsifal-Tage. Karfreitagszauber will erwachen.

Am grandiosen Mißverständnis des „Parsifal“ ist Nietzsche gescheitert, sagt die Legende. Das Werk schien ihm „der Abgrund der Verlogenheit“. Aber wir wissen heute aus dem Tagebuch Cosimas, daß Nietzsche den „Parsifal“-Entwurf schon 1869 kennenlernte. Es war nur ein Vorwand. Der Bruch lag tiefer. Tragisches Schicksal, daß diese beiden Männer auseinander gerieten, daß diese Freundschaft gesprengt wurde.

Darf man sie überhaupt zusammen nennen, Wagner und Nietzsche, die Söhne eines Landes, eines Mutterbodens? Friedrich Nietzsche, geboren am 15. Oktober 1844 im Pfarrhaus zu Röcken bei Lützen, und Richard Wagner, geboren am 22. Mai 1813 in Leipzig, wo Nietzsche seine Studienjahre verbrachte, Nietzsche, der über jenen schrieb: „Mein größtes Erlebnis war eine Genesung. Wagner gehört bloß zu meinen Krankheiten“ (Vorwort zu „Der Fall Wagner“)?

Wir können es heute, in den Tagen, in denen wir erleben, wie sich das Werk der beiden erfüllt, wie ihre Voraussetzungen und ihre Sehnsüchte in Erfüllung gehen. Heute begreifen wir sie beide als die großen „Revolutionäre gegen das 19. Jahrhundert“.

Daß sich ihre Wege trennten, trennen mußten, war in persönlichen und zeitlichen Voraussetzungen begründet. Zwei Kämpfer trennten sich. Sie haben getrennt für ein gemeinsames Ziel gefochten. Im „Ecce homo“ hat Nietzsche diese Fernwirkung vorausgesagt: „... und so, wie ich bin, stark genug, um mir auch das Fragwürdigste und Gefährlichste noch zum Vorteil zu wenden und damit stärker zu werden, nenne ich Wagner den größten Wohltäter meines Lebens. Das, worin wir verwandt sind, daß wir tiefer gelitten haben, auch aneinander, als Menschen dieses Jahrhunderts zu leiden vermöchten, wird unsere Namen ewig wieder zusammenbringen.“

*

Was Wagner als Musiker bedeutete, was er als Musikdramatiker schuf, was die einzigartige Synthese der Begabungen in ihm (er war gleich groß als Dichter wie als Komponist, als Dirigent wie als Regisseur) ermöglichte, braucht kaum gesagt zu werden. Heute ist uns erneut und klarer denn je zum Bewußtsein gekommen, was der Denker, der Philosoph Wagner seinem Volk zu sagen hat. Auch das kann man auf engem Raum nur andeuten.

Wir sehen heute in Richard Wagner einen der „Männer, die das beste Wesen unseres Volkes in sich verkörpern, die von nationaler deutscher Größe zu übernationaler Bedeutung emporgestiegen sind“ (Adolf Hitler, Rede in Leipzig). Wagner ging es um eine neue Kulturgefinnung, die er theoretisch erläuterte und tönend in Wort und Weise praktisch ausführte. Er wollte einen neuen Menschen, den neuen deutschen Menschen, schaffen und er schuf ihn, als er die Gestalt Siegfrieds konzipierte, die Zentralgestalt seines Werkes. Mit Recht schreibt Karl Richard Ganser in seinem Buch „Richard Wagner, der Revolutionär gegen das 19. Jahrhundert“: „Wagners Menschheitssehnsucht hat in einem Menschenbild ihre Erfüllung gefunden. Eine Gestalt, die aus der Wesensgrundlage Wagners aufgebrochen war und ihn solange bedrängt hatte, bis sie aus Wünschen und Hoffnungen zur Wirklichkeit geboren wurde, hat die kosmopolitische These von innen her abgelöst und ihren gesonderten germanischen Charakter zum Sinnbild des wahren Menschen erhoben... Wagner gesteht sich ein, daß er ‚ganz speziell germanisch zur Welt gekommen‘ sei und läßt sich von Liszt bezeugen, daß er gänzlich im deutschen Boden wurzle.“

Von diesem Gesichtspunkt aus verstehen wir auch Wagners Beteiligung an der 48er Revolution. Wir brauchen sie nicht mehr zu vertuschen, zu bemänteln mit der Entschuldigung, die Naivität des künstlerischen Menschen habe ihm einen Streich gespielt. Nein, wir bejahen den Revolutionär Wagner, der sich auch in seinem politischen und sozialen Willen gegen den Geist seiner Zeit wandte.

*

Nicht anders sehen wir heute Nietzsche an. Auch er ein Mann der großen Doppelbegabungen, ein Sprachschöpferischer Dichter, ein Philosoph. Dazu ein mit Begabung dilettierender Komponist und ein Musikschriftsteller.

Als Philosoph ist Nietzsche scheinbar verwirrend vielfältig, widerspruchsvoll, in „Perioden“ zerrissen. Aus der Gesamtschau seines Werkes aber, ergänzt durch den Nachlaß, ergibt sich die einheitliche Linie. Sie heißt: Kampf,



Richard Wagner. Gemälde von Caesar Willich, um 1855
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

Kampf gegen seine Zeit, Kampf gegen sein Jahrhundert, Kampf von den verschiedensten Fronten her. Er greift den Zeitgeist an, wo er seiner habhaft werden kann, den Bildungsbegriff des deutschen Bürgertums, den „Bildungs-

philister“, den Fortschrittsglauben, den Historismus. Er will die „Umwertung aller Werte“. Er wird der große Repräsentant einer deutschen „Kulturrevolution“.

In diesem Kampf sieht er sich nach Bundesgenossen um. Er findet sie in Schopenhauers Philosophie und in Wagners Musik. In der „Geburt der Tragödie“ prägt er den Begriff des Dionysischen: „Gegen die Moral also kehrte sich damals, mit diesem fragwürdigen Buch, mein Instinkt, als ein fürsprechender Instinkt des Lebens, und erfand sich eine grundsätzliche Gegenlehre und Gegenwertung des Lebens, eine rein artistische, eine antichristliche. Wie sie nennen? Als Philolog und Mensch der Worte taufte ich sie, nicht ohne einige Freiheit — denn wer wüßte den rechten Namen des Antichrist — auf den Namen eines griechischen Gottes: ich hieß sie die dionysische.“

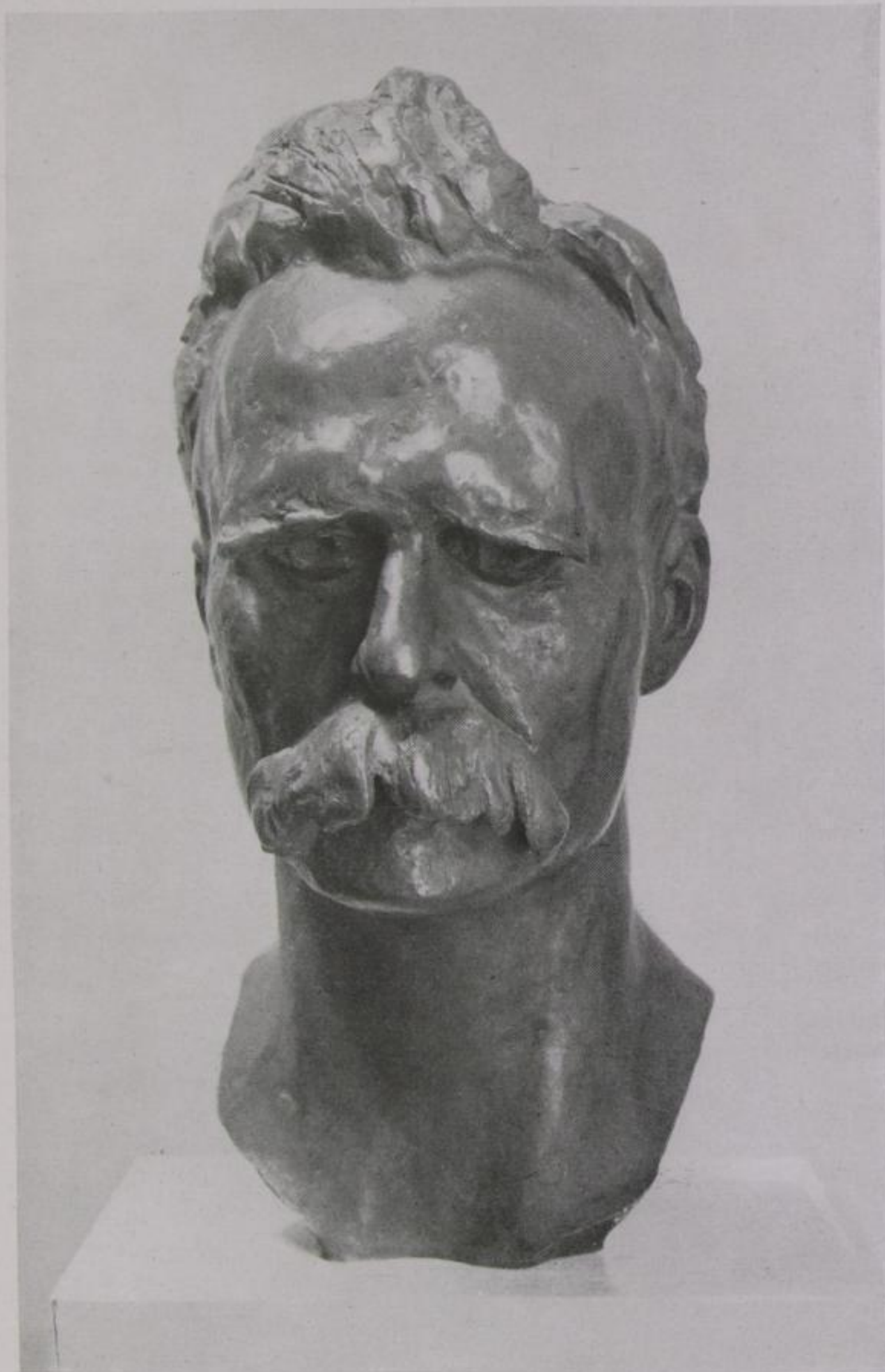
In Wagners Kampf gegen die Oper sieht er die Parallele. Denn die Oper hat den dionysischen Urgründen der Musik abgeschworen. Was die ältere attische Tragödie noch besessen, die Vermählung der Grundelemente, des Dionysischen mit dem Apollinischen, war verloren gegangen. In Wagners Werk sah Nietzsche die Wiedergeburt des deutschen Mythos.

Er hat diesen seinen Glauben später widerrufen, als er abrückte von der „Anwendung auf die Wagnerei, als ob dieselbe ein Aufgangssymptom sei“. Es folgten die Schriften der Abkehr und Abwehr, die Schriften, die sich scheinbar gegen Wagner wandten, scheinbar, denn dahinter verbarg sich die Liebe, wie sich hinter Nietzsches wütenden Schmähungen alles dessen, was Deutsch hieß („Es gehört selbst zu meinem Ehrgeiz, als Verächter der Deutschen par excellence zu gelten“), sich Liebe zu Deutschland verbarg. Wie ganz anders hat sich Richard Wagner zur deutschen Sprache bekannt, wie hat er sein Deutschtum verkündet, wenn er den Tannhäuser einen „Deutschen vom Kopf bis zur Zehe“ nannte, wenn er von seinem „deutschen Wieland“ schwärmte (Brief an Uhlig)! So war es ihm auch gegeben, den Mythos des deutschen Volkes neu zu formen, während Nietzsche kulturpolitisch nur im Verneinen schöpferisch wurde.

*

Gewiß, es gibt vieles Trennende zwischen diesen beiden, und man kann verstehen, wenn ein Anwalt Wagners schreibt: „Nietzsche hat sein Bild, sein Geschick mit dem Wagners auf eine so verhängnisvolle Weise verwoben, daß nichts verfehlter ist, als einer Synthese das Wort reden zu wollen. Im Gegenteil: es gilt hier, Augen und Ohren für Unterschiede zu schärfen, um zur Wahrheit und Gerechtigkeit zu gelangen“ (Curt von Westernhagen, „Die Musik“, Juli 1936).

Aber man sollte das Verbindende auch nicht unterdrücken. Finden sich — über die gemeinsame Zielrichtung ihrer Idee hinaus — die beiden hellen Kämpfer nicht auch in ihrem Lobgesang auf die Nacht, ihren Zauber, ihr trächtiges Dunkel, ihr Geheimnis, ihre magische Macht, im „Zarathustra“ und im „Tristan“, den Werken, mit denen Nietzsche und Wagner die Dichtung und die Musik an eine Wende geführt haben?



Friedrich Nietzsche. Bronzestatuette von Max Klinger
Aus dem Werk „Die Großen Deutschen im Bild“, Propyläen-Verlag, Berlin

Wir wissen auch: das Verbindende kommt aus dem Verbundenen, aus dem Verbundensein der beiden Freund-Feinde im gleichen Blut-Erbe, im gleichen, dem sächsischen Stammes-Anteil. Es sind Stimmen der gleichen Landschaft, die uns bei Richard Wagner und bei Friedrich Nietzsche entgegentönen. Und über die scheinbare Dissonanz hinweg hören wir einen volltönenden Akkord hinschwingen über das ganze deutsche Land.

Max Klinger und sein Werk

Von Johannes Hartmann

Max Klinger ist 1857 in Leipzig geboren. Sein Großvater war als Seifensiedermeister aus dem Vogtlande, wo die Dorfahnen Gastwirte und Müller waren, nach Leipzig gekommen. Klingers Vater war gleichfalls Seifensiedermeister, er hatte es durch Fleiß und kaufmännische Begabung zum Seifenfabrikanten gebracht und gelangte zu Wohlstand und Ehren. Er war außerdem künstlerisch begabt. Für seinen Sohn Max hatte er volles Verständnis, gern gab er ihm die Mittel, die der Sohn für seine Kunst brauchte. Überhaupt war das Verhältnis Klingers zu seinen Eltern rührend bis zu ihrem Tode. Beide haben noch den Ruhm ihres Sohnes erlebt. Er starb 1920 in Großjena bei Naumburg.

Max Klinger, ein Vollblutgermane mit rötlichem Haar und Bart, 1,83 Meter groß, fiel sogar in seiner Heimat durch seine besondere Erscheinung auf, wie viel mehr er in Paris, wo er jahrelang studierte, auffiel, läßt sich denken. Er schreibt darüber 1886 aus Paris an seinen Vater: „Ich habe Paris riesig satt, die Stadt ist ja prachtvoll, das Atelier schön, die Wirtsleute nett, aber sich auf Schritt und Tritt als Deutscher so schief angesehen fühlen, das wird ganz unausstehlich auf die Dauer.“

Klinger erscheint uns wie ein ungeheuer großer Berg. Um ihn richtig überblicken zu können, müssen wir die kleineren Berge besteigen, um den richtigen Begriff seiner Größe zu erhalten. Jetzt, bald zwanzig Jahre nach seinem Tode, ist das erst möglich. Das seinerzeit übliche internationale Werturteil ist überwunden. Wir sehen heute in Klinger den deutschen Mann, der endlich im Dritten Reich als der beste Schilderer der deutschen Volksseele auf dem Gebiete der bildenden Kunst anerkannt wird. Die Beseelung seiner Werke ist es, die uns im Innersten ergreift und nicht wieder losläßt. Die tiefe Innerlichkeit aller seiner Werke strömt aus einem übervollen Herzen.

Klinger würde am 18. Februar 1937 seine achtzigsten Geburtstag gefeiert haben. Die Direktion des Leipziger Museums, zusammen mit dem Leipziger Kunstverein hat aus diesem Anlaß eine Ausstellung Klingerscher Werke geschaffen, von einem Umfange, der bisher nie erreicht wurde. An alle erreichbaren Besitzer Klingerscher Schätze ging die Aufforderung zur Beteiligung und nur so konnte die stattliche Ausstellung von 419 Nummern zusammenkommen.

Die Ausstellung gibt ein deutliches Bild des Gesamtwerkes. Man sieht, wie Klinger schon in frühester Jugend reifste Werke schafft. Als zwanzigjähriger Akademiker entwirft er den Zyklus zum Thema „Christus“, bald darauf das erstaunlich reife Ölgemälde „Der Spaziergang an der Mauer“. Und von da an kann man ihn mit einem Bache vergleichen, der bald immer mehr anschwillt und zum reißenden Strom wird. Von seinem zwanzigsten Jahre bis zu seinem vierzigsten Jahre entsteht sein gesammeltes graphisches Werk, mit Ausnahme des „Seltes“. Dieser Zyklus ist ein Spätwerk, das zwischen 1914 bis 1916 entstanden ist.

Es entstehen viele große und kleine Gemälde: sein „Parisurteil“, seine „Dieta“, „Kreuzigung“, „Blaue Stunde“, „Homer am Strande“, „Die Quelle“ und der „Einzug Christi in den Olymp“. Es entstehen die herrlichen Zeichnungen und Studien zu diesen Gemälden. An plastischen Werken schafft er die Skulpturen zum Rahmen des Bildes „Urteil des Paris“, den ersten „Beethovenentwurf“ zwanzig Jahre vor der Ausführung des großen Beethovendenkmals. Die erste Skizze zu seinem großen Bilde in der Universitätsaula in Leipzig „Homer begeistert die griechischen Jünglinge“ komponierte er mit 21 Jahren. In dieser unheimlich fruchtbaren Periode entstehen auch die ersten Marmorwerke „Salome“ und „Kassandra“.

Mit 40 Jahren steht Klinger auf der Höhe seines Schaffens. Von nun an bleibt er dauernd in seiner Heimat. Er sagt von sich: „Ein deutscher Künstler gehört nicht nach Rom oder Paris, sondern in sein Vaterland zum dauernden Aufenthalte.“ Er baut sich ein großes Atelier in Leipzig, und es beginnt die Periode der plastischen Arbeiten. Das Beethovenmonument wird vollendet. Die Gruppe „Genie und Leidenschaft“ entstehen im Modell. Der kniende Athlet als Studie zu der nicht ausgeführten eben erwähnten Gruppe wird geschaffen, übrigens derselbe, der zwanzig Jahre später sein Grab schmücken sollte. Die Marmorfigur der Badenden wird vollendet. Die Marmorfigur „Diana“, jetzt in Kopenhagen, entsteht, ebenso die erste Nießschebüste und die Entwürfe zum Richard-Wagner-Denkmal. Er beschäftigt sich jetzt mit der Ausschmückung des Treppenhauses im Leipziger Städtischen Museum, baut sich deshalb ein zweites großes hierzu passendes Atelier. Schließlich blieb es bei den grandiosen Entwürfen, weil man in Leipzig nicht wagte, größere Summen für so große Aufgaben auszugeben. Klinger hatte nun zwei große Ateliers in Leipzig und schließlich kamen auch die Aufträge. Der sächsische Staat beauftragte ihn, für das Universitätsjubiläum 1909 das große schon erwähnte Wandbild „Homer begeistert die griechischen Jünglinge“ zu schaffen. Später schuf er kurz vorm Kriege in demselben Raume für das Chemnitzer Rathaus das Kolossalgemälde: „Die neun Mäusen die Arbeit verschönend“ und das Brahmsdenkmal. Freilich konnten die großen Gemälde „Urteil des Paris“, „Christus in Olymp“, „Aulabild“ in Leipzig und „Das Chemnitzer Rathausbild“ aus technischen Gründen nicht mit ausgestellt werden. Aber die in der Ausstellung gezeigten 52 Ölgemälde und die 28 Aquarelle beweisen die hohe Kunst Klingers als Maler. Er war Freilichtmaler im höchsten deutschen Sinne, kein Impressionist der französischen

Schule. Eben diese Freilichtmalerei ermöglichte es, daß Klinger seinen tiefen Gedanken malerischen Ausdruck verleihen konnte.

Die Zeit seiner Erfolge ist etwa 1900 auf dem Höhepunkte. Man beginnt ihn zu verstehen. Er schafft eine ganze Reihe Bildnisbüsten seiner berühmten Zeitgenossen. Richard Strauß, Wilhelm Wundt, Karl Camprecht, Fritz Steinbach werden vor der Natur bearbeitet. Nießche- und Wagner-Büsten entstehen in den verschiedensten Fassungen.

Es ist richtig, daß Klinger oft klassische Ideen aufgriff, aber dann durchtränkte er sie mit seinem germanischen Wesen. Sein deutscher Humor und seine tiefe Empfindung weichen von der Antike weit ab. Als wahrer Schönheitsapostel galt ihm der nackte menschliche Körper als das Ideal der Schöpfung. Deshalb das Zurückgreifen auf antike Themen. Hierbei sind zu nennen sein graphisches Werk „Rettungen ovidischer Opfer“. Von den Gemälden „Urteil des Paris“, das große Wandgemälde der Leipziger Universität. Vor den blinden Augen des Sängers Homer steigt hinter den begeisterten Jünglingen das Bild der Göttin der Schönheit aus dem Meere empor. Unter den vielen auf klassische Ideen zurückkommenden Klinger'schen Themen ist vor allem die Verwendung der Prometheus'sage in der Brahmsphantasie zu nennen.

Klinger war tiefreligiös veranlagt, ohne daß er ein Kirchgänger gewesen wäre. Sicher ist, daß er den Inhalt der Bibel sich sehr zueigen gemacht hat und dadurch auf grandiose Neuschöpfungen gekommen ist. Schon die Jugendzeichnungen zum Thema „Christus“ mit ihrer unerhört neuen Auffassung beweisen seine Gesinnung. Dann ist die „Kreuzigung“ zu nennen und als größtes Werk dieser Art, das Kolossalbild „Christus im Olymp“. Hier kommt es ihm darauf an, die neue Weltanschauung gegenüber der verfallenden antiken Weltanschauung sieghaft zu verkörpern. Psyche ist die einzige aus der antiken Götterwelt, die Christus gefühlsmäßig versteht und sich ihm zu Füßen wirft, um dem Heiland die Hand zu küssen. Richard Dehmel hat diesen Vorgang in einem großen schönen Gedicht „Jesus und Psyche“, eine Phantasie bei Klinger, verherrlicht, 1894.

Deutsch ist es, wenn Klinger den vom Schönheitsgefühl durch den Anblick der Natur zum Gebet gezwungenen Menschen auf dem Blatte „An die Schönheit“ darstellt. Der von Herkules erlöste weinende Prometheus aus der Brahmsphantasie, der Adam, der sein Weib aus dem Paradiese trägt, um dann die Schrecknisse des Lebens mit ihr durchzukosten, die rührende Schilderung des Simplizissimus, alles das ist echt deutsche Kunst.

Klinger hatte sich auf allen Gebieten ein großes Wissen erworben. Ganz groß war seine Begeisterung für die Musik.

Bach, Beethoven, Schumann, Brahms und Wagner waren die großen Deutschen, die er nicht nur verehrte, sondern auch selber auf dem Klavier spielte. Mit Brahms war er bis zu dessen Tode eng befreundet. Brahms bezeichnete Klinger als denjenigen, der seine Kunst am besten verstand. Das reizende Jugendwerk „Amor und Psyche“ und die „Brahmsphantasie“ widmete er dem berühmten Freunde. Auch dem Andenken Robert Schumanns widmete

er den Zyklus „Rettungen ovidischer Opfer“. Man muß die musikalischen Abende in Klingers Atelier miterlebt haben, um das tiefe Verständnis Klingers für die deutsche Musik zu begreifen. Das berühmte Leipziger Gewandhaus-Quartett mit Felix Berber und Julius Klengel war stets dabei, und Max Reger, der Freund Klingers, saß am Flügel und bot seine neuen Kompositionen oder spielte Wagner. Alle berühmten Komponisten und Virtuosen, die Leipzig berührten, waren seine Gäste und erfreuten ihn durch ihre Kunst, so z. B. Eugen d'Albert und Siloti.

Zu Nietzsche hatte er durch Frau Förster-Nietzsche enge Beziehungen. Seiner Begeisterung für Nietzsche verlieh er durch die Schaffung von fünf verschiedenen Porträtbüsten Ausdruck. Zwei davon sind in Bronze ausgeführt, drei in Marmor, die schönste der drei Marmorbüsten steht im Nietzsche-Archiv in Weimar.

Wagner hat er durch seine Büsten und den schönen Entwurf zum Leipziger Richard-Wagner-Denkmal verherrlicht, durch den Krieg und später durch den Tod Klingers wurde die Fertigstellung verhindert. Es ist eine eigentümliche Tragik in Klingers Kunstschaffen, daß zwei seiner genialsten Entwürfe von größtem Ausmaße nicht zur Vollendung gekommen sind. Es sind die Ausschmückung des großen Treppenhauses im städtischen Museum in Leipzig und die Ausführung des großen Richard-Wagner-Denkmal's ebenda. Bei den Arbeiten waren sämtliche Vorarbeiten und Studien fertig. Beide scheiterten am Geldmangel.

Über seine sittliche Anschauung kann man sagen: „Nichts Menschliches ist ihm fremd gewesen.“ Er wußte ebenso das Gefährliche im Menschen (Salome) wie das sittlich Erhabene (Kassandra) darzustellen. Seine fast unfaßbare Arbeitsleidenschaft läßt ihn uns als sittlich hochstehenden Künstler verehren. Er war ein großer Schweiger und ein gütiger Mensch, der gern den Kollegen half, wo er konnte.

Seine Gedanken, aus dem tiefsten Urgrunde geholt, waren weder historisch noch impressionistisch. Sie waren rein menschlich und deshalb so ergreifend und so urdeutsch.

Die Gruppe „Genie und Leidenschaft“ ist nie vollendet worden, nur die überlebensgroße Figur des ringenden Mannes hat er in Bronze vollendet und als Schmuck für sein Grab bestimmt. Er hat sich seine letzte Ruhestätte in seinem Weinberge in Großjena bei Naumburg in herrlichster Lage ausgesucht. Hier sieht man den athletischen Jüngling in kniender Stellung am Boden kauern. Den feinen Kopf sieghaft nach oben gedreht, während die Hände eine geheimnisvolle Macht abzuwehren scheinen. Man kann dabei denken, das Genie wird von der Übermacht der Gesichte zu Boden gedrückt. Aber dem Jünglingskopfe sieht man an, daß er in eine neue Welt schaut, in eine Welt voller Zukunft und Größe.

Auch das alte Germanien hat Klinger verherrlicht in den beiden großen Marmorreliefs an seinem Richard-Wagner-Denkmal. Auf der rechten Seite des Sockels sitzt Siegfried, ihm zu Füßen liegt der tote Drache. Der Kopf

Mimes kommt aus der Fläche mit stark gestikulierenden Händen heraus. Siegfried hält das große Schwert Nothung lose in der Hand, um den alten Schwäger im nächsten Augenblick zu töten. Auf der anderen Seite sieht man „Parsifal und Kundry“ als schöne Gruppe dargestellt. Parsifal kniet sinnend nieder, während Kundry in flehender Gebärde sich ihm von rückwärts nähert.

Ich habe versucht, einen kurzen Überblick über das Werk Max Klingers zu geben. Sein Genius führte ihn zu der geistigen Höhe, die nur von wenigen Sterblichen erreicht wird. Dabei war er ein echter deutscher Mann und Patriot, sein Werk wird nicht untergehen, und sein Geist wird im Dritten Reiche erst recht künftigen Geschlechtern leuchten.

Der Heimatdichter Wilhelm von Polenz

Don Oskar Schwär

Vor dem Schloß Obercunewalde steht, noch auf dem Boden des Parks, hart an der Landstraße das Denkmal: zwei übereinandergeschichtete Blöcke aus heimatlichem Granit mit dem bronzenen Bildnis und der Inschrift „Wilhelm von Polenz“. Bäume und Sträucher scheiden diesen Ort stiller Einkehr vom Getriebe der Landstraße, die aus dem Cunewalder Tal nach der Stadt Löbau führt.

So stand auch der Dichter auf dem Grunde der Heimat und doch immer am offenen Wege in eine weitere Welt. Er bekannte sich mit Stolz als Kind seines Volkes und seiner Rasse, in letzter Linie als Sohn seiner Familie, als Sproß eines alten Meißnischen Adelsgeschlechts. In dem Schlosse, darin er am 14. Januar 1861 geboren war, in den Fluren zwischen den dunklen Hängen des Schleißberges und des Huhwaldes verlebte er die Kindheit, und hier erfüllte er später in ernster Hingabe seinen doppelten Beruf als Gutsherr und Dichter bis zum frühen Tode am 13. November 1903.

In seiner Jugend erfuhr er an sich die Lockungen der Großstadtwelt. Da hieß seine Lösung Berlin, wo das Leben „modern“ und ereignisreich war. Aber er erkannte bald: dieses Leben war wurzellocker. Er sehnte sich wieder nach dem Gesunden und Starken und fand sich heim. Auf dem väterlichen Gute wollte er das Werk der Dorfahnen fortsetzen in einem hohen Sinne, damit es Segen wirke in die Zukunft und für das ganze Volk. Denn dieser Edelmann trug in sich von Eltern und Großeltern her ein tiefes Gefühl der Verantwortung, einen wahrhaft sozialen Geist, so daß die Alten im Orte und in der Umgebung noch heute mit Liebe und Achtung seiner gedenken. Er fühlte sich als Glied der Dorfgemeinschaft, führte mancherlei Ämter, in die ihn das Vertrauen der Dorfgenosser rief. So stand er mitten im Leben des heimatlichen Landvolks, und sein dichterisches Werk mußte gesund und bodenständig sein.

Aus der Erfahrung heraus gestaltete er den erschütternden Roman „Der Büttnerbauer“. So überzeugend, wie es vorher nie geschehen, schilderte er die Untergrabung unseres nationalen Daseins durch undeutsches Recht, beutegierige Geldmacht und falsche Freizügigkeit. Traugott Büttner schenkt dem

Hofe, der seiner Familie seit vielen Geschlechtern gehört, die ganze Liebe und unverwüßliche Arbeitskraft. Aber, um aus der durch Erbteilung entstandenen Verschuldung herauszukommen, begibt er sich in die Hände von jüdischen „Menschenfreunden“ wie Samuel Harrassowitz und Isidor Schönberger. Die Helfer der Ausbeuter, unter ihnen ein Verwandter, dazu die Gesetze römischen Geistes vollenden rasch den Untergang. Der Alte verliert den Hof und auch die Kinder, denen die Heimat ja nur noch Elend zu bieten vermag, sie suchen das Glück draußen in der Welt. So wird dem Büttnerbauern alles zerstört, was Menschen ans Leben fesselt. Verzweiflung treibt den schollentreuen Mann in den Tod. Ein Bauerngeschlecht endet, ein Zweig am Baume unseres Volkslebens stirbt ab, weil teuflische Mächte es wollten!

Ein Mahnruf, der weithin vernommen wurde. Aber erst unsere Zeit, das neue Reich, raffte sich zur Tat auf und schuf die Gesetze, die das deutsche Bauerntum vor dem völligen Untergange bewahren. Polenz war ihr geistiger Vorbereiter gewesen!

Er hatte sich als Staatsbürger und als Mensch verpflichtet gefühlt, sich auch mit den anderen brennenden Fragen seiner Zeit auseinanderzusetzen. In seiner Familie war das praktische Christentum der Nächstenliebe vorbildlich geübt worden, und er hatte später im Verkehr mit dem großen Idealisten Moritz von Egidy sein Gewissen noch geschärft. So war es für ihn selbstverständlich, daß er dort, wo sozial gesündigt wurde, rücksichtslos die Schäden und ihre Ursachen aufdeckte. „Werdet besser, gleich wird's besser sein!“ rief er den Gutsherren im „Grabenhäger“ zu. Das kam manchem Standesgenossen keßerisch vor, aber alle, die Ohren hatten, zu hören, vernahmen aus den Worten des Dichters die echte Sorge um Stand und Land und die wahre soziale und nationale Gesinnung.

So konnten auch nur die Vertreter starrer Orthodoxie den „Pfarrer von Breitendorf“ zersetzenden Geistes zeihen. Polenz stellt in diesem Romane der Halbgläubigkeit und konventionellen Kirchlichkeit eine lebendige und volkverwurzelte Religiosität gegenüber. Die Befreiung der Herzensfrömmigkeit, die der Pfarrer von Breitendorf dem Volke bringen will, soll noch errungen werden.

In allen großen Polenzschen Werken — es sollen noch genannt sein die Romane „Thekla Ludekind“, „Wurzellocker“, „Glückliche Menschen“, die Novelle „Wald“ und die Dorfgeschichten — offenbart sich echtes, ursprüngliches deutsches Wesen vorwiegend obersächsischer Prägung. Alle haben sie einen ethischen Kern. Polenz wollte ja als Dichter auch Erzieher sein. In welchem Sinne, das mag ein Wort aus „Glückliche Menschen“ aussprechen:

„Wenn man dieses Wachsen und Werden aus dem Nichts, dieses tägliche Sichverjüngen und -verschönen so aus nächster Nähe mit ansah, dann drängte sich dem nachdenkenden Sinne ganz von selbst das Bewußtsein auf, daß wir Menschen tief zusammenhängen mit den Geschwistern der Flur und daß wir nichts Besseres tun können als die Gesetze, denen sie unterworfen sind, auch in uns walten zu lassen. Stille sein in Frömmigkeit, lehren sie uns, aber auch jenen unbezwinglichen Optimismus, der Glauben gibt, Glauben an das Leben,

den Mut, es auf uns zu nehmen, das Bewußtsein unserer Kräfte und den Willen, sie zur Entfaltung zu bringen.“

Das ist eine reine und männliche Religiosität. Sie kann auch eine Kraftquelle sein für unser Volk, das sich nach langen schweren Krisen wieder zu sich selbst findet. Mag das Schaffen unseres sächsischen Dichters, in dem wir wesentliche Züge seiner engeren Landsleute Lessing und Fichte deutlich erkennen, seine Aufgabe an uns voll erfüllen!

Generaloberst Max Freiherr von Hausen

Von Alexander Pache

Selten ist Leben und Wirken eines großen Generals nach glanzvollem Aufstieg und höchster Leistung in Frieden und Krieg am Ende von tieferer Tragik so unverdient überschattet worden als das des Generalobersten Freiherrn von Hausen. Heute, wo Sachsens volkstümlichster General, der einzige Heerführer großen Stils, den die sächsische Armee im Weltkrieg stellen durfte, zur großen Armee abberufen ist, verklärt diese unverschuldete Tragik das verehrungswürdige Bild dieses Helden mit einer menschlichen Größe, die tief ergreift.

Max Freiherr von Hausen entstammte einem ursprünglich in Lothringen beheimateten Adelsgeschlecht, das während der französischen Revolution nach Sachsen kam und hier den lutherischen Glauben annahm. Es hat dem sächsischen Heer in einem Jahrhundert 18 Offiziere, darunter 6 Generale geschenkt. Die Freiherren von Hausen gehörten nie zu den begüterten Familien; sie waren Soldaten, tapfer und treu, reich an Ehren, aber arm an Gut.

Am 17. Dezember 1846 wurde Max Clemens Lothar von Hausen in Dresden-Neustadt geboren als zweiter Sohn des damaligen Oberleutnants von Hausen. Eine Gedenktafel ziert seit 1931 sein Geburtshaus Hauptstraße 24. Der „älteste sächsische Soldat“ hat den ganzen herrlichen Aufstieg Deutschlands bis zum Niederbruch miterlebt. Auf der sächsischen Kadettenschule vorgebildet, trat er 1863 als Portepeejunker in das aktive Heer, dem er mehr als 56 Jahre angehörte. Als Sekondeleutnant der Jäger focht er 1866 bei Königgrätz, als Premierleutnant und Adjutant 1870/71 bei Sedan und vor Paris. Mit der volkstümlichen „Schwarzen Brigade“ war seine Laufbahn von Anfang bis Ende aufs engste verbunden. Es ist ein langer, ehrenvoller, arbeitsreicher Weg: vom 17jährigen Portepeefähnrich im damaligen 3. Jäger-Bataillon (1863) über den Kompanieführer bei den Schützen (1872), den Oberstleutnant der 12er Freiburger Jäger (1887) bis zum Chef der aus der Schwarzen Brigade hervorgegangenen Freiburger 182er (1913). Daß ein nichtfürstlicher Offizier Chef eines sächsischen Regimentes wurde, war seit einem Jahrhundert nicht vorgekommen. In Freiberg, dessen Ehrenbürger Hausen war, ziert auch eine besondere Hausen-Erinnerungstafel das Kriegsehrenmal.

Die Hauptstationen in Hausens Soldatenleben heißen: Oberst und Kommandeur des 2. Grenadierregiments Nr. 101 (1890), Generalmajor (1893) und

Oberquartiermeister im Großen Generalstabe (1895—97), Generalleutnant und Divisionskommandeur der 32. kgl. sächs. Division (1897), Kommandeur des XII. (sächs.) Armeekorps (1900), sächsischer Kriegsminister (1902—1912) und Generaloberst (1910), eine Auszeichnung, die bisher in der sächsischen Armee noch keinem zuteil geworden war.

Hausen war, wie jeder rechte Soldat, ein frommer Mann. Seine tiefe Religiosität leuchtet besonders aus seinen wundervollen Briefen an seine Gattin immer wieder ergreifend hervor. Eisernes Pflichtgefühl, ehrliche Geradheit, unbestechliche Gerechtigkeitsliebe und persönlich schlichteste Anspruchslosigkeit waren die hervorstechendsten Charakterzüge seines lautereren Wesen. Spartanisch karge und harte Lebensführung war ihm eine Selbstverständlichkeit. Seine große Einfachheit und Bedürfnislosigkeit war sprichwörtlich in der Armee. Er scheute sich fast, irgendwen für sich persönlich zu bemühen. Ein abgesagter Feind des Rauchens und des Kartenspiels wie des Alkohols, fand der im Übermaß Angespannte im edlen Weidwerk seine einzige Erholung. Er konnte erfrischend grob sein, und doch paarte sich angeborene Herzensgüte mit seiner Strenge und äußerte sich in unermüdlicher Sorge für seine Truppe und in herzgewinnender Freundlichkeit und Kameradschaftlichkeit außerhalb des Dienstes. Aus der Freiburger Jägerzeit stammte sein aus einer bezeichnenden Mischung von Respekt und Verehrung geborener Spitzname „das Unheimel“, unter dem ihn die ganze Armee kannte. Sein dienstliches Erscheinen „zu den unwahrscheinlichsten Zeiten“ mag den Anlaß zu diesem Namen gegeben haben. Rücksichtslos gegen sich selbst verlangte er auch von Offizier und Truppe Ungewöhnliches.

Als ihn König Georg 1902 zum Kriegsminister berief, nahm er, der ohne jeden persönlichen Ehrgeiz war und den die zahlreichen Ordensauszeichnungen stets mehr beschämten als erfreuten, den schwierigen Posten, der seinen soldatischen Neigungen durchaus nicht entsprach, nur nach schwerem innerem Kampfe aus Pflichtgefühl an. Er hat auf ihm Bedeutendes geleistet, obwohl es seiner ganzen Art fern lag, sich um Politik zu kümmern oder gar einen politischen Einfluß zu erstreben. Als Kriegsminister hat Hausen gegen starke parlamentarische und verwaltungstechnische Widerstände den Ausbau des sächsischen Heeres mit der Teilung in zwei Armeekorps durchgeführt. Vier Infanterieregimenter erhielten die fehlenden dritten Bataillone (I.-R. 177, 178, 179 und 181). Ein neues Infanterieregiment 182 wurde aufgestellt. Die Infanterieregimenter und Jägerbataillone wurden durch Maschinengewehrkompanien, die Jägerbataillone durch Radfahrerkompanien ergänzt, die Verkehrstruppen durch ein sächsisches Eisenbahnbataillon, ein sächsisches Telegraphenbataillon und eine sächsische Luftschifferkompanie erweitert, die alle ihren Standort in Sachsen erhielten. Auch die Errichtung neuer Remontedepots, die Herstellung des Truppenübungsplatzes Königsbrück, die Anlage eines Flugplatzes in Dresden und die bessere Verteilung der Truppen auf die Garnisonen der höheren Stäbe gehören zu Hausens Verdienst, der von 1912 bis 1914 auch den Vorsitz im Gesamtministerium führte.

Er war und blieb Soldat, nicht Beamter. Man nannte ihn einen „Preußen“, und doch fühlte er sich ganz als Sachse. Den in drei Kaisermanövern vortrefflich Bewährten schätzte Wilhelm II. besonders hoch, und als der hochverdiente Mann, zum Generaladjutanten seines Königs ernannt, als 67jähriger den Abschied nahm, hielt er sich auf Wunsch des Kaisers für den Mobilmachungsfall als Armeeführer bereit. Nur kurzer Ruhestand war dem Rastlosen beschieden. Bei Kriegsausbruch 1914 wurde ihm das Kommando der 3. (sächs.) Armee übertragen. Diese ehrenvolle Ernennung begrüßten seine Soldaten mit besonderer Freude; spielt doch das Gefühl der landsmannschaftlichen Zusammengehörigkeit von Führer und Untergebenen in der seelischen Verfassung des Frontkriegers eine höchst wichtige Rolle, die von oben herab leider nicht immer richtig eingeschätzt worden ist.

Der deutsche Siegeslauf zur Marne hub an. Die Aufgabe, die hierbei der Armee Hausen zufiel, war, nach seinen eigenen Worten, „insofern nicht begehrenswert, als sie von ihren Nachbargruppen abhing und voraussichtlich nicht an der entscheidenden Stelle wirksam werden konnte“. Diese Abhängigkeit von den Nachbargruppen — rechts die 2. Armee v. Bülow, links die 4. Armee Herzog Albrecht — zeigte sich vor allem in wiederholten Hilfesuchen Bülows und Albrechts, denen Hausen in den kritischen Tagen mehrfach bedeutende Truppenmassen abgab. Man hat ihn ob dieser selbstlosen Hilfsbereitschaft rühmend „den neuen Blücher“ genannt. Die große Marne-Schlacht, die die Schicksalswende des ganzen Krieges bringen sollte und recht eigentlich den Verlust des Weltkrieges für Deutschland verursachte, begann am 5. September bei der weit vorgeprellten I. deutschen Armee Kluck. Nacheinander wurden alle folgenden Armeen in ihre Strudel hineingerissen.

Die sächsischen Truppen hatten bis dahin unter Hausens Führung in immerwährenden Kämpfen Hervorragendes geleistet. 20 Tage hintereinander war ohne Ruhetag marschiert worden, die letzten 13 Tage im Kampf. Am 5. September wurde ein dringend nötiger Ruhetag eingelegt. Allein von allen Armeeführern hatte ihn der charaktervolle Generaloberst durchgesetzt gegen die rücksichtslose „Benzinstrategie der Benzinengel“, wie der Frontwitz die im Auto tausenden Generalstäbler mit ihrem mangelnden Verständnis für menschliche Leistungsfähigkeit taufte. Am 6. September trat die 3. Armee den weiteren Vormarsch an, beiden Nachbarn bereitwillig die erbetene Hilfe leistend. Am 7. September richteten sich überlegene französische Angriffe gegen die ganze Front Hausens, der seine Stellungen unerschütterte behauptete. Der 8. September brachte den Sachsenkriegern bedeutende Vorteile bei Lenharrée, wo die 32. Inf.-Division die französische Front durchstieß und die 23. Reserve-Division Sommesous mit blanker Waffe nahm. Die Lage Hausens war am Abend des 8. September so günstig, daß er für den 9. September eine Fortsetzung des Angriffs anordnete. Er ist auch Sieger am weltkriegsgeschichtlichen 9. September und noch Sieger am 10. September 1914! Am 9. September war bei Sommesous von Hausens westlicher und mittlerer Gruppe der Durchbruch der französischen Front nahezu zur inneren Umfassung gesteigert; wäre sie weiter

durchgeführt worden, so wäre die Marneschlacht für die Franzosen verloren gewesen — und damit der ganze Feldzug! Da kam jener unglückselige und unbegreifliche Rückzugsbefehl der Obersten Heeresleitung, den, neben Bülow, vor allem Moltke und sein Abgesandter, der Oberstleutnant Hentsch, vor dem Richterstuhl der Geschichte als die Schuldigen zu verantworten haben.

Nirgendwo hatte die Riesenschlacht bei ihrem verhängnisvollen Abbruch so verheißungsvoll gestanden wie vor der sächsischen Front. Hausens ungestümer Angriffsgeist hatte hier eine Lücke von 20 Kilometern Breite ins französische Zentrum gerissen. Das Siegestor sprang vor ihm schon klirrend auf zum Zentrumsdurchbruch — da ereilte ihn, zugleich mit dem Befehl zum Rückzug, das tragische Geschick des eigenen Zusammenbruchs! Man bedenke, daß der Generaloberst in diesen schicksalschwangeren Tagen ein schwerkranker Mann war, der sich nur mit äußerster Energie den letzten Lebenswillen abzwang, um seine harte Pflicht zu tun. Schon am 2. September hatte er in einem typhusverseuchten Quartier den Keim einer schrecklichen Erkrankung in sich aufgenommen, die gerade in der kritischen Zeit der Marneschlacht zum Ausbruch kam. Der heroische Kampf seines siechen Körpers mit seinem eisernen Pflichtgefühl bot in diesen Tagen ein Beispiel wahrhaft antiken Heldentums. Gerade diese Unheilstunden werden das leuchtendste Zeugnis für seine Seelengröße.

Durch ein gnädiges kaiserliches Handschreiben wurde der Schwerkranke am 12. September „vorübergehend“ seiner Stellung enthoben. Was Hausen damals gelitten haben muß, spiegelt sich erschütternd in einer knappen Äußerung aus seinen „Erlebnissen“ wider: „Sicher ist, daß diese Allerhöchste Kabinettsordre mir das Leben rettete. Dennoch verschweige ich nicht, daß ich den Tod dem Verlassen meiner Armee vorgezogen hätte.“ Die kriegsgeschichtliche Forschung hat längst festgestellt, daß an dem Marne-Unglück keiner weniger schuldig war als Hausen, der im Gegenteil bei Durchführung der verheißungsvoll stehenden Schlacht ihr eigentlicher Sieger geworden wäre. Aber der volle Lorbeer, den seine Hand schon gefaßt hat, entgleitet ihm nach einer dunklen Schicksalsfügung. — — — Die Tatsache freilich, daß er nach seiner Gesundung trotz wiederholten Ersuchens und kaiserlicher Huldbeweise nie wieder aktive Verwendung während des Krieges fand, nährte das unverdiente, böswillige Gerede um ihn, worunter er unsagbar litt. So verdüsterte eine bittere Tragik die letzten Lebensjahre des hochverdienten, treuen Mannes, dem es nicht vergönnt war, das neue, wehrhafte Deutschland noch zu erleben. Heute, wo sich das Ehrengrab über ihm geschlossen — er starb am 18. März 1922 und wurde am 22. März, dem Geburtstage des alten Kaisers, auf dem Inneren Neustädter Friedhof in Dresden in der Uniform seines Regimentes bestattet —, steht sein Heldenbild in fleckenloser Reinheit und überwältigender, schlichter Größe vor der dankbaren Nachwelt.

Die sächsischen Pour le mérite-Flieger

Don Rudolf Kempe

Die Bedeutung des Flugzeuges im Kriege war zuerst in Frankreich erkannt worden. Erst die Nationalspende des Jahres 1912 brachte auch das fliegerische Deutschland auf den Plan. Trotzdem trat Deutschland zur Luft fast ungerüstet in den Weltkrieg ein. Aber schon im zweiten Kriegsjahr waren die deutschen Flugzeuge den Gegnern in mancher Beziehung technisch überlegen, immer häufiger errangen die Kriegsfieger, einzeln und in Geschwadern, stolze Erfolge. Und immer vertrauter wurde den Frontsoldaten das Geräusch donnernder Motoren und der Anblick der Flugzeuge, die in kühnem Sturzflug auf die feindlichen Gräben niederstießen und sie mit dem Feuerhagel ihrer Maschinengewehre überschütteten. Glück und Unglück wechselten — 3340 Offiziere und 7840 Unteroffiziere und Mannschaften hat die deutsche Luftstreitmacht im Kriege verloren.

Unter den Helden der Luft, die tatenfroher Fliegergeist unsterblich machte, sind sächsische Kampfflieger an erster Stelle zu nennen. Max Immelmann war der erste, der Deutschland die hartumstrittene Überlegenheit im Luftkampf sicherte. Max Immelmann wurde am 21. September 1890 in Dresden geboren. Seine Briefe erzählen davon, wie sehr er seine Heimat geliebt hat und wie stolz er auf sie gewesen ist. Als er als Kind einmal vorübergehend nach Braunschweig übersiedeln mußte, entpreßte dieser Abschied von der Elbestadt dem Knaben Tränen! Nach dem Fähnrichsdienst studierte er an der Technischen Hochschule Dresden, dann ging er nach Döberitz, wo Leutnant Boelcke, der gleichfalls aus dem obersächsischen Raum stammt, sein Kamerad und Freund wurde. Bei allem Einsatz stets besonnen, wurde der unbekannte Flugschüler Immelmann in kürzester Zeit der Bahnbrecher der deutschen Motorfliegerei und damit der deutschen Luftgeltung, der gefeierte Held der Luft, der erste Obersache und der erste Flieger überhaupt, der den Pour le mérite erhielt. Wie bezeichnend aber für seine tiefe Verbundenheit mit der Heimat, daß er auf das sächsische Kommandeurkreuz fast noch stolzer war! Ein tollkühner Vorstoß gegen einen feindlichen Kampfeindecker an der Westfront machte ihn zum ersten siegenden Jagdflieger der deutschen Armee. Noch fünfzehn Siege erstritt er für sein Vaterland, geliebt und bewundert auf unserer Seite, gefürchtet vom Gegner. Volkstümlich wie kaum ein anderer, starb Immelmann, der „Adler von Lilla“, am 18. Juni 1916 unbesiegt einen schnellen, schönen Fliegertod, als er gerade eine selbständige Kampfeinsitzerstaffel aufstellen sollte. Auch im letzten Kampf besiegte er seinen Gegner, aber ein Selbstschuß traf den Propeller des eigenen Flugzeuges. Auf dem Friedhof in Dresden-Tolkewitz hat er die letzte Ruhe gefunden.

Ein zweites Fliegerschicksal ist seltsam mit dem Immelmanns verknüpft. Da dessen Grabstätte noch immer ohne würdiges Denkmal war, veranstaltete der Verein Dresden des Deutschen Luftfahrtverbandes am 18. Juli 1926 ein

Schaufliegen auf dem alten Kaditzer Flugplatz. Den Abschluß des Programms bildeten Kunstflüge des ehemaligen Kampffliegers Kurt Wüsthoff, der nach einem Looping aus dem Apparat stürzte und fünf Tage später, erst 28jährig, seinen schweren Verletzungen erlag. Obwohl Wüsthoff in Aachen geboren war, war er mit Sachsen besonders eng verwachsen. In Dresden hatte er studiert, in Großenhain und Leipzig war er fliegerisch ausgebildet worden. Blutjung wurde er Führer von Bombenflugzeugen in Frankreich und auf dem Balkan, dann jüngster Flieger des Jagdgeschwaders Richthofen, das fast tausend Luftsiege auf seiner Ehrentafel buchen kann. Mit 33 Luftsiegen hatte Wüsthoff den *Pour le mérite* sich verdient, schon als Neunzehnjähriger durfte er sich mit ihm schmücken. Das Kriegsende mußte er in qualvoller französischer Gefangenschaft erleben, da bei einem Luftkampf sein Benzintank geplatzt war und er mit der brennenden Maschine im Feindesland notlanden mußte. Auf dem Tolkewitzer Friedhof in Dresden, auf dem Immelmann ruht, wurde auch er beigesetzt.

Im Mariannenpark in Leipzig-Schönefeld erinnert ein Gedenkstein an Leipzigs großen Sohn Franz Buchner, der unfern dieser Erinnerungsstätte als Opfer roter Volksverhetzung bei den Spartakistenunruhen am 18. März 1920 abgeschossen wurde. Ungefähr zur gleichen Zeit, als sein Kampfgefährte Hauptmann Berthold in Harburg als Führer der Eisernen Schar während des Kapp-Putsches bestialisch ermordet wurde, fiel der Fliegerleutnant Franz Buchner im Bruderkrieg über seiner Vaterstadt. Er war damals dem Fliegerhorst Großenhain zugeteilt. An einem stürmischen Märztag, an dem die Wolken tief über Leipzig hingen, erhielt er den Auftrag, den Angriff der Reichswehr auf das Volkshaus durch Maschinengewehrfeuer auf die Barrikaden zu unterstützen. Während das Beobachtungsflugzeug wegen des schlechten Wetters zwischenlandete, führte Buchner den Befehl durch, wurde aber in seinem Jagdflugzeug durch heftiges Gewehrfeuer der Aufständischen heruntergeholt. Selbst der leblose Körper mußte vor den Mißhandlungen verhetzter Volksgenossen noch geschützt werden. Im Kriege war Buchner glücklicher gewesen. Obwohl die Mutter den dritten Sohn nicht auch noch ins Feld ziehen lassen wollte, meldete sich der 16jährige beim Infanterieregiment 106 kriegsfreiwillig und hielt sich vor Ypern und an der Lorettohöhe so gut, daß ihm Fähnrichsprüfung und Nachweis der Primareife erlassen wurden und er mit 17½ Jahren Leutnant wurde. Er machte den Vormarsch nach Rußland mit und wurde dann vor Verdun durch Minenwerfersplitter schwer im Unterleib verwundet. Gänzlich felddienstunfähig, litt es ihn doch nicht zu Hause. Mit der gleichen unbeugsamen Zähigkeit, mit der er den Typhus überwunden hatte, machte er sich mit der Kunst des Fliegens vertraut. Bald flog er in der Jagdstaffel 13, und nach dem Tode des Rittmeisters Tutschek übernahm er als jüngster Offizier das Geschwader. Wie Altmeister Boelcke brachte er es auf 40 Luftsiege, zweimal holte er an einem Tage vier Gegner herunter. Am 25. Oktober 1918 erhielt er für den 32. Luftsieg den *Pour le mérite*. Nach dem Weltkrieg stellte er als Freikorpskämpfer seine fliegerische Erfahrung

dem Grenzschutz in Oberschlesien zur Verfügung, bis er im Reichswehregiment Großenhain Ausbilder wurde und sein tragisches Ende fand.

Anfang Mai 1916 begrüßte Immelmann begeistert einen Landsmann an der Front. Es war Rudolf Windisch, ein schlanker, blonder Junge, nach außen hin fast schüchtern, aber schneidig wie kein zweiter, dabei der beste Kamerad. Mit dem sächsischen Infanterieregiment 177 war er im Oktober 1914 an die Westfront gekommen und hatte auf dem Krankenbett, wo er sich Wunden durch Granatsplitter ausheilen ließ, Flieger zu werden beschlossen. Noch nicht 18jährig, ging er zur Fliegerschule Großenhain, dann nach Leipzig-Lindenthal und schließlich nach glänzender Pilotenprüfung an die Front, wo er nach unbefriedigenden Gelegenheitsaufträgen in Oberleutnant Max von Tossel den wesensverwandten Kameraden fand. Tossel schwärmte leidenschaftlich für „Sonderfilme“, für fliegerische Extratouren, von denen er immer gut verwendbare Aufnahmen mit zurückbrachte. Mit Windisch bildete er eine geradezu ideale Fliegerehe. Die beiden Heißsporne enttäuschte die Ruhe an ihrem Teil der Ostfront, sie wollten Luftkämpfe, nicht bloß Aufklärungsflüge, sie bedauerten, daß die russische Trägheit auch nicht durch herausfordernde „Ehrenrunden“ und Buntfeuerwerk mit Leuchtpistolen aufgestachelt wurde. So mußten „Husarenstücke“ für Abwechslung sorgen: sie landeten auf feindlichem Flugplatz und eröffneten kaltblütig Maschinengewehrfeuer, sie überflogen die russischen Stellungen, von Tossel ließ sich aussetzen, marschierte drauflos, sprengte die wichtige Eisenbahnlinie Kowno—Brody, und Windisch holte ihn seelenruhig an genau verabredeter Stelle im Feindesland wieder ab. 1918 endlich kam Windisch an die Westfront. Als Führer der Jagdstaffel 66 errang er 22 Luftsiege und den Pour le mérite. Der 22. Sieg am 27. Mai 1918 war auch der letzte, ein Schuß in den Benzintank zwang zur Notlandung. Die Kameraden hofften noch lange, daß er unverwundet in französischer Gefangenschaft lebte, aber er ist nicht von dort zurückgekommen, und bis heute liegt über seinem Tod das Geheimnis der Ungewißheit.

Immelmann, Büchner, Windisch — unvergeßliche Namen! Namen, die hier für viele stehen müssen. An wieviele mußte man noch erinnern! So an den Dresdner Fliegerleutnant Hartmuth Baldamus, der unter dem Namen „die Wespe“ die ganze Champagne beherrschte und schneidig 18 Gegner erledigte. An einem nebligen Apriltag des Jahres 1917 besiegte er auch noch den 19. Dem aber gelang es, seinen Apparat noch einmal hochzureißen und von unten durch die Tragflächen des deutschen Flugzeuges zu stoßen. So hatte der tapfere Dresdner keine Gelegenheit mehr, den Pour le mérite zu erringen.

Die Lebensläufe dieser sächsischen Kampfflieger atmen wahrhaft heroischen Geist, sie sind ein Stück echt deutscher Heldengeschichte. Diese Männer, die als Jünglinge Größtes leisteten — erfordert doch das Fliegen ein hohes Maß an Mut, Können und Umsicht —, wie wenig haben sie mit dem schwachmütigen „Sachsen“ gemein, den gedankenlose oder böswillige Art gelegentlich hinzustellen beliebt! Der Sachse ist kämpferisch und in leidenschaftlichem Draufgängertum immer zu kühner Tat bereit. Er war es auf allen Schlachtfeldern

in all den Jahrhunderten, seit erstmals vor Wien die Sachsen ruhmreich gegen die Türken kämpften. Und im Weltkrieg haben die Sachsen der Ruhmesgeschichte sächsischen Soldatentums Blatt um Blatt zugefügt und ihrem großen Vorgänger im Heldentod, Theodor Körner, höchste Ehre gemacht. Wohl geht, wie zu Beginn des Krieges das Landsmannschaftliche Empfinden dem gesamtdeutschen Erleben wich, auch die Geschichte der sächsischen Truppen in der Geschichte der deutschen Armee unter. Aber Regimentsberichte und Kriegstagebücher wissen genug von Einsatz und Opfer, von Kampf und Sieg sächsischer Truppen zu künden. Lorettöhöhe, Sommeschlacht, Flandern, Reims, Langemarck — überall haben die Sachsen geblutet. Graf Luckner und andere wurden unsterblich und zum Symbol für den unbekanntenen Soldaten des großen Krieges. Sachsen, 1914 ein Land von rund 5 Millionen Einwohnern, hat über 1¼ Million Soldaten ins Feld geschickt und kann sich stolz rühmen, die meisten Gefallenen und die wenigsten Gefangenen im Hundertsatz gehabt zu haben.

Unter den vielen Leistungen der Sachsen bleiben besonders die Taten unserer Kampfflieger unvergessen, und wir sind stolz auf die mutigen Söhne unserer Heimat, die der neuen Jugend Vorbild und Mahnung zugleich sind — heute, da von den Tragflächen der Flugzeuge unserer neuen deutschen Luftwaffe das Hakenkreuz als Zeichen des Sieges leuchtet.

Zur Ergänzung:

In den „Mitteilungen des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz“ erschienen u. a. bereits folgende zum Thema „Sächsische Köpfe“ gehörende Aufsätze:

- Meißen als Mikrokosmos der sächsischen und der deutschen Geschichte. Von Otto Eduard Schmidt, Bd. XVIII, S. 378 (1929).
- Das Rätsel der „Tulpenkanzeln“ im Freiburger Dom und Ulrich Rülein von Calbe. Von Otto Eduard Schmidt, Bd. XV, S. 131 (1926).
- Der Baumeister George Bähr (geb. 1666 in Fürstenwalde im Erzgebirge, gest. 1738 in Dresden). Von Kurt Arnold Findeisen, Bd. XXIII, S. 68 (1934).
- Der Orgelbauer Gottfried Silbermann (geb. 1783 in Kleinbobritsch bei Frauenstein, gest. 1853 in Dresden). Von Walter Hentschel, Bd. XXI, S. 197 (1932).
- Das älteste Bild der Ahnen Robert Schumanns in der Kirche zu Brand-Erbisdorf. Von Georg Rülke, Bd. XXIV, S. 249 (1935).
- Ludwig Richter in Loschwitz. Von Otto Kossch, Bd. XXIII, S. 125 (1934).
- Richard Wagners Leipziger Jugendeindrücke. Von Friedrich Schulze, Bd. XXII, S. 67 (1933).
- Heimat und Dichter im Gedenken an Wilhelm von Polenz. Von Benno von Polenz, Bd. XXII, S. 338 (1933).
- Hermann Dogel, dem Malerpoeten des Vogtlandes, zum Gedächtnis. Von Karl Rödiger, Bd. X, S. 197 (1921).

Buchbesprechung

Schiffner, C.: „Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten“. Freiberg i. Sa., Verlagsanstalt Ernst Mauckisch 1935. XV, 375 S. (8^o.) RM 5.—

Nach fleißiger Sammler- und gründlicher Forscherarbeit hat der Geh. Bergrat und em. Professor an der Freiburger Bergakademie Dr.-Ing. e. h. C. Schiffner auf Grund zahlreicher und zum Teil mit großer Mühe beschaffter Quellen unter diesem bescheidenen Titel ein Werk herausgegeben, das nicht nur eine reichhaltige Sammlung von Biographien bedeutender ehemaliger Schüler der Freiburger Bergakademie darstellt, sondern darüber hinaus als wertvoller Beitrag zur Geschichte der jetzt 170 Jahre alten alma mater Freibergensis, der 750jährigen sächsischen Berghauptstadt Freiberg, des sächsischen Berg- und Hüttenwesens und der deutschen Wissenschaft und Lehrmeisterschaft überhaupt höchstes Lob verdient.

Das erste Kapitel des Buches beschäftigt sich mit Alexander von Humboldt, dem berühmtesten Studenten der Freiburger Bergakademie und einem der größten Geister aller Zeiten und Länder, der auf der Höhe seines Weltruhmes noch Beziehungen zu seiner alma mater Freibergensis unterhalten und ihr bis in sein hohes Greisenalter ein dankbares Gedenken bewahrt hat. Anschließend erfährt die Persönlichkeit des Professors Abraham Gottlob Werner, jenes hervorragenden Forschers („Begründer der Geologie“), Lehrers und Menschen („der Studenten zweiter Vater“), der drei Jahre nach der Gründung der Bergakademie diese als Studierender bezog und dann in 42jähriger vorbildlicher Lehrtätigkeit (1775—1817) seiner jungen Bildungsstätte zu Weltruhm verhalf, eingehende Würdigung. Von den vielen erlauchten Namen unter seinen Schülern seien außer dem bereits erwähnten Alexander von Humboldt hier nur einige genannt: der Reichsfreiherr vom Stein, J. F. Aubuisson de Voisin, Fr. August Breithaupt, Leopold von Buch, Joh. Karl Freiesleben, Freiherr W. Ifgang von Herder, die Dichter Novalis (Friedrich Leopold Freiherr von Hardenberg) und Theodor Körner, L. G. Karsten, Carl Fr. Naumann, Ferd. Reich, C. G. A. Weissenbach u. a. m. Die Namen der zahlreichen deutschen und ausländischen Berg-, Hütten- und Eisenhütteningenieure, Industriellen und Wissenschaftler gewinnen auch für den Laien bei tieferem Eindringen in den Inhalt der einzelnen Kapitel („Entdecker chemischer Elemente“, „Erfinder nach ihnen benannter Verfahren und Vorrichtungen“, „Männer des Maschinen- und Bauwesens“, „Eisenhüttenleute“, „In Übersee tätige Männer“ usw.) Anschaulichkeit und Leben.

Wenn Hunderte von ehemaligen Freiburger Bergakademikern ihre klingenden Namen in der technischen Praxis, Forschung und Lehre ihrer Bildungsstätte in Sachsens alter Berghauptstadt zu verdanken haben, so hat andererseits das geistige Leben in dieser selbst aus dem Zusammenströmen hervorragender Geister aus allen Teilen des In- und Auslandes vielerlei Bereicherung und Befruchtung erfahren. Die diesbezüglichen Angaben (z. B. in den Biographien von Abr. Gottl. Werner, Joh. Friedr. Wilh. von Charpentier, Friedr. Wilh. von Trebra, Siegm. Aug. Wolfg. Freiherrn von Herder, Clem. Alex. Winkler usw.) vermitteln interessante Einblicke in das Kultur- und Geistesleben Freibergs seit dem Bestehen der Bergakademie.

Im ganzen betrachtet ist das vom Verlage technisch vorzüglich ausgestattete Buch C. Schiffners nicht nur ein inhaltreiches, kultur- und familiengeschichtlich interessantes Werk (200 Bildnisse auf Kunstdruckpapier, alphabetisches Namenverzeichnis) in memoriam von Generationen ehemaliger Freiburger Bergakademiker und von Freibergs geistesgeschichtlicher Sendung, sondern auch darüber hinaus ein wertvoller Beitrag zur Geschichte Sachsens und seines Bergbaues und zur Geschichte der Weltgeltung deutscher Wissenschaft und Technik.

W. Schellhas.

Dieses Sonderheft „Sächsische Köpfe“ wurde zusammengestellt von
Kurt Arnold Findeisen.

Für den Inhalt verantwortlich: Werner Schmidt — Druck: Lehmannsche Buchdruckerei, Dresden
Druckfarben: Farbenfabriken Berger & Wirth, Leipzig — Photographische Platten „Peruz“
Photogr. Aufnahme-Apparate: Zeiß-Ikon, Dresden — Photogr. Aufnahmen: Max Nowak — Auflage 30000



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern herausgegeben
Abgeschlossen am 15. November 1937

Rammenau

Don Dr.-Ing. Hubert Georg Ermisch

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Im Turmknopf der Kirche des freundlichen Oberlausitzer Dorfes Rammenau unweit von Bischofswerda ist eine 1775 verfaßte Schrift verwahrt, die die Geschichte dieses Gotteshauses und die Geschichte des Ortes schildert. Darnach ist die Kirche am 22. Oktober 1642 abgebrannt und wurde von Hanns Hartmann von Staupitz 1646 „mit großer Mühe und Kosten“ wieder aufgebaut. Pfarrer war Michael Manitius (gest. 1665 allhier). Diese Kirche mußte wegen Bau-fälligkeit 1735 abgetragen werden, und am 1. Mai 1736 begann man mit der Wiederaufbauung unter dem Herrn Ernst Ferdinand von Knoch auf Elstra, Reichenau, Reichenbach, Rammenau, Koitsch und Gödlau, „kgl. poln. und churfürstl. sächs. Kamerherrn und Apellationsrat, Collator hiesiger Kirche“.

Das Gotteshaus mußte aber 13 Jahre „wüste“, ohne vollendeten Ausbau liegen bleiben. Der Gottesdienst wurde im hiesigen Schloß auf einem Saale abgehalten. Durch den folgenden Gutsherrn Franz Joseph von Hoffmann wurde das Gotteshaus vollendet und 1749 eingeweiht. Franz Joseph von Hoffmann starb im selben Jahr. Pfarrer war Magister Johann Gottfried Dinndorf (gest. 1764), der 52 Jahre im Amte war, Schulmeister war Christian Grüzner, der 42 Jahre im Amte war. 1772 war der Kirchtum außen ge-

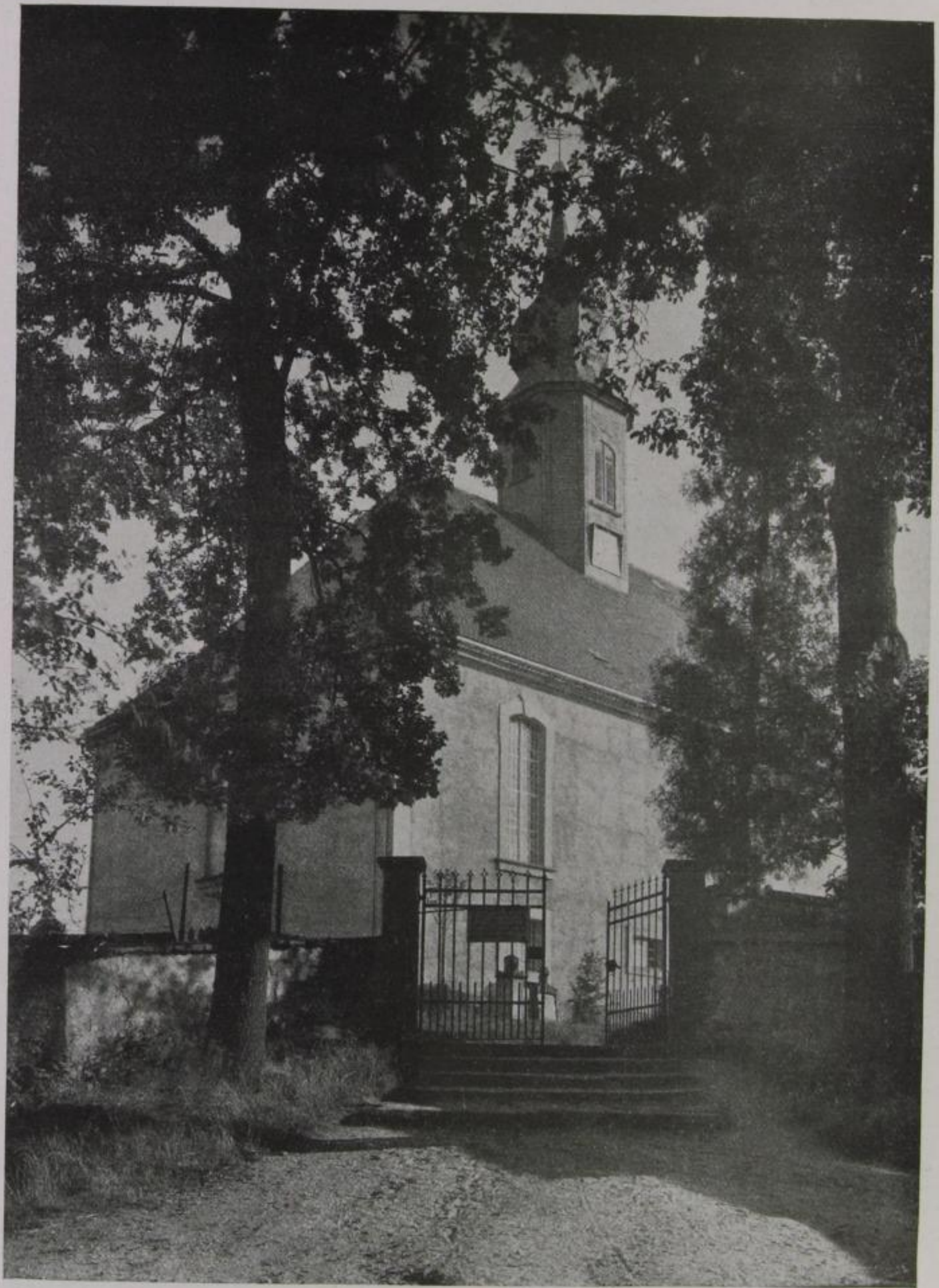


Abb. 1. Rammenau. Kirche



Abb. 2. Rammenau. Altar und Kanzel in der Kirche

täfelt worden, 1775 wurde die vom Sturm heruntergeworfene Fahne, Stern, Spille und Knopf wieder aufgesetzt. Der damals regierende Erb-, Lehn- und Gerichtsherr war Johann Albericus von Hoffmann, „Sr. churfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen hoch bestallter Geheimer Rat“; Pfarrer war Adam Gottlieb Wagner. Der Knopf sollte am 12. September 1775 aufgesetzt werden.

Ein zweites Schriftstück von 1849 besagt, daß damals diese Schrift von 1775 noch vorhanden war und eine zweite Schrift 1798 zu der ersten hinzugekommen sei, vom gleichen Pfarrer Adam Gottlieb Wagner unterschrieben. Darin wird berichtet, daß auf Befehl des damaligen Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn von Kleist der Knopf nebst Fahne und Kreuz heruntergenommen, erneuert und vergoldet worden sei.

Daselbe war 1849 geschehen.

So erzählt der Turmknopf von Rammenau. Er verschweigt aber auch manches, was er sicher weiß, aber nicht für zweckmäßig hielt, es der Nachwelt zu überliefern. Da steht zum Beispiel im „Sächs. Curiositäten-Cabinet“ von 1750 über den Altar und die Kanzel der Kirche, daß sie ein Baumeister Hünchen von Weesenstein gefertigt habe und daß sie sowie Orgel und Kirchengestühl durch den Dresdner Maler Göldner auf das Schönste geziert worden sei. Und da ist die noch in Dunkel gehüllte Geschichte des Schloßbaues. Das Dunkel zu durchdringen, ist zwar nur teilweise gelungen. Das Suchen nach urkundlichem Material war vergeblich. Es scheint zeitweise über diesem Schlosse Rammenau ein Unglücksstern gestanden zu haben. Schloß und Gutshof lagen früher an anderer Stelle, die man später den „alten Hof“ nannte. Dieses Gut gehörte einem Herrn von Sendewitz, der in Konkurs geriet. Für 36 000 Taler erwarb es 1717 Ernst Ferdinand von Knoch auf Elstra, Reichenau, Reichenbach, Koitsch und Gödlau, der später als kgl. poln. u. kurfürstl. sächs. Kammerherr, Appellationsrat und Gegenhändler in der Oberlausitz bekannt wurde. Ernst Ferdinand von Knoch war der Nefse und Adoptivsohn des bekannten Erziehers Augusts des Starken, Hans Ernst Knoch, und hatte das reiche Erbe 1705 nach dem Tode seines Stiefvaters, der gleich ihm in Elstra bestattet liegt, angetreten.

In Rammenau verlegte er also das Rittergut vom alten Hof weg an den heute trockengelegten Klepschteich und erbaute es mit den gesamten Hofgebäuden neu, so wie wir es heute noch in seiner äußeren Erscheinung vor uns sehen.

Der Bau entstand zwischen 1721 und 1735. 1721 wurde von Knoch mit Rammenau belehnt. Eine Skizze des Schloßbaues ist erhalten, die man als Entwurfskizze deuten könnte. Sie entspricht der heutigen Anlage. Nur eine Änderung ist ersichtlich. Links und rechts der Freitreppe ist eine Rampenauffahrt gezeichnet, die wohl deshalb nicht zur Ausführung kam, weil die Kurve, die der Wagen fahren mußte, etwas eng war. Man setzte an die Stelle der Rampe Felsgebilde, die heute durch Pflanzenwuchs verdeckt sind.

Vor dem Schloß liegen zwei Höfe. Der Ehrenhof des Schlosses und der Wirtschaftshof. Beide trennt ein Gitter.

Wenn man vom Dorf kommt, flankieren mächtige Linden den Eingang zum Wirtschaftshof. Das schmucke Torhaus mit dem Glocken- und Uhrturm auf dem mächtigen Mansarddach, mit seinen Durchblicken durch die stattliche Eingangshalle ist ein würdiger Auftakt zu der Architektur-Harmonie, die uns erwartet.

Der Wirtschaftshof mit seinen großen Rasenplätzen wird dreiseitig von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite ist heute eine grüne Wand von schönen alten Kastanien, die den Gitterabschluß der beiden Höfe malerisch vervollständigen. Zwei Sandsteinvasen flankieren den Eingang zum Ehrenhof des Schlosses. Auch dieser innere Hof wird beidseitig von niedrigen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden umrahmt.

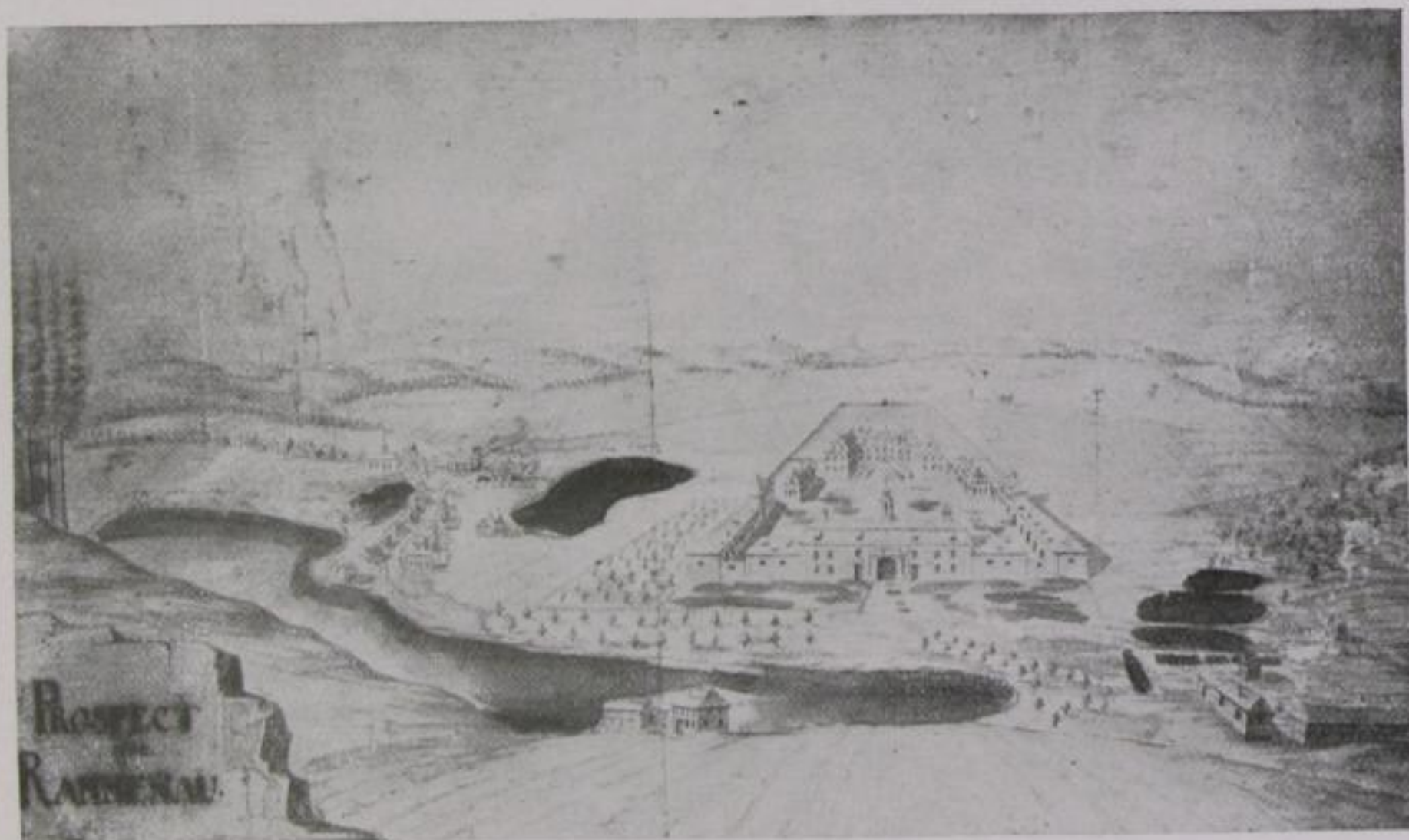


Abb. 3. Rammensau. Alter Plan der Gesamtanlage

Die schlichte Architektur des Schlosses wird betont durch die streng symmetrisch aus dem Dach aufsteigenden Essen, von denen eine als blinde Esse der Symmetrie zuliebe aufgebaut wurde.

An der Gartenseite liegt eine große Terrasse mit einer zum Garten hinunterführenden Freitreppe.

Ein englischer Park mit schönem Baumbestand umzieht das Schloß von drei Seiten. Die Blicke aus den Fenstern in diese schöne Parklandschaft sind außerordentlich reizvoll.

Der Grundriß des Schlosses ist klar und ähnelt hinsichtlich der Lage der Haupttreppe zur Eingangshalle und zum Gartensaal stark den Knöffelschen Schloßbauten von Oberlichtenau (nach 1744) und Nischwitz bei Wurzen (1743), beides Schlösser des Grafen Brühl, ferner Schloß Dahlen (nach 1744), das vermutlich auch Knöffel zuzuschreiben ist, sowie Schloß Gepülzig bei Rochlitz des David Schatz, das 1735 bis 1738 gebaut wurde.

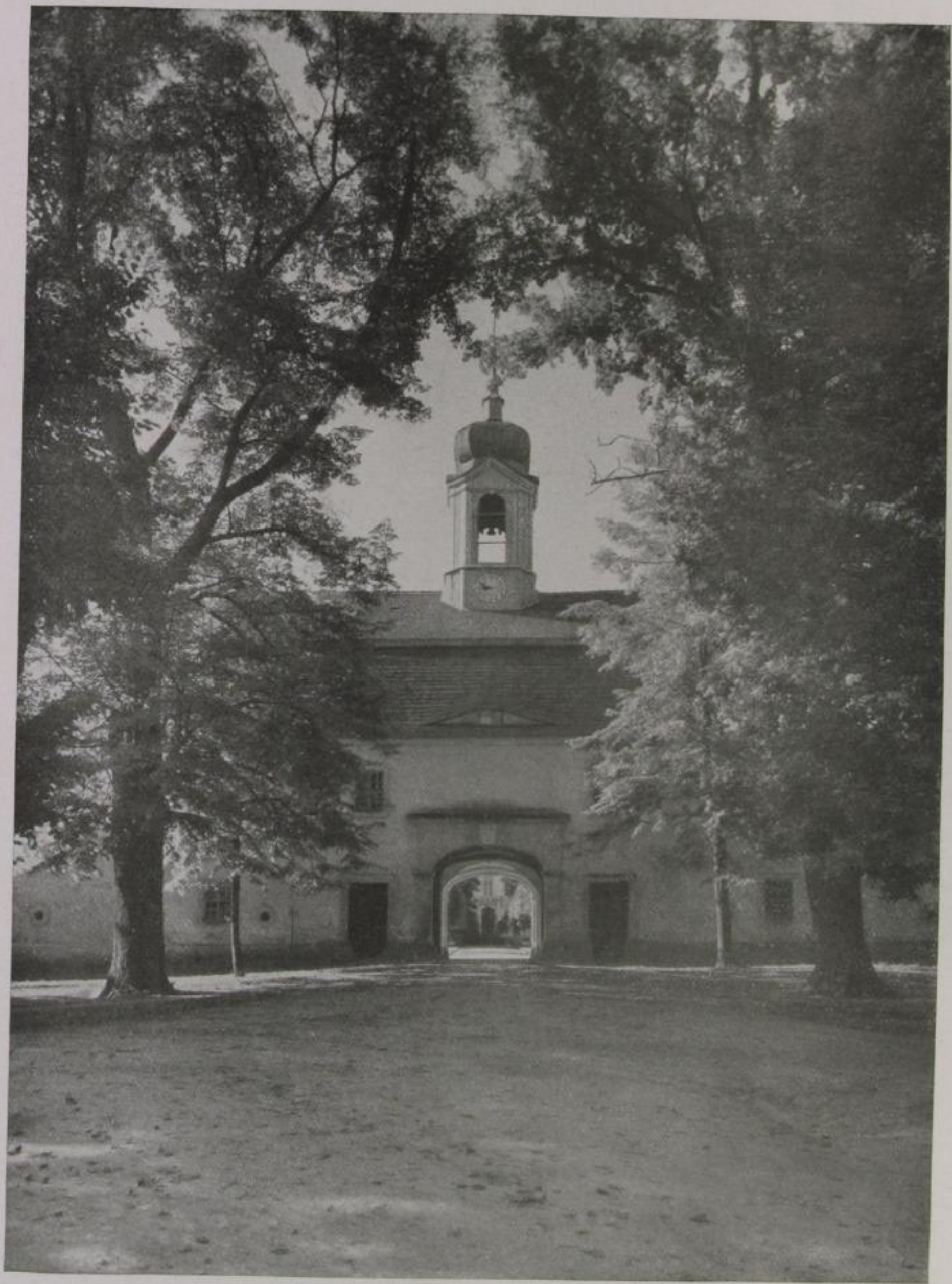


Abb. 4. Rammennau. Schloß-Torhaus

Aus den Jahreszahlen dieser Bauten ergibt sich, daß in dieser Reihe Rammenau an erster Stelle zu stehen hätte.

Ist es nun ein Werk des Oberlandbaumeisters Johann Christian Knöffel oder ein Werk seines Lehrmeisters und Vorgängers, des Oberlandbaumeisters Matthes Daniel Pöppelmann, des Meisters des Dresdner Zwingers?

Mit der Person Pöppelmanns verbindet man leider zu oft den Begriff eines reich dekorierten Baues, wie ihn der Zwinger darstellt, und man vergißt zu leicht, daß der reiche Dekorations Schmuck das Zeichen des fürstlichen Festbaues sein sollte. Man vergißt auch leider zu oft, daß das eigentliche Wesen Pöppelmanns in der klaren Disposition der Massen, in einer unbedingten



Abb. 5. Rammenau. Im Torhaus des Schlosses

Symmetrie der Massen- und Flächengliederung zu finden ist, wie er dies bei allen seinen Bauten hervorragend zeigt.

Da die Akten schweigen, können wir nur durch Stilvergleichung zu einer voraussichtlichen Feststellung des Architekten des Schlosses Rammenau kommen.

Typisch für die Architektur Pöppelmanns ist am Rammenauer Schloß zweierlei: Die Dreiteilung der Fensterachsen an den Kopfseiten der beiden vorgezogenen Flügel des Schlosses, wie wir sie neben einer Fünfsichtigkeit an allen seinen bekannten Plänen und Bauten finden. Man wird vielleicht sagen, das verlangt die barocke Symmetrie. Aber das ist durchaus nicht die Regel, die Zweiteilung kommt in Deutschland auch vor. Das zweite wichtigere Kennzeichen Pöppelmanns ist die Ausbildung der beiden Portale nach dem Hof und

nach der Gartenterrasse mit den übereck gestellten Säulen bzw. Pilastern. Man muß bei der Betrachtung dieses Motives berücksichtigen, daß die über den Eingängen angebrachten Eisengeländer spätere Zutat sind und wohl auch hier ursprünglich ein Steingeländer gewesen ist, sei es mit Docken und Postamenten oder aus durchbrochenen Steinplatten bestehend, etwa wie die Balustrade an der Gartenterrasse. Der vorgezogene Schlußstein der beiden Tore als Träger der Sandsteinplatte des Austritts vervollständigt das Bild eines typisch Pöppelmannschen Tores.

Dazu kommt als drittes, daß die Architektur und die plastische Zeichnung



Abb. 6. Rammensau. Schloß nach dem Ehrenhof zu

der Haupttreppe (Balustrade) im Inneren des Schlosses auf das genaueste den Formen gleicht, die am Zwinger, im und am Japanischen Palais und an vielen anderen Bauten Pöppelmanns zu sehen sind. Gerade das Treppenhaus, auf das wir noch näher eingehen werden, atmet den Geist Pöppelmanns.

Trotzdem! Die Akten schweigen, und wir können nicht mit Sicherheit Meister Pöppelmann als den Architekten des Baues nennen. Das eine aber werden wir mit Bestimmtheit annehmen können, nämlich, daß der Oberlandbaumeister Pöppelmann gutachtlich zu dem Schloßbauprojekt gehört worden ist. Das wissen wir von vielen Fällen und das war bei dem Adel des Hofes üblich. Hin und wieder hört und liest man, daß dem Meister Pöppelmann eine „Verehrung“ überreicht wird.

Außer dem Treppenhaus sind leider nur noch zwei Räume — das chinesische Zimmer und das kleine Schlafzimmer — in ihrer Ausstattung aus der Zeit der Erbauung des Hauses erhalten.

Das Treppenhaus mag wohl von Anfang an eine gleiche oder ähnliche Bemalung gehabt haben, wie heute, die aus der Zeit um 1800 stammt. Die Symmetrie des Gesamtraumes verlangte nach dieser Architekturmalerei, die auch zu Zeiten Pöppelmanns durchaus möglich war. Das Treppenhaus sollte und mußte ja größer erscheinen als es tatsächlich war.

Das chinesische Zimmer ist von beiden Räumen das wertvollere. Auf Leder



Abb. 7. Rammensau. Schloß vom Park aus

gemalte Chinoasereien in fein abgestimmten Farben schmücken die Wände und eine entzückende Barockstuckdecke spannt sich über den Raum.

Das kleine Schlafzimmer ist durch die Bettische mit ihrer Umrahmung besonders reizvoll.

Einige Deckenstukkaturen und einige Öfen stammen auch in anderen Zimmern noch aus dieser Zeit um 1720 bis 1730, so die Decken im goldenen Zimmer und im Empirezimmer, sowie der Ofen im Rokokozimmer, aber die übrigen Räume haben ihre Ausstattung erst späteren Zeiten zu verdanken.

Ernst Ferdinand von Knoch, der Erbauer des Schlosses Rammensau, war wohl auch dem „Bauwurm“ verfallen, wie sein fürstlicher Herr. Denn nicht allein, daß er Rammensau mit großem Pomp aufbaute und kostbar ausstattete,



Abb. 8. Rammensau. Gartenterrasse am Schloß



Abb. 9. Rammenu. Treppenhaus im Schloß



Abb. 10. Rammenu, Schloß. Chinesisches Zimmer mit alter Studiendecke



Abb. 11. Rammenau, Schloß. Das kleine Schlafzimmer

daß er sich viele hundert Fuhren des kostbaren Sandsteines aus der Pirnaer Gegend über Bischofswerda nach Rammenau kommen ließ — ganz aus Sandstein, wie die alten Beschreibungen behaupten, ist der Bau nicht —, sondern er baute auch gleichzeitig auf seinen anderen Gütern, insbesondere in Reichenbach und Reichenau. Heute ist wohl nichts mehr davon erhalten, aber wir wissen aus den Anträgen an den König zur geleitsfreien Beförderung von Werkstoffen auf der Elbe, daß Knoch 1729 auf dem Rittergut Reichenau ein neues Gebäude errichten wollte. Sandsteinmaterial und Kalk brauchte er dazu. Und 1731 hat er in Leipzig elf Stück Öfen gekauft, die er über Torgau auf dem Elbweg nach Dresden befördern will für seine Gutsbauten in Reichenau und Reichenbach.

Er war also wohl etwas großzügig. Aber er scheint auch kein guter und sorgfältiger Verwalter seines Vermögens gewesen zu sein. Sonst hätte es nicht geschehen können, daß er sein „Dorwerk Elend“ bei Dippoldiswalde 1741 dem einen verpfändete und dem anderen verkaufte, wie man in alten Akten lesen kann.

Jedenfalls hatte Herr von Knoch große Geldsorgen. Er war, wie es scheint, überdies in die Hände des allmächtigen Hofjuden Elias Bernd Lehmann in Dresden geraten, der ihm — wie könnte es anders bei Juden sein — die Kehle zuschnüren wollte. „Es will verlauten, ob wären ein paar Juden und andere Personen hier (in Bautzen), welche auf allergnädigsten Befehl wider mich nach Wechselrecht agiren und verfahren intentioniert sein sollen.“ So schreibt von Knoch am 17. Januar 1743 an den Landesältesten der Oberlausitz. Von Knoch soll verhaftet werden. Der Wechsel stammt von Raymond de Plat, dem bekannten Kunstintendanten und Inspekteur der Gemäldegalerie des Königs, der 1742 gestorben war. Ein Herr Phillip de Wall präsentiert ihn und geht sehr energisch, aber erfolglos gegen ihn vor.

Knoch muß aber seinen Konkurs anmelden. Dadurch kam Rammenau am 6. Februar 1744 „sub hasta“ an den Geheimen Kämmerer Franz Joseph von Hoffmann. Er hatte 41 000 Taler dafür bezahlt. Ernst Ferdinand von Knoch starb ein Jahr später am 31. Januar 1745 und wurde am 5. Februar in Elstra begraben. Dem neuen Besitzer, Franz Joseph von Hoffmann, der übrigens Inspektor des „Grünen Gewölbes“ war, genehmigte der Kurfürst, Dresden, den 18. März 1745 „Durch die Uns von Supplicirenden von Hoffmann lange Jahre hindurch zu Unseren besonderen gnädigsten Zufriedenheit geleisteten treuen und ersprießlichen Dienste“, bewogen, daß Rammenau aus Lehn in pures Allodiengut verwandelt wurde; am 5. April 1745 erhielt er den Erbbrief. Franz Joseph von Hoffmann vollendet den von Knoch begonnenen Neubau der Kirche. 1749, kurz vor seinem Tode, wurde sie eingeweiht.

Franz Joseph von Hoffmann starb kinderlos am 8. Dezember 1749 und wurde — er war katholisch — in Rumburg begraben. Zu seinem Erben hatte Franz Joseph den Sohn seines Bruders, den kurfürstlichen Legationssekretär in London, Johann Albericus von Hoffmann, eingesetzt. Dieser erhielt am



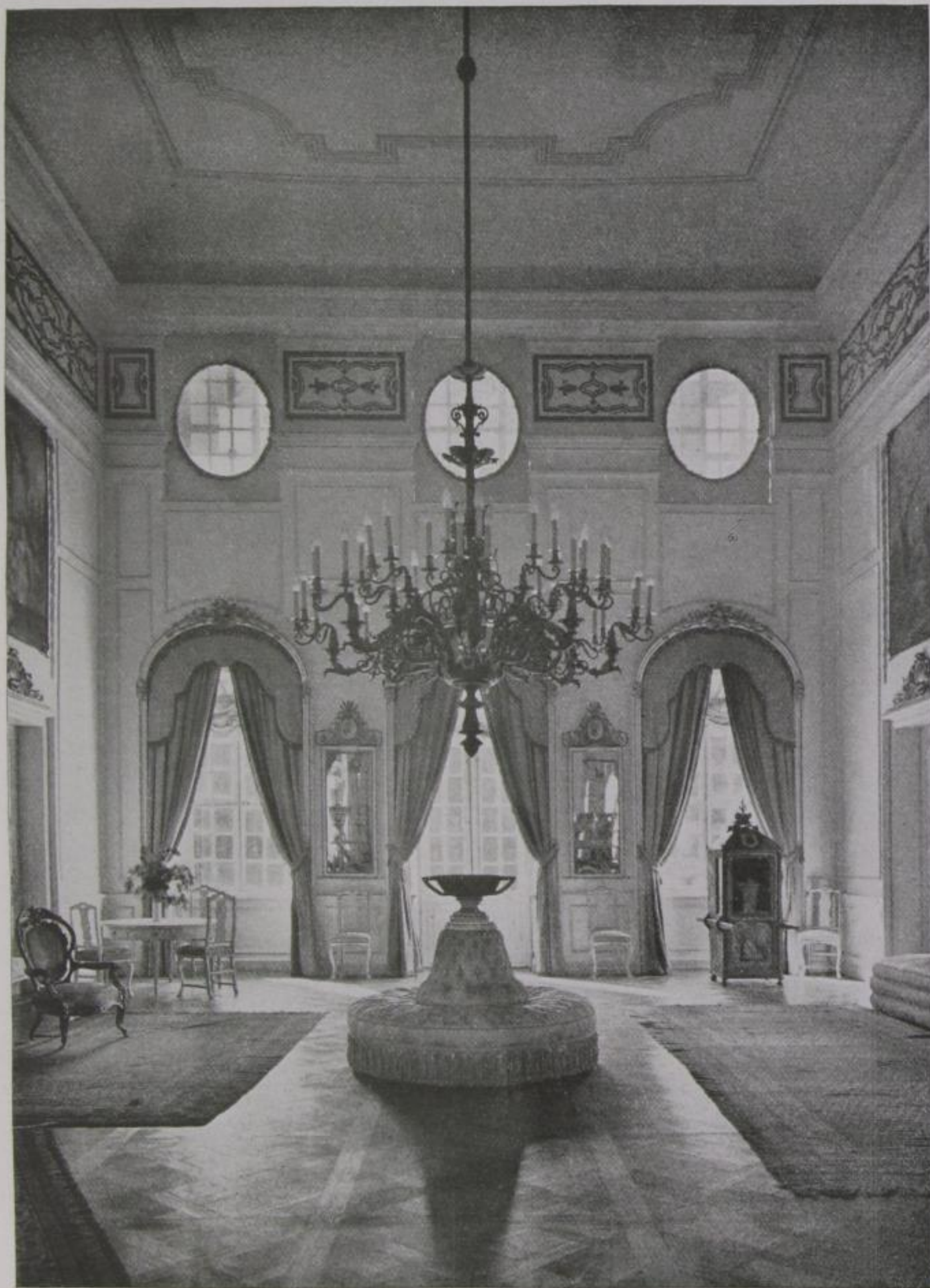


Abb. 12. Rammensau. Großer Saal im Schloß



Abb. 13. Rammenuau, Schloß. Ecke im großen Saal



Abb. 14. Rammensau, Schloß. Goldenes Zimmer mit alter Stuckdecke

16. März 1750 den Erbbrief über Rammenau. Außer Rammenau erbte er noch zwei Häuser in der Schloßgasse in Dresden und einen Weinberg und Garten am Jägerhof in Dresden-Neustadt „samt den beiden Lusthäusern und Winzerhaus“.

Johann Albericus von Hoffmann erlangte als kursächsischer wirklicher Geheimer Rat vom Kurfürsten Friedrich August III. die Anerkennung des Reichsgrafenstandes mit dem Prädikat „von Hoffmannsegg“, das ihm vom Kaiser Franz Joseph II. am 22. Januar 1778 verliehen worden war. Er starb am 11. Januar 1780, 62 $\frac{3}{4}$ Jahre alt, und wurde auf dem katholischen Friedhof in Dresden beerdigt. Seine Frau war wenige Tage vor ihm gestorben und ist in Rammenau beigesetzt.

Erbnachfolger in Rammenau war sein Sohn Johann Centurius Graf von Hoffmannsegg, der damals noch unmündig war. Er erhielt am 25. August 1788 den Erbbrief über das väterliche Gut. Johann Centurius hat das Schloß und Gut Rammenau zweimal besessen. Er war ein bekannter Naturforscher, insbesondere Entomologe, und viel auf Reisen. Daher verkaufte er Rammenau samt dem benachbarten Schaudorf am 14. Februar 1794 an seinen Schwager Friedrich von Kleist.

Die Jahre 1794 bis 1820 brachten dem Schloß den großen Gewinn seiner heutigen Ausstattung, die wohl zu dem Schönsten gehört, was Sachsen an Innenausstattung eines Schlosses besitzt. Auch hier wissen wir leider nicht, wer der Künstler war, der die Räume farbig behandelte. Er hat es aber jedenfalls trefflich verstanden, seine neue Wandbemalung hervorragend dem Gesamteindruck des Schlosses einzuordnen. Räume in der Ausstattung von 1725 und 1795 stehen nebeneinander, ohne daß der Eindruck des einen vom anderen gestört wird.

Zu den dekorativen Malereiausstattungen dieser Epoche gehört zunächst im Erdgeschoß das „Empirezimmer“, südlich vom Gartensaal, das noch von der schweren Stuckdecke der ersten Bauzeit des Schlosses überspannt ist. Blumenranken umsäumen die Wandflächen, die grün mit zarter weißer Ästelung geschmückt sind. Über den Türen Supraporten in klassischem Stil. Der Ofen mit der Fayencefigur der Minerva hat einen eisernen Unterbau, der mit 1792 bezeichnet ist. In dem Zimmer hängt eine Fülle schöner alter Stiche.

Das erste Zimmer westlich vom Gartensaal, das sogenannte Vogelzimmer, ist weiß-gelb gehalten. In den oberen Wandfeldern sind verschiedene farbige Vögel gemalt, darunter stehen auf Holzkonsolen in Gruppen Porzellanvögel. Der Ofen besteht aus einem eisernen Unterbau und einem Fayenceaufbau in Gestalt einer Vestalin, die eine verhüllte Vase in den Händen hält.

Im Obergeschoß sehen wir ein dreifenstriges Zimmer, man nennt es heute das bulgarische Zimmer mit pompejanischen Malereien. Über einem marmorierten Sockel zieht sich an den Wänden ein schwarzes Band entlang, in das bunte Pfauen gemalt sind. Die Wandfläche darüber ist keck mit Ranken, Medaillons und Vögeln bemalt. Es verteilt sich das Rankenwerk lustig und



Abb. 15. Rammensau, Schloß. Rokokozimmer mit Ofen von 1731
(An der Wand Kinderbild von Rays n)



Abb. 16. Rammensau, Schloß. Dogelzimmer

locker über die Flächen. In den Medaillons antike Landschaften. Als Supraporten über den drei Türen Darstellungen aus der antiken Tierfabel.

Der kleine Wohnraum in der Ecke des linken Flügels ist gleichfalls pompejanisch in lebhaften Farben, schwarz, rot und weiß, ausgemalt. Man nennt es das „Teufelszimmer“ nach den originellen Exotenszenen und -figuren der Bemalung. Die Möbel und der gemauerte Ofen sind in Schwarz und Rot gehalten.

Sehr fein und lustig-leicht ist auch der Vorraum zum großen Saal ausgemalt. Blätterranken fassen die Felder ein, die mit Ranken und Medaillons



Abb. 17. Rammenau, Schloß. „Bulgarisches“ Zimmer

mit Dögeln geziert sind. Die außerordentlich elegante Verteilung der Ornamente über den schmalen Raum und die tiefen Fensternischen und die duftig hellen Farben lassen den Raum wesentlich geräumiger erscheinen als er tatsächlich ist.

Straffer gefaßt sind die Wandflächen im sogenannten „Goldenen Zimmer“, dem einstigen Chambre de lit. Hier ist auch noch die köstliche, reich ausgebildete Stuckdecke, sowie der alte Kamin der ersten Bauzeit des Schlosses erhalten. Pilaster mit aufsteigenden Renaissanceornamenten fassen die Wandflächen ein, die mit Blumenranken umrandet sind. Die Supraporten sind nach pompejanischen Bildern gemalt.



Abb. 18. Rammenau, Schloß. Teufelszimmer



Abb. 19. Rammenau, Schloß. Vorzimmer vor dem großen Saal



Abb. 20. Rammenu. Fichtedenkmal im Pfarrgarten

An die Zeit Kleists erinnern vielfach die Darstellungen des Maltheserkreuzes, dessen Inhaber Kleist war, so an einigen Stühlen und an den Malereien des Treppenhauses.

Die Vermutung, daß Öser bei dieser Ausmalung des Schlosses mit tätig war, dürfte wohl nicht stimmen.

Friedrich von Kleist verkaufte Rammenau am 31. Januar 1817 an seine Frau, also an die Schwester des Grafen Johann Centurius von Hoffmannsegg. Sie setzte wiederum als Erben ihren Mann ein. Als die Besitzerin am 25. Januar 1820 starb, verkaufte es der Ehemann und Erbe Friedrich von Kleist am 28. Januar 1820, wenige Tage vor seinem eigenen Tod, wieder an Johann Centurius von Hoffmannsegg für 66 000 Taler.

Johann Centurius von Hoffmannsegg übernahm zum zweitenmal den Besitz von Rammenau und bezog es auch. 1825, nahezu 60 Jahre alt, vermählte er sich noch mit dem evangelischen Fräulein Fanny Luise Johanna von Warnery. In der Ehestiftung tritt er das Rittergut Rammenau an seine Gattin ab als seine Unversalerbin. Johann Centurius starb am 13. Dezember 1849, 83 Jahre alt. Er wurde in Dresden auf dem katholischen Friedhof in der Friedrichstadt neben Carl Maria von Weber beigesetzt. Sein Grabstein ist noch vorhanden. Seine Frau erbte nun Rammenau. Sie starb 1859. Aus dieser späten Ehe entstammte ein Sohn Conradin Centurius von Hoffmannsegg, der 1827 geboren war. Er verkaufte Rammenau 1880 an Hans Kurt Ernst von Posern, dessen Witwe Prescilla von Kirchbach, eine geborene Freiin von Humboldt, es ihrer einzigen Tochter Margarete von Helledorf geb. von Posern hinterließ, der heutigen Besitzerin. Es ist ihr großes Verdienst, daß das Schloß als ein kunstgeschichtliches und kulturgeschichtliches Wertstück mit Liebe und Verständnis behütet wird.

Rammenau hat noch in anderer Hinsicht eine vaterländische Berühmtheit erlangt. Es ist der Geburtsort Johann Gottlieb Fichtes, dessen Reden an die deutsche Nation heute wieder von hoher Bedeutung sind. Dieser Sohn eines armen Bandwirkers wurde dort 1762 geboren. Es wird erzählt, daß er, 9 Jahre alt, dem Schwager des Schloßherrn von Hoffmann, dem Freiherrn von Miltitz, die Predigt des Sonntags, die dieser versäumt hatte zu hören, auf dem Schlosse auswendig wiederholte. Miltitz nahm sich des hochbegabten Jungen an und sorgte für seine Ausbildung. So hat auch hier das Schloß Rammenau im Leben eines großen Deutschen eine bedeutsame Rolle gespielt. Unweit der alten Pfarrlinde steht der schlichte alte Gedenkstein an Fichte.

Der Hautfarn in der Sächsischen Schweiz

Don Dr. Walther Frieße, Dresden

Die Verbreitung des Hautfarns (*Hymenophyllum Tunbridgense* Sm.) erstreckt sich von Mittelamerika, Neuseeland, dem Kap der Guten Hoffnung und Mauritius nach den atlantischen Inseln durch das westliche Europa bis Schottland.

Erstmalig wurde im Jahre 1848 durch Papperitz ein Standort des Farns in der Sächsischen Schweiz im Uttewalder Grund in der Nähe des Felsentors entdeckt. Von hier wurden dann später des öfteren Belegexemplare namentlich von Hippe, Poscharsky und Drude entnommen. Dieser Fundort ist um deswillen bemerkenswert, weil er die nordöstlichste Grenze des europäischen Vorkommens bildet.

L. von Heufler bemerkt in seiner Arbeit über die Funde von Hymenophyllum (Verh. der z.-b. Ges. zu Wien 1870): „Es unterliegt keinem Zweifel, daß Hymenophyllum Tunbridgense in Sachsen im Aussterben begriffen und ein Überrest jener Zeit sei, in welcher die Sächsische Schweiz noch ein Küstenland und die norddeutsche Ebene ein Meerbusen war.“ (Siehe auch: Über Berg und Tal, Band 1, S. 349. O. Kohl.)

Migula schreibt über den Hautfarn: „Diese bei uns so seltene Art ist ein ausgezeichnetes Beispiel für die Anpassung an bestimmte lokale Verhältnisse; nur in der feuchten Luft enger schattiger Täler findet diese gegen Trockenheit gänzlich ungeschützte Pflanze ihre Existenzbedingungen.“ (W. Migula: Deutsche Moose und Farne 1909, S. 110.)

Gelegentlich erschienen in den Berichten der naturwissenschaftlichen Gesellschaft Isis zu Dresden, namentlich in den 70er Jahren, Angaben über das Gedeihen des Farns im Uttewalder Grunde. Zwischen 1885 und 1917 fehlen aber in diesen Berichten derartige Bemerkungen. Erst 1917 berichtet O. Drude, daß ein im Jahre 1885 entdeckter Hauptstandort der Pflanze im Uttewalder Grund durch Leichtsinns verlorengegangen sei, weil durch Abholzen des über dem Felsen befindlichen Waldes bei Anlage eines Fußpfades dem Farn die nötigen Lebensbedingungen entzogen wurden. Nur wenige Überbleibsel scheinen dort in Seitenschluchten erhalten geblieben zu sein.

Mir sind noch im Jahre 1905 zwei solche Fundstellen hinter dem Felsentore bekannt gewesen, von denen die eine im Jahre 1906 durch einen Felsabsturz vernichtet wurde, worüber ich in den Mitteilungen des Landesvereins Sächs. Heimatschutz Band XIII, 1924, S. 302, berichtet habe. Noch im Jahre 1929 habe ich an der anderen dortigen Fundstelle frische Farnwedel feststellen können. In der genannten Veröffentlichung erwähnte ich einen neuen von Prof. O. Beyer entdeckten Standort der Pflanze im Basteigebiet, den er mir im Jahre 1921 zeigte.

Eine Zuschrift vom Heimatschutz vor zwei Jahren gab mir Veranlassung nachzuforschen, ob an den mir bekannten Standorten noch frischer Hautfarn vorhanden wäre. Es ergab sich, daß sich im Jahre 1936 an der einen Stelle im Uttewalder Grunde leider keine frischen Exemplare mehr vorfanden. Es ist demnach wohl anzunehmen, falls nicht durch Zufall dort erneut ein Standort gefunden werden sollte, daß im Uttewalder Grund heute das Hymenophyllum Tunbridgense ausgestorben ist.

Die Nachprüfung des anderen Standortes im Basteigebiet, in einem Nebentälchen des Amselgrundes hat jedoch erfreulicherweise gezeigt, daß die Farn-

pflanzen hier noch ausgezeichnet gedeihen. Ein Belegexemplar von dieser Stelle aus dem Jahre 1936 befindet sich in meiner Sammlung.

O. Drude bezeichnet diese Reliktpflanze als die allerinteressanteste botanische Seltenheit des Landes, und es ist ein Glück, daß zur Zeit wenigstens noch ein Standort in der Sächsischen Schweiz vorhanden ist, von dem der Farn vermutlich kaum verschwinden kann. Im übrigen verweise ich auf meine oben angezogene Veröffentlichung in den Heimatschutzmitteilungen.

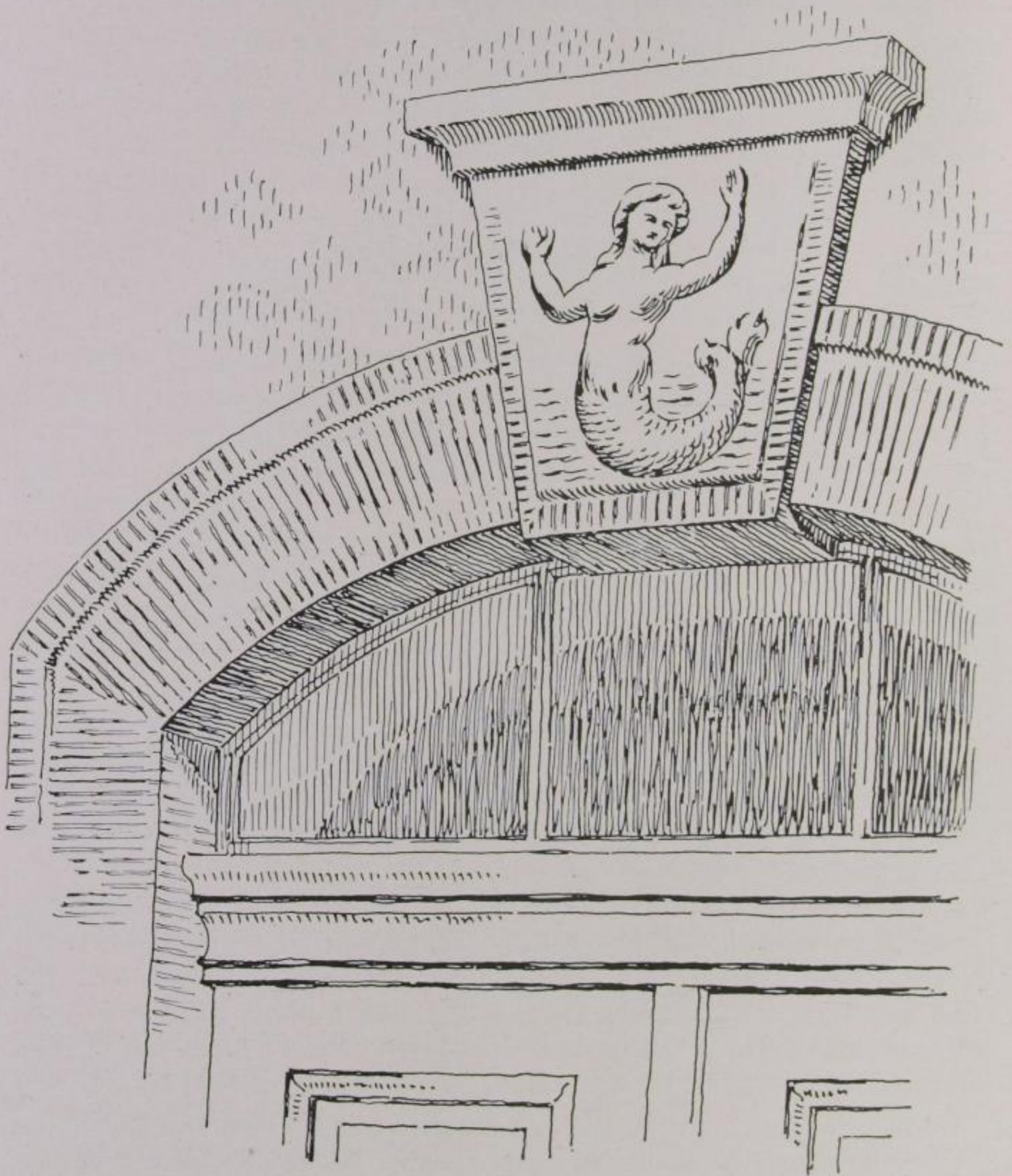
Plastische Hauszeichen

Mit zwei Federzeichnungen von Professor Karl Simmang

Der plastische Bildschmuck am Hause soll echte Heimatkunst sein, denn es werden alle eingeladen, die vorübergehen, sich daran zu freuen und sich mit dem Sinn des Kunstwerks zu beschäftigen. Wenn das Hauszeichen ausdrucksvoll zu uns spricht, so erinnern wir uns auch gern daran. Dies ist für den Besitzer des Hauses ein Vorzug, und es kann auch, besonders wenn es sich um ein Gasthaus handelt, recht nützlich für ihn sein. Mit unserer Volksgemeinschaft soll sich auch die volkstümliche Kunst erneuern und ausbreiten. Deshalb soll hier auf zwei ältere Dresdner Beispiele, die aus unserer besten Kunstüberlieferung stammen, durch die zeichnerische Abbildung hingewiesen werden.

Der Schlußstein der Eingangstür des alten Gasthauses an der Elbe, den wir zuerst zeigen, begrenzt nur ein kleines Feld und ist doch durch den unbekanntem Künstler mit einer bildnerischen Anregung und räumlichen Ausweitung angefüllt worden, die nicht übertroffen werden kann. Wie eindringlich und fein hat er die Lage des Hauses am Strome im Sinnbilde gestaltet! Das Wasserfräulein, das dort im flachen Reliefbilde zu sehen ist, wie es so leicht bewegt an die Oberfläche kommt, und die Arme in der Sommerluft ausbreitet, ist das Symbol des heiter belebten Flusses. Das plastische Werk will uns mit der Harmonie von Raumteilung, Körperform und Linienführung soviel sagen wie eine poetische Schilderung. Wir denken zum Vergleich an Goethes Meistergedicht „Der Fischer“ mit seinem sprachlichen Wohlklang.

Bei einem so anmutigen Bildwerk nehmen wir an, daß es unter glücklichen Bedingungen entstanden ist. Hier war der Hauptauschiffungsplatz für die Sandsteine, die zum Bauen gebraucht wurden. Hier wird unser Bildhauer oft herumgegangen sein, um sein Material auszusuchen und sich dabei am Leben auf dem Strom und über die Geschäftigkeit am Ufer zu freuen. Dabei kann auch die Bekanntschaft mit dem Bauherrn des Wirtshauses entstanden sein, die zu dem Auftrag geführt hat, in dem soviel persönliche Anteilnahme zum Ausdruck gekommen ist. Leider ist dieses kleine Kunstwerk jetzt in recht ungepflegtem Zustande, denn es wird durch eine dicke Ölfarbensicht undeutlich gemacht, die rissig geworden ist und abblättert.



19 K 35

Abb. 1

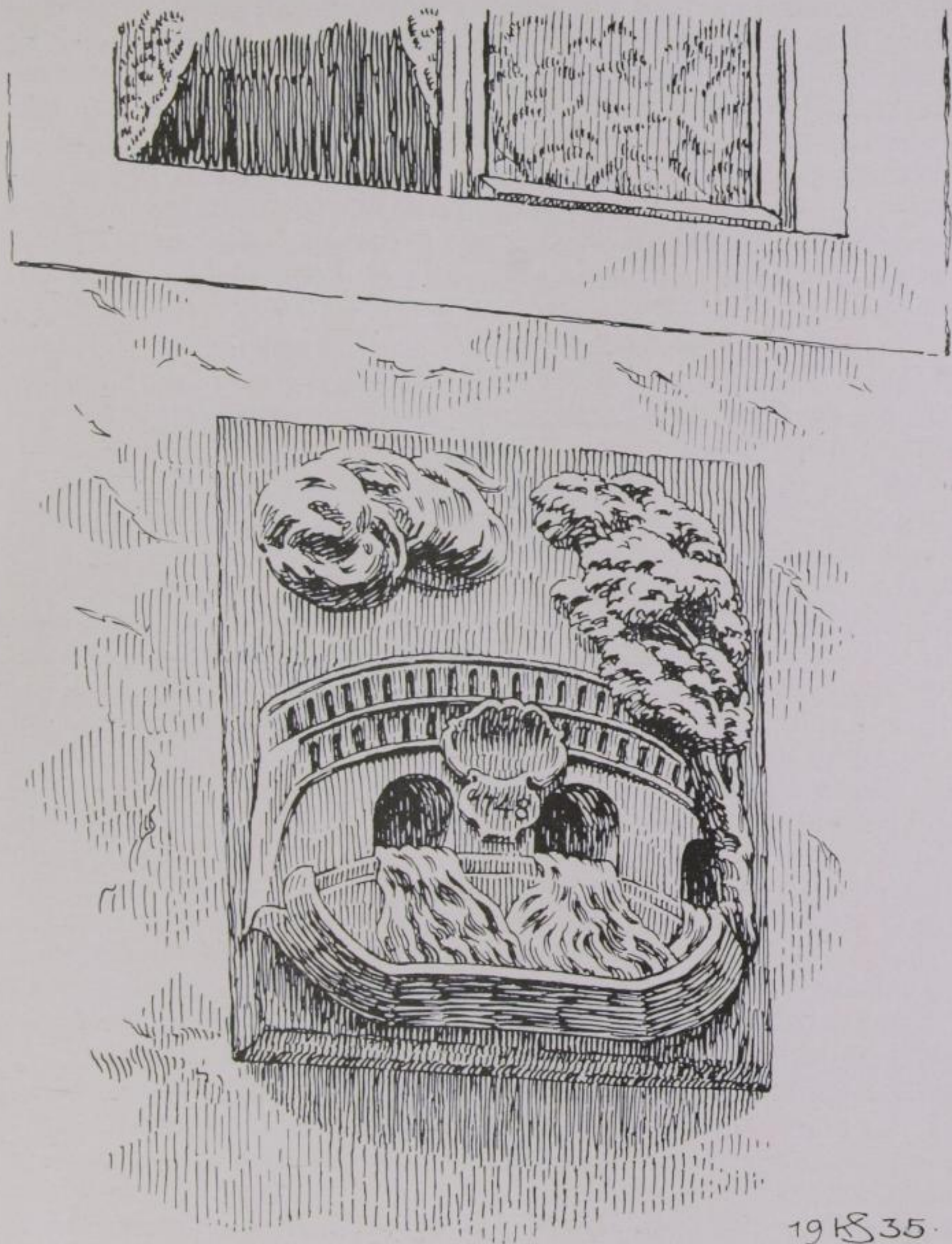


Abb. 2

Das andere Hauszeichen stammt aus dem innersten und engsten Bezirk unserer Altstadt und ist deshalb durch die Sanierungs- und Neubaupläne, die hier durchgeführt werden, zum Abbruch gekommen. Hier sehen wir Wasserfluten, die aus Brückenbögen strömen, und eine Luftbewegung, die sich im Baum und der Wolke auswirkt, im steinernen Bilde festgehalten. Im gedrängten Wohnquartier ist dies ein Sinnbild, das als Hinweis auf die ausgleichenden Kräfte der Natur allgemeine Bedeutung hat. Dieses Reliefbild wird aber auch für eine besondere Bestimmung geschaffen worden sein und wir können annehmen, daß es eine Badeanstalt oder ein solides Einkehrhaus kennzeichnen sollte. Im Schilde am Brückenpfeiler sehen wir die Jahreszahl 1748 eingemeißelt und auf dem Bande, das unten herumläuft, wird eine Schrift aufgemalt gewesen sein.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war das plastische Können in der sächsischen Residenzstadt auf der hohen Stufe, die durch die Berufung namhafter Künstler und durch die großen Bauaufgaben des Zwingers und der katholischen Hofkirche erreicht worden war. Im Gegensatz zu dem gesteigerten Ausdruck an diesen großen Bauten trifft unser kleines Hochreliefbild den volksmäßigen Ton. Dies zeigt sich in der behaglich erzählenden Art und der gegenständlichen Darstellung mit der beruhigten Gleichgewichtsverteilung. Die Gliederung des Raumes mit der großen Gruppierung von Hell und Dunkel ist meisterhaft beherrscht, und das Verhältnis zwischen dem Architekturkörper mit den klar-geformten Vertiefungen und den Naturgebilden mit den freien und fließenden Übergängen ist fein empfunden und wirksam ausgebildet.

Die plastische Form mit dem belebten Spiel von Licht und Schatten hat aber bei diesen alten Hauszeichen nicht allein genügt. Volkstümliche Werke wenden sich nicht nur an geschulte Betrachter, und darum mußten die sinnfälligen Mittel der Bemalung oder Vergoldung angewendet werden, um den einfach empfindenden Menschen anzuziehen und zu fesseln. Die Farbe wird auch durch die Aufgabe verlangt, wenn ein plastisches Gasthauszeichen für den „Grünen Baum“ oder den „Schwarzen Bär“ gemacht werden muß. So ist es bei dem stattlichen alten Gasthofsgebäude Terrassenufer 9, das mit seiner breitentwickelten Barockfassade von Wohlstand und Behäbigkeit im alten Vorstadtufer an der Elbe Zeugnis ablegt. Hier zeigt der Schlußstein des Eingangstores den schwarzen Bären als rastenden Wanderer mit Stab und Hut und Bierkrug. Die neue Bemalung ist mit Ölfarbe geschehen, die durch ihren Glanz und die Glätte nicht so gut aussieht, wie eine Behandlung mit kalkechten Farben, die sich mit einem feingeläuteten Stucküberzug des Bildwerks verbindet.

Das Wesentliche bleibt aber die plastische Kraft, mit der ein Hauszeichen gestaltet ist. Dadurch wirkt auch das kleine Werk eindringlich und überzeugend und verleiht dem Haus, das sich dem Straßenzuge der Stadt einordnen muß, das Gesicht und den besonderen Ausdruckswert. Geformte Steinbilder sind zuverlässige Zeugnisse des Geistes, aus dem sie entstanden sind und wirken als schweigende Symbole auf ferne Zeiten und kommende Geschlechter.

Das plastische Bildwerk unserer Zeit soll den Aufbauwillen des neuen Reiches erkennen lassen und deshalb müssen die Elemente der plastischen Ausdrucksfähigkeit urkräftig zur Geltung kommen. Die Bildkunst wird jetzt durch die Anweisungen der Führung an den öffentlichen Bauten planmäßig gefördert. Im privaten Bauwesen gibt es meistens größere Hemmungen zu überwinden, wenn etwas geschaffen werden soll, das über das Nützliche und Notwendige hinausgeht. Und doch ist es auch für einen Geschäfts- und Wohnhausbau ein dauernder Gewinn, wenn ein Name, eine besondere Art oder ein entschiedener Wille des Bauherrn in künstlerischer Ausprägung damit verbunden werden kann. Die alten Beispiele fordern uns auf, Neues und Gleichwertiges zu schaffen.

K. S.

Bewegliche Plastik

Eine volkskundliche Studie von Dr. F r e d o B a c h m a n n

Wenn auf den Schützenwiesen und Jahrmärkten unserer Heimat Luftschaukel, Karussell und Stufenbahn lärmend nebeneinanderstehen, dann warten oft Kinder vor einem prächtigen Orchestrion und sehen dem hölzernen Kapellmeister zu, der in Mozarttracht zwischen silberglänzenden Orgelpfeifen den Takt schlägt. Auf welchem stolzen Stammbaum diese bewegliche Figur zurückblicken kann, das erfuhr ich, als ich ihren Dorfahnen begegnete. Die wohnten in Kirchen und an Rathhäusern und hatten zu fürstlichen Festen Zutritt.

Ich will hier mit einigen Urvätern und Vettern des Kapellmeisters am Orchestrion bekanntmachen. Sie unterscheiden sich allerdings von ihm nicht nur durch ihr Alter, sondern auch durch ihren kulturgeschichtlichen und kunstgeschichtlichen Wert. Um auf den Zusammenhang mit der bildenden Kunst hinzuweisen, sollen sie unter dem Namen „bewegliche Plastik“ zusammengefaßt werden.

Im Zwickauer Museum befindet sich die fast lebensgroße hölzerne Figur eines Stadtsoldaten, die bei dem Zwickauer Fürstenschießen, das am 25. August 1573 unter Anwesenheit zahlreicher hoher Herren aus dem ganzen Reiche seinen Anfang nahm, zum Anzeigen der Schüsse verwendet wurde. Es ist, dem Zwecke entsprechend, eine derbe Arbeit in der Tracht jener Tage, mit Puffärmeln und Pumphose, alles rot-weiß in den Zwickauer Stadtfarben bemalt. Der umständliche Benedikt Edelbeck, der als Pritschmeister des Festes wegen von Budweis nach Zwickau reiste, erzählt, daß der geschnitzte Mann die guten Schüsse durch Schwenken einer Fahne und die schlechten durch Krachen hinter dem Ohre bekannt gab (Abb. 1). Auf dem Hans Reinhartschen Kupferstich, der das Fürstenschießen darstellt, erkennt man im Vordergrund die Figur auf dem Dache eines Häuschens (Abb. 2).

Öffnet man den Schiebedeckel am Rücken des Mannes, so kann man den Mechanismus beobachten. Durch jede Schulter führt eine schmiedeeiserne Welle, auf der außen die schweren Holzarme aufgesteckt sind; auf der linken sitzt innen

eine große Locke, die läßt den Kopf nicken, wenn sich der Arm zum Krazen hebt. Die Arme werden durch Drähte hochgezogen, die durch den Körper hindurchführen und im Sockel wieder auf Hebelarmen befestigt sind. Da die Figur erhöht aufgestellt war, konnte sie bequem durch Menschenhand bedient werden. Auf der erwähnten Darstellung sieht man hinter den Giebelfenster des Scheibenhauses zwei Männer, die das Anzeigen vermitteln.

Derartige Figuren waren nichts Seltenes. Gustav Freytag erwähnt mehrere in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ (Die Waffen-



Abb. 1. Die Zwickauer Anzeigefigur vom Fürstenschießen

festen des Bürgers). Der Zwickauer Stadtsoldat im besonderen hatte einen älteren Bruder, von dem uns der Freiburger Chronist Andreas Möller erzählt, und der noch deutlicher war in seiner Gestensprache. Beim „Gemeinen Armbrustschießen zu Freybergk“ im Jahre 1572 befand sich in der Nähe der Zielwand ein Turm, an dem „ein artig außgehawener und mit geel und schwarzen Kleidern wol außgepußter Bergman gestanden, welcher den jenigen Schützen, die einen guten Schos ins Blat gethan, eine Stufe silberhaltigen Erzes gewiesen, denen aber, die weite Schöße gehabet, das Arschleder zugekehret“.



Abb. 2. Das Fürstenschießen von Zwickau 1573 (Ausschnitt aus dem Reinhartschen Kupferstich)

Im Vordergrund sehen wir das Scheibnhaus und über dessen Giebel den Oberkörper der Anzeigefigur, die in der rechten Hand eine Fahne hält

Die Zwickauer Figur ist bis jetzt noch unbekannt geblieben. Nun aber kommen wir zu einem Beispiel der beweglichen Plastik, das sich seit 400 Jahren großer Beliebtheit erfreut. Selten vergeht eine Mittagsstunde, an der sich nicht Fremde auf dem Marktplatz zu Jena sammeln, um die Rathausuhr zu betrachten, zählt sie doch sogar zu den Sieben Wundern der Universitätsstadt. Über dem Zifferblatt befindet sich links eine hölzerne Figur in Pilgertracht. Sie trägt einen langen Stab, an dem oben eine goldene Kugel befestigt ist. Rechts, dem Pilger gegenüber, steht ein Engel, der mit beiden Händen eine Glocke hält. Über den zwei Figuren sehen wir den „Kopf“, die Maske eines Mannes mit teuflischen Zügen und mit einer Narrenkappe. Bei jedem Viertelstundenschlag bewegt das Engeln die Arme auf und nieder und bringt so die Glocke zum Läuten; beim Stundenschlag dreht sich der Pilger ein wenig, so daß die goldene Kugel am Ende des Stabes in die Nähe des Narrenkopfes kommt. Der aber reißt in diesem Augenblicke seinen großen Mund auf, als wenn er die Kugel verschlingen wollte. Er heißt deshalb der „Schnapphans“. (Abb. 3 und 4.)

Über den Sinn der Anlage hat man sich verschiedentlich Gedanken gemacht. Man kann wohl annehmen, daß der Kopf den Teufel darstellen soll, der immer wieder vergeblich versucht, die Erde zu besitzen, während der Engel nicht müde wird, der Menschheit zur Mahnung zu läuten.

Der Narrenkopf ist mehrfach in der Literatur erwähnt worden, so auch von Luther in seinen Tischreden und in einer Predigt. Die Uhr ist jetzt leider sehr hoch angebracht, so daß man die Einzelheiten der Plastiken nicht erkennen kann. Als sie vor kürzerer Zeit genauer untersucht und photographiert werden konnten, war man von ihrer Schönheit ganz überrascht. Die spätgotischen Schnitzwerke stammen aus dem letzten Drittel des 15. Jahrhunderts und wurden vermutlich von dem Uhrenbauer Hans Düringer gefertigt, der damals in Sachsen tätig war.

Von diesem Hans Düringer stammte vermutlich auch die Großenhainer Kunstuhr. Sie zeigte zwei Ziegenböcke, die sich beim Schlagen der Stunden miteinander stießen und dabei von einem Manne mit der Peitsche angetrieben wurden. Darunter war wieder ein Narrenkopf, der nach einem vergoldeten Apfel schnappte. Am Rathaus zu Johannegeorgenstadt befand sich eine Uhr, an der ein hölzerner Bergmann den Stundenschlag durch Abziehen seines Hutes und durch Bewegung mit dem Munde begleitete.¹⁾ Die Kunstuhr in Plauen ist heute noch erhalten; sie hat ein Mondwerk, die beweglichen Figuren zweier Löwen, eines wilden Mannes und eines wilden Weibes. An der Ostseite des Rathauses zu Pirna sieht man unter dem Zifferblatt zwei aufgerichtete rote Löwen zu Seiten eines Baumes, dessen Laubwerk sich wie ein Schirm über sie ausbreitet. Die Tiere bewegen die Tasse beim Schlagen, so daß es aussieht, als ob sie am Glockenstrange zögen. Berühmt sind die noch erhaltenen Kunstuhren in Nürnberg, Ochsenfurt, Marburg und in vielen

¹⁾ A. Schumann, Vollst. Staats-, Post- und Zeitungslexikon von Sachsen. Zwickau 1817.



Abb. 3. Die Uhr am Rathaus zu Jena



Abb. 4. Der „Schnapphans“ an der Rathausuhr zu Jena

anderen deutschen Städten, auch die in Prag und in Olmütz, die 1422 von Anton Pohl, einem Obersachsen, hergestellt worden sind.

Das Altertumsmuseum im Großen Garten zu Dresden besitzt sechs Engelsfiguren vom Prospekte einer Orgel, die sich bis 1738 in der Schloßkapelle zu Dresden, dann in der Kirche zu Friedrichstadt befand. Zwei der Engel sind unbeweglich, zwei führen mit dem rechten Arme Trompeten zum Munde und zwei ahmen die Bewegung des Tummelns nach. Die Plastiken sind etwa 90 Zentimeter hoch, ganz vergoldet und gehören ihrem Stile nach der Mitte



Abb. 5. Zwei Engeln von der Dresdener Orgel
Sie können die Bewegung des Tummelns ausführen

des 18. Jahrhunderts an. Vermutlich sind sie erst in Friedrichstadt dem Prospekte hinzugefügt worden (Abb. 5 und 6).

Die Vorrichtung, die die Gliedmaßen bewegt, ist am Rücken offen angebracht. Bei den Trompetern wird ein Hebel nach unten gezogen, dann hebt sich vorn der Arm; bei den Tummelengeln bewegen sich nur die Unterarme, deren Achsen durch die Ellenbogen nach hinten weitergeführt sind. Dort setzen wieder Hebelarme an, die abwechselnd heruntergezogen und durch Stahlfedern wieder in die alte Lage zurückgeschneilt werden. Die Dresdener Figuren wurden vermutlich durch den Blasebalg angetrieben. Wenn das betreffende Register gezogen wurde, drehte der Luftstrom ein Windrad. Die Kraft wurde auf die Drahtzüge übertragen, die an den Hebeln am Rücken der Figuren



Abb. 6. **Engelchen von der Dresdener Orgel**
Es kann die Trompete zum Munde heben. (Am Rücken sieht man einen Teil des Mechanismus)

befestigt waren. Sonst kam es auch vor, daß die Bewegung durch Tritte über dem Pedale bewirkt wurde.

Am berühmtesten waren die „Rohrassen“, so hießen die beweglichen Plastiken an der Münsterorgel zu Straßburg, die schon 1325 erwähnt werden und als große mechanische Kunstwerke durch Jahrhunderte Gegenstand zahlreicher Erörterungen wurden. Genaue Nachrichten über bewegliche Prospektplastik haben wir von der 1604 von Compenius erbauten Domorgel zu Magdeburg (Abb. 7). Von ihren 40 Figuren waren 12 beweglich. Zwischen den drei großen Pfeifentürmen sah man David mit der Harfe und König Salomo in Mannesgröße; sie konnten die Köpfe drehen, „schön verguldet und herrlich gemahlt“. Auf dem Rückpositiv stand ein Engel mit Buch und Stab, damit den Takt schlagend, etwas darunter ein vergoldeter Hahn, der die Flügel bewegen und krähen konnte. Über die ganze Schauffseite der Orgel waren Engelnchen verteilt, die die Laute schlugen, Posaunen oder Trompeten an- und absetzten und noch andere Instrumente spielten. Alljährlich während der Messe wurde mit dieser Orgel dem zahlreich versammelten Landvolke im Nachmittagsgottesdienste des Michaelisonntages ein Volksschauspiel gegeben. Nach Absingen eines Liedes spielte die Orgel mit vollem Werke, wobei sich sämtliche 12 Figuren des Prospektes bewegten. Zuletzt schlug der vergoldete Hahn dreimal mit den Flügeln und ließ ebensooft sein Krähen hören.²⁾

Versuche, die auf Abschaffung dieses Schauspieles abzielten, schlugen fehl, weil die Magdeburger Geschäftsleute dadurch den Besuch der Messe beeinträchtigt glaubten. Das prächtige Orgelgehäuse wurde 1830 zerstört, nur der vergoldete Hahn ist noch vorhanden.

Heute sind Orgelprospekte mit beweglicher Plastik ziemlich selten geworden. In der Stadtkirche des ehemals sächsischen Luckau in der Niederlausitz ist ein gutes Beispiel erhalten (Abb. 8, 9, 10). Vor der Mitte der Orgelempore stehen die Figuren zweier posaunblasender Engel und des harfeschlagenden David. Die Engel können ihre Instrumente zum Munde führen. Die Königsfigur hat keine beweglichen Glieder, sie kann sich nur im ganzen nach rechts und links wenden. Die Verbindung mit dem Orgelwerke ist heute unterbrochen.

Nach einem Berichte über die „Frühmette in Luckau“ aus dem Jahre 1855 war diese Orgel ihrer Figuren und anderer Eigenheiten wegen ähnlich wie die Orgel in Magdeburg alljährlich Gegenstand reger Anteilnahme.³⁾

An der von Casparini erbauten Orgel der Altroßgärter Kirche zu Königsberg in Ostpreußen, besonders aber an den von Joachim Wagner geschaffenen Instrumenten, der in der Zeit des Soldatenkönigs in Berlin arbeitete, befinden sich flügelschlagende Adler und Trompeten- und Paukenengel, so an der 1735 erbauten Orgel der Marienkirche zu Königsberg in der Neumark und an der Orgel der Potsdamer Garnisonkirche.

²⁾ W. Strube, Die Orgeln des Magdeburger Domes. Monatschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst.

³⁾ Fr. Ortwein, Deutsche Weihnachten. Gotha 1892.

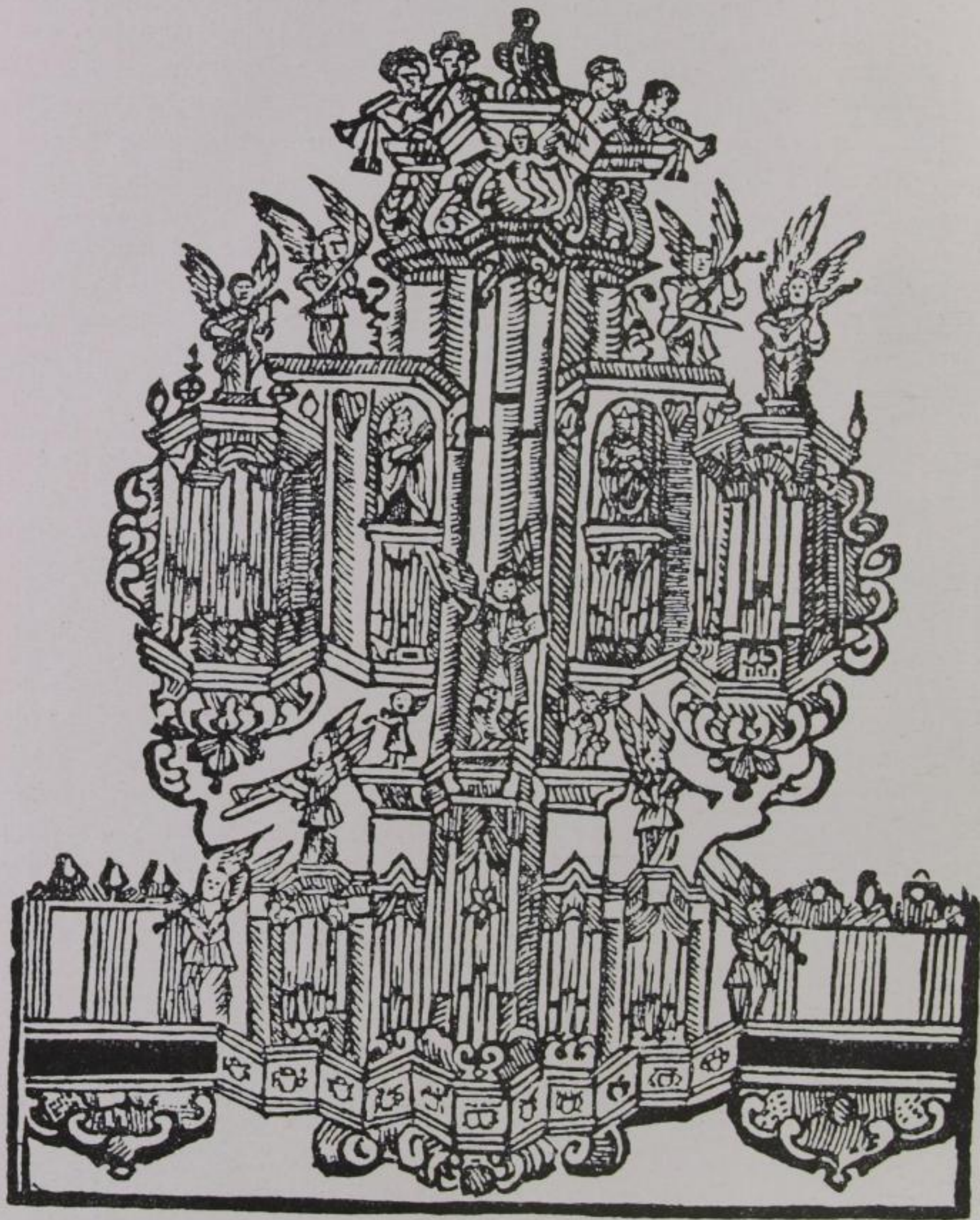


Abb. 7. Die von Compenius erbaute Domorgel zu Magdeburg
Auf dem alten Holzschnitt erkennen wir David, Salomo, den Adler und musizierende Engel



Abb. 8. Die Empore vor der Orgel zu Luckau



Abb. 9. Engel mit beweglichem Arm, an der Orgelempore zu Luchau



Abb. 10. David, an der Orgelempore zu Luchau

Schließlich muß noch an die eigentlichen Automaten gedacht werden, die besonders im 17. und 18. Jahrhundert in Tier- und Menschengestalt hergestellt worden sind. Gerade in Dresden sind uns im Mathematisch-Physikalischen Salon, im Grünen Gewölbe und im Historischen Museum zahlreiche Beispiele erhalten. Einen Eindruck von der Vielgestaltigkeit dieser Maschinen und von der Kunstfertigkeit und Erfinderkraft ihrer Erbauer gibt das große französische Werk „Le monde des automates“ von Chapuis et Gélis. Es ist wirklich so, als tue sich eine ganze Welt sonderbarer Wesen vor uns auf, die unter dem rasselnden Geräusch kleiner Räder schreiben, zeichnen, laufen, Musikinstrumente spielen oder eine andere Tätigkeit des menschlichen Lebens nachahmen.

Neben den stattlichen Formen der beweglichen Plastik dürfen die geringeren nicht übersehen werden. Da gibt es allerhand Spielzeug, dann Zimmeruhren mit rufendem Kuckuck und mit beweglichem Männlein, Weihnachtsberge und Bergwerke mit mechanischen Figuren, die im Erzgebirge ihre Heimat haben. Die Männlein dieser Bergwerke erinnern an die Freiburger Figur und an die Kunstuhr in Johannegeorgenstadt, und die automatischen Schießscheiben unserer Schützenfeste stammen in gerader Linie von den Anzeigefiguren des 16. und 17. Jahrhunderts ab.

Schließlich hat die Technik der Neuzeit dem alten Plan, einen künstlichen Menschen zu erbauen, neue Möglichkeiten erschlossen. Der ferngesteuerte Robot ist entstanden. Schon spukt er im Roman und im Film und setzt uns in ähnliche Spannung wie die schöne Olympia in Hoffmanns Erzählungen einst unsere Vorfahren. Die Formen haben sich geändert, geblieben ist das seltsame Bedürfnis, das Leben darzustellen nicht mit den Mitteln der Kunst, sondern auf außerkünstlerischem Wege durch die mechanische Bewegung.

Dem Menschen der vergangenen Jahrhunderte bedeuteten diese Dinge mehr als uns. Das wackelnde Totengerippe mit Stundenglas und Sense macht nicht mehr den Eindruck auf uns wie auf den Menschen, der sich des rein Mechanischen der Zusammenhänge nicht ganz klar war und der sich abergläubige Geschichten von dem Erbauer der Kunstwerke erfand, die in jener Ungewißheit ihre Wurzel hatten. Um so mehr bewundern wir den tätigen Erfinder. Da waren große Uhrmacher über den Kreis ihrer täglichen Aufgaben hinausgewachsen und hatten voll Prometheuswünschen einen Plan gefaßt, der ihre Kunst und ihre Kraft in fortwährender Bewegung bezeugen sollte. Und Bildhauer, Kunstschmied und Orgelbauer hatten sich dazugesunden.

So ist die bewegliche Plastik nicht nur eine volkskundlich bemerkenswerte Erscheinung, sondern sie ist auch ein Denkmal unseres alten deutschen Handwerks.

Zwei Steindenkmäler aus der Vergangenheit unserer ober- vogtländischen Heimat in Landwüst

Don E. Stübiger, Radiumbad Brambach i. D.

Im Band XXV, Heft 9 bis 12, habe ich über den Fund eines Zürnerschen Viertelmeilensteines in Radiumbad Brambach berichtet, während der verdienstvolle Sammler und Bearbeiter dieser alten Postzeichen, Dr. Kuhfahl, „Die Straßenzeichen August des Starken“ nach dem gegenwärtigen Stand seiner Forschungen vorführte. Dort finden wird auch das Bild des Viertelmeilensteines von Reizenhain, der noch vollständig in seiner alten Form erhalten ist. In Kuhfahls Buch „Die kursächsischen Postmeilensäulen Augusts des Starken“ ist eine weitere Abbildung eines Viertelmeilensteines zu finden, der den schönen pyramidenförmigen Aufbau zeigt. Dieser steht am Harthewalde bei Breitenau. Durch den Landwüster Fund erhöht sich die Zahl der Steine mit voll erhaltenem Kopfstück auf drei, so daß der Landwüster Meilenstein wirklich recht bedeutungsvoll ist.

Über sein Schicksal können wir nur sagen, daß er vor kurzer Zeit unter der Scheune des Bauerngutes Nummer 67 in Landwüst aufgefunden und wieder ans Tageslicht gebracht wurde. Den Besitzern war der Stein schon seit Jahren bekannt und diente als Grundpfeiler für das Balkenwerk der Scheune. Jugendlichem Drange, das Geheimnis des eigenartigen Steinsockels zu ergründen, ist es zu danken, daß sich der Sohn des Besitzers, Richard Wunderlich, in seiner Freizeit darüber machte, den Meilenstein in mühevoller Arbeit aus seiner Lage zu befreien. Dieser zeigt die für die Viermeilenzeichen üblichen Einmeißelungen AR, die Jahreszahl 1725 und das Posthorn. An der Seite lesen wir die Reihennummer 79. Auch der Landwüster Stein ist bei der Anwesenheit Zürners im Jahre 1725 in der Musikstadt Markneukirchen mit errichtet worden. In den Verhandlungsniederschriften lesen wir, daß die Säulen und Meilensteine aus Kapellenberggranit anzufertigen sind. Als unser Stein mit dem Eingehen dieser vom Vogtland nach der alten Staufstadt Eger führenden Poststraße seine Pflicht getan hatte, stand er achtlos am Wege und niemand kümmerte sich mehr um ihn. So dürfte sich ein Dorfahre des Bauern Wunderlich an diesen erinnern haben, als er zu seinem Scheunenbau Grundsteine gebraucht hat.

Als ich in den letzten Monaten ein zweites Mal in Landwüst weilte und mich mit dem Finder des Meilensteines über dessen weiteres Schicksal unterhielt, kam unser Gespräch auch auf die Griebenherde oder Pechsteine, in denen das zur Zubereitung der Wagenschmiere für die einstigen hölzernen Radachsen nötige Pech gewonnen wurde. Dabei erfuhr ich, daß im Hofe von Wunderlichs Nachbar (Stark) ein solcher Griebenherd sein Dasein fristet. Zuvor zeigte mir Wunderlich dessen Standort in der Dorfflur. Dieser befand sich außerhalb des Unterdorfes an einem in Richtung Schönlinde verlaufenden Wirtschaftsweg. Wir können den früheren Standort noch deutlich an den im Erdreich befindlichen Holzkohleresten erkennen, die von dem Kienholze herrühren, aus dem im

Griebenherd das Pech gewonnen wurde. Den Herd fand ich rußgeschwärzt im Starkschen Hofe in drei Trümmern vor. Diese sind allerdings noch so erhalten, daß sich ihre Wiederaufrichtung lohnt, die mir vom Besitzer zugesagt wurde. In der einen Steinhälfte ist auch das Abflußloch für das Pech noch erhalten.

Durch diese beiden Funde ist die Zahl der bisherigen Bodenaltertümer der Gemeinde Landwüst um zwei weitere erhöht worden. Was findet der Heimatfreund hier noch? Im Unterdorf liegt eine Ringwallinsel, deren Breite unten ungefähr 7 Meter und oben etwa 11 Meter beträgt. Die Spannweite des



Abb. 1. Wallanlage der Landwüster Schwedenschanze im Besitz des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

Grabens beträgt am oberen Rande gegen 10 Meter und an der Sohle 5 bis 6 Meter. In diesem Wall, der einstmals auf dem Rittergutsboden der Herren von Landwüst lag, ist der letzte Zeuge dieses einstigen obervogtländischen herrengeschlechtes im heimatlichen Boden zu erkennen. Von dem Orte Landwüst hören wir erstmalig am 24. Februar 1319, als der Komtur des deutschen Hauses in Saalfeld, Heinrich von Kürbiß, zwei Zinse in den Dörfern Mehlfheuer und Landwüst bekundet (in villa, que lantwste dicitur, vgl. Grادل, Monumenta Egrana Nr. 671). Im 15. Jahrhundert treffen wir die Herren von Landwüst als Besitzer der Herrschaft Haslau im Egerland an (Heinz v. L. Christoph v. L.). Zur selben Zeit nennen Egerer Urkunden dieses Geschlecht als Herren von Kutenplan (Christoph I. und II. v. L.).



Abb. 2

Wirtshauschild am Adlerschen Gasthof in Landwüst mit Ausgang zu Friedhof und Kirche

In der Nähe der alten kursächsischen Poststraße liegt die Schwedenschanze, die sich heute im Besitze des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz befindet und von kursächsischen Defensionen zur Verteidigung der Landesgrenzen errichtet wurde (Abb. 1). Nicht weit von dieser entfernt befindet sich die größte Ringwallinsel des Vogtlandes, das sog. alte Schloß in der Wintersreuth. Der Durchmesser dieses Ringwalles beträgt 21 Meter, die Tiefe ungefähr 2 Meter. Der Sage nach führte ein unterirdischer Gang von dem verschwundenen Dorf Wintersreuth nach der Sandwüster Kirche, der bei Erneuerungsarbeiten in derselben unter dem Altar freigelegt und zugeschüttet wurde. Am Nordende des Rundteiles sehen wir eine trichterförmige Vertiefung, die man für den Brunnen dieser Anlage halten kann, wohl aber auch der Eingang zu dem unterirdischen Gang sein könnte, da wenige Meter außerhalb des Walles eine starke Quelle zu finden ist. Den Ort Wintersreuth finden wir als Bynterskreut im Türkensteuerregister vom Jahre 1542 urkundlich genannt. Damals gehörten einige Wiesen daselbst zur Herrschaft Brambach (Staatsarchiv Weimar, Reg. pp. 590, 1, 2.).

Haben wir alle diese geschichtlichen Denkmäler besucht und vom Wirtsberg, den ein trigonometrischer Punkt krönt, Aussicht gehalten über das Grenzland des südlichsten Sachsen, dann ladet uns an der ehemaligen Poststraße im oberen Dorfe der schöne Straßengasthof mit seinem schmiedeeisernen Wirtshauschild zur Rast ein (Abb. 2).

Die beiden Funde aber aus den letzten Monaten verpflichten uns immer wieder, mit Aufmerksamkeit unsere Fluren zu durchwandern und den Mitteilungen von Volksgenossen Gehör zu schenken.

„Nur eine Lehmgrube —!“

Don Prof. Dr. H. Gallwitz, Dresden

(Mit einer Aufnahme des Heimatschutzes und vier Aufnahmen des Verfassers)

„Nur eine Lehmgrube —“ so dachte ich, als ich zwischen den Trockenschuppen der Ziegelei in Torna bei Dresden heraustrat und zum erstenmal die braunen Wände der Grube sah, die auf der einen Seite ein Bagger benagte, auf der anderen Seite treppenförmig abgebaut wurden. Ein riesiges Loch lag vor mir wohl 10 Meter tief und so weit, daß die beiden Ziegeleien von R. Prenzel und Schmidt & Co., die hier ihren Lehm herausholen, mit ihren Ringöfen und Trockenschuppen darin reichlich Platz finden könnten.

„Lohnt es sich überhaupt hineinzugehen?“ fragte ich mich noch, während ich schon neben der klimpernden Kettenbahn hinabstieg, denn Lehm gehört nicht zu den sonderlich geachteten Gesteinen in der Geologie, er steht besonders bei nassem Wetter dem Dreck zu nahe. Aber der Abstieg hat sich gelohnt! Ich habe ihn seither schon oft wiederholt auch mit Heimatsfreunden ohne geologische Kenntnisse — leider die meisten gehören in diese Gruppe — und auch sie fanden es lohnend, drum will ich hier darüber berichten.

Es ist doch nicht alles nur brauner Lehm in der Grube. Ihr Boden sieht bläulich-grau aus und ist nach einigen trockenen Tagen in lauter kleine Scherben eines splittrig harten Tonmergels zersprungen. Dem Frost ist diese wassergesättigte, weiche Masse gerade recht, um in ihre Oberfläche die zartesten Ranken von Eiskristallen einzudrücken, deren Muster nach dem Auftauen erhalten bleibt (Abb. 1), bis ein Regen die ganze Herrlichkeit auslöscht. In feuchtem Zustand ist er dunkelgrau und aufgequollen, kaum zu betreten. Etwa 2 Meter reicht dieser Tonmergel an den Grubenwänden in die Höhe, wird aber nach oben allmählich heller und der bläuliche Farbton weicht nach und



Aufnahme des Heimatschulzes

Abb. 1. Eindrücke von Eiskristallen im Tonchlamm der Ziegeleigrube Torna

nach einem graugelben. Das hat die Verwitterung bewirkt, die die dunklen, färbenden Eisenverbindungen in hellbraune überführte, verrosten ließ. Zugleich wurde der Kalk des Tonmergels ausgelaugt, so daß nun ein tonreicherer Mergel entstand, der zur Ziegelherstellung verwendet werden kann.

Dies unterste Gestein in der Ziegeleigrube gehört der Kreideformation an. Es war zur Kreidezeit einmal ein kalkiger Tonchlamm auf dem Meeresboden und enthält noch jetzt Reste von Meerestieren, besonders die Kalkskelette von mikroskopisch kleinen Urthierchen (Foraminiferen) kann man leicht in großer Zahl herauschlämmen. Manchmal ist auch die Schichtung noch zu erkennen, sie neigt sich jetzt mit 5° nach Norden dem Elbtal zu (vgl. Abb. 5 unten).

Über dem Tonmergel liegt der eigentliche Gegenstand des Abbaues, der braune Lehm. Es ist ein staubfeiner Sand, in dem die Korngrößen von 0,05 bis 0,02 Millimeter vorherrschen. Meist besitzt er einen beträchtlichen Kalkgehalt und ist dann als Löß zu bezeichnen. Der Kalk geht bei Verwitterung des Lößes in Lösung und scheidet sich in tieferen Lagen an Röhren ehemaliger Pflanzenwurzeln und in unregelmäßigen Knollen wieder ab. Diese sogenannten Lößkindl werden von den Arbeitern ausgelesen, da der Kalk beim Brennen der Ziegel schädlich wirkt. Durch die Entkalkung geht aus dem Löß der Lößlehm hervor.

Wir wissen heute, daß der Löß ein durch Wind aufgewehter Staub ist, der sich jeweils zu Zeiten der Vereisungen im Diluvium gebildet hat. Der Löß des Elbtalles wird in die Zeit der letzten Vereisung, der sogenannten Weichseleiszeit, gestellt.

Die Grenze zwischen Tonmergel und überlagerndem Löß ist in unserer Ziegelei-grube durch eine Steinlage ausgezeichnet. Diese Steine zeigen oft durch Wind geschliffene Flächen, denn sie waren ja den Staubstürmen der Lößzeit ausgesetzt. Mit nur 2° ist diese Grenze gegen das Elbtal geneigt.

So weit bietet unsere Ziegelei-grube keine Besonderheiten gegenüber vielen anderen derartigen Aufschlüssen in der Umgebung Dresdens. Wenden wir uns nun einem Vorsprung der Westwand zwischen den beiden Kettenbahnen zu, so finden wir die Grenze zwischen Kreide und Diluvium in eigentümlicher Weise gestört. Als schmaler Keil greift hier der Löß von oben her 2 Meter tief in den Tonmergel ein (Abb. 2). Bei genauerer Betrachtung sehen wir, daß dieser seitlich steil aufgedrückt und hochgekippt worden ist. Gehen wir um den etwa 25 Meter breiten Vorsprung herum, so finden wir an seiner anderen Seite die gleiche Erscheinung: einen Lößkeil im aufgedrückten Tonmergel (Abb. 3). Hier ist offenbar die gleiche, mit Löß gefüllte Keilspalte angeschnitten worden.

Wie derartige Keilspalten entstanden sind, konnte man erst aus Beobachtungen klären, die aus arktischen Gebieten von dem Amerikaner Leffingwell beschrieben worden sind. Die Bildung einer solchen Spalte beginnt damit, daß bei starkem Frost der Boden reißt. Ähnlich wie im trocknenden Ton-schlamm ein Netz von Schrumpfrissen entsteht, konnte Leffingwell Frostspaltenetze im Boden beobachten, deren Maschen jedoch 10 bis 15 Meter Durchmesser besaßen. In den schmalen Spalt dringt bei Tauwetter Wasser ein, dieses gefriert wieder, dehnt sich aus und drückt auf die Seitenwände des Spaltes. Bei erneut starkem Frost reißt die Spalte von neuem auf, wieder dringt Wasser ein, gefriert und preßt das Nebengestein auseinander. Im Laufe der Jahre erweitert sich dadurch der Spalt zu einem Eiskeil. Bei starkem Frost wächst er in die Tiefe, bei geringerem Frost verbreitert sich nur sein oberer Teil. Bis ein solcher Eiskeil 1 Meter Dicke erreicht hat, dürften nach Schätzungen Leffingwells 300 Jahre vergehen.

Das in die Frostspalten eindringende Wasser hat natürlich Lößmaterial eingeschwemmt, so daß von vornherein ein stark verunreinigtes Eis entstand.

Beim endgültigen Auftau wurde schließlich die Spalte vollständig mit Löß gefüllt, so daß nunmehr die Form des Eiskeils in Löß nachgebildet erhalten bleiben konnte. Dem Tonmergel hebt sich der Lößkeil durch den Farbunterschied sehr deutlich ab.

Betrachten wir nochmals die Baggerwand, nachdem wir unseren Blick mit der Erscheinungsweise der Eiskeile vertraut gemacht haben, am besten wenn sie nach einem Regen wieder etwas abgetrocknet ist, weil dann auch geringe Farbunterschiede deutlich hervortreten! In den etwa 10 Meter mächtigen Lößbildungen fallen uns nun auch Unregelmäßigkeiten auf. Zunächst sieht ein



Aufnahme des Verfassers

Abb. 2. Lößkeil im Plänermergel der Ziegeleigrube Torna

Die Schichten sind durch den Druck des gefrierenden Wassers steil aufgerichtet worden
Der Eiskeil wurde beim Auftauen durch Löß ersetzt

kleiner, nur 2,3 Meter langer Eiskeil im tiefsten Teil des Löß, der durch einige Kieslagen eine deutliche Schichtung zeigt. Mit seiner Spitze greift er in den liegenden Tonmergel hinein und ist in seiner unteren Hälfte mit Kies gefüllt, oben mit Löß (Abb. 4, rechts der Bildmitte).

Diese Keilspalte wird oben abgeschnitten durch eine graue Mergelschicht, die die Farbe des Kreidemergels besitzt. Das ist sehr auffallend, über dem diluvialen Löß wieder ein den liegenden Kreideschichten sehr ähnliches Gestein anzutreffen. Wie diese widersinnige Lagerung zustande gekommen ist, verrät uns die graue Schicht bei näherer Betrachtung selbst: Sie ist fast durch die ganze Baggerwand in wechselnder Mächtigkeit zu verfolgen und meist zeigt

ihre Oberseite eine regelmäßige Wellenbildung, wie sie auf fließenden Bodenmassen oft zu beobachten ist. Die Wellenberge sind alle nach Norden, also hangabwärts, steiler als nach Süden, manchmal sind sie sogar nach Norden übergelegt (Abb 5). Mit 2 bis 3° Neigung senkt sich diese Schicht nach Norden und dies geringe Gefälle hat offenbar genügt, den verwitterten Tonmergel, der weiter südlich in höherer Lage angestanden haben muß, in Fluß zu bringen und über den bereits abgelagerten Löß weggleiten zu lassen. Dabei vermengte er sich weitgehend mit Lößmaterial. Die Fließbewegung setzt eine starke Durch-



Aufnahme des Verfassers

Abb. 3. Lößkeil im Plänermergel der Ziegeleigrube Torna
Die Schichten seiner weiteren Umgebung sind gehoben

feuchtung des Bodens voraus, die wohl dadurch zustande gekommen ist, daß damals im tieferen Untergrunde noch Bodeneis vorhanden war, so daß das Sickerwasser nicht in die Tiefe dringen konnte.

Jedenfalls muß auf die Kältezeit des unteren Lößes und seines Eiskeiles eine etwas wärmere Periode gefolgt sein, die die Bildung der Fließerde ermöglichte. Dann ist aber erneut Löß aufgeweht worden und größere Kälte eingetreten, denn ein mächtiger Eiskeil von 5 Meter Länge sitzt im oberen Löß und reicht mit seiner Spitze durch die Fließerde hindurch bis in den unteren Löß hinab (vgl. Abb. 4). Die tieferen Teile des oberen Lößes sind verlehmt in Folge der stauenden Nässe über der tonigen Fließerde. Dieser Lößlehm hat dadurch ein fleckiges und im allgemeinen helleres Aussehen bekommen. Der

Verlehmungsvorgang muß aber schon vor der Bildung des letzten Eiskeiles stattgefunden haben, denn der Eiskeil hat die Verlehmungszone durchsetzt und seitlich aufgepreßt, während er selbst mit Löß gefüllt ist (vgl. Abb. 4).

In den obersten 2 Metern des Profils ist der Löß von oben her entkalkt. Zahlreiche Lößkindl finden sich unterhalb dieser Verlehmungszone. Es ist dies ein Vorgang der jüngsten Verwitterung.



Lößlehm

Löß

Verlehmter Löß

Fließerde

Löß und Sand

Pläner

Aufnahme des Verfassers

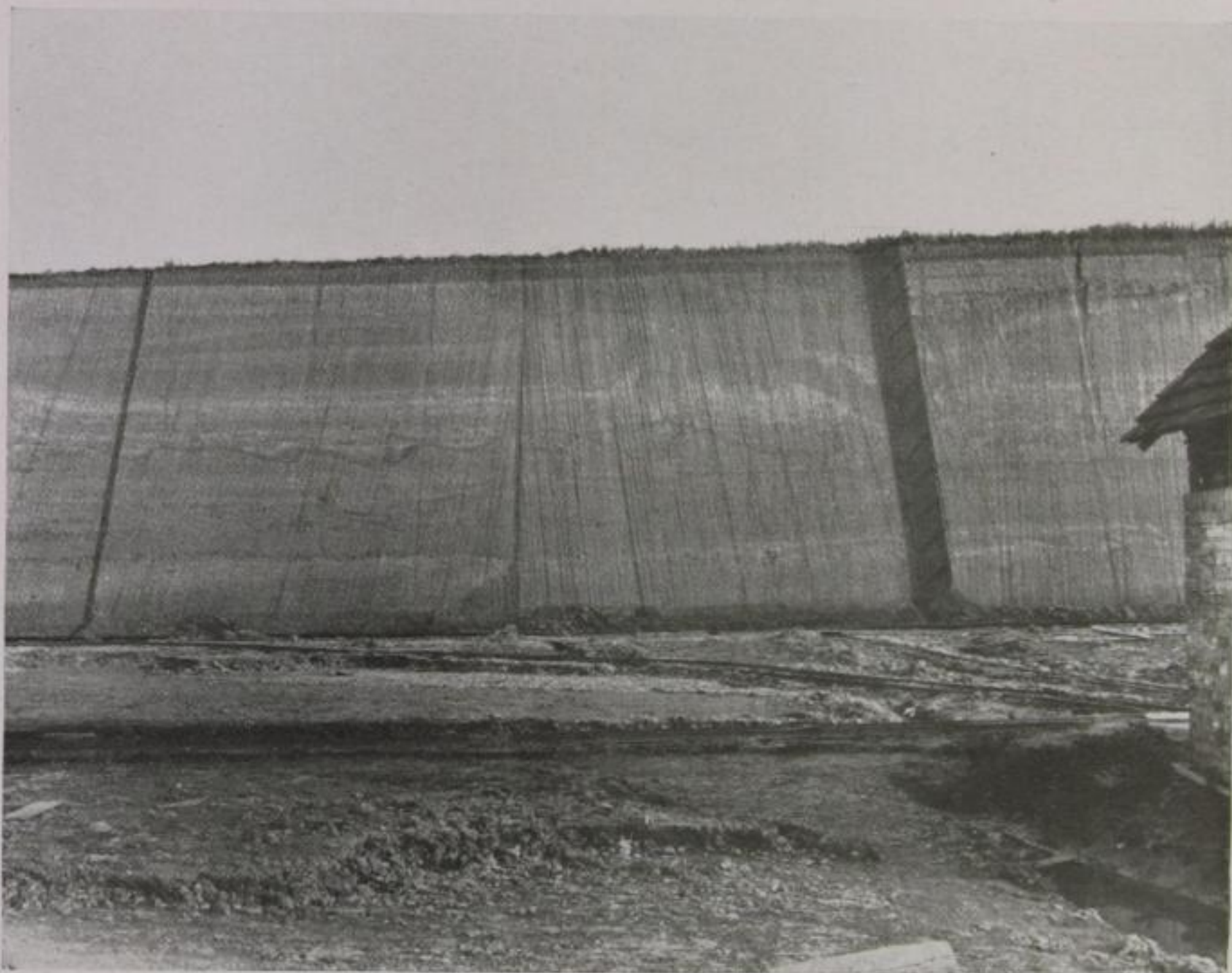
Abb. 4. Zwei fossile Eiskeile im Löß der Ziegeleigrube Torna
Der große Keil in der Bildmitte ist der jüngere, rechts
darunter der kleinere ist der ältere

An den verschiedensten Stellen der Baggerwand sind im Laufe des vorigen Sommers fossile Eiskeile in Erscheinung getreten. Wurden sie schräg zu ihrer Längserstreckung angeschnitten, so verzerrte sich ihr Bild fast zur Unkenntlichkeit in die Breite (Abb. 5, rechts), was ihre Entdeckung und Deutung als fossile Eiskeile erheblich erschwerte.

So zeigt uns die Tornaer Ziegeleigrube auf engem Raume ein Stück Erdgeschichte, das sich vor etwa 30 000 Jahren abgespielt hat und selbst einen

Abschnitt von mehreren Jahrtausenden umfaßt. In den fossilen Eiskeilen haben wir neue Zeugen dafür kennen gelernt, daß seiner Zeit auch in unseren Breiten ein arktisches Klima mit tief gefrorenem Boden herrschte, wie es sich bei einer Senkung der heutigen durchschnittlichen Jahrestemperatur um 8 bis 10° einstellen würde.

Durch Erdarbeiten besonders an den Reichsautobahnen sind in der letzten Zeit auch in anderen Gegenden Deutschlands fossile Eiskeile oft in netzförmiger Anordnung aufgedeckt worden. Ihre genaue Aufmessung und Beobach-



Aufnahme des Verfassers

Abb. 5. Das Lößprofil der Baggerwand in der Ziegeleigrube Torna

Unten Pläner (die Schichtung fällt nach links ein), darüber Löß und Fließerde (wellige Oberfläche), darüber Löß und Lößlehm; an der Wandstufe rechts ein schief geschnittener Lößkeil

tung aller Einzelheiten können für die Erforschung des eiszeitlichen Klimas wichtige neue Gesichtspunkte liefern. Überdies erlaubte das Nebeneinander von Eiskeilen und Fließerde in der Tornaer Ziegeleigrube zum erstenmal in Sachsen die Gliederung eines Lößprofiles durchzuführen und innerhalb der letzten Vereisung eine Klimaschwankung nachzuweisen, wie sie auch aus anderen Gegenden Deutschlands schon bekannt ist.

Darum stets die Augen auf für diese wissenschaftlichen Schätze unseres Heimatbodens, auch wenn sie in einer Lehmgrube liegen!

Das Schwarzenberg-Gebläse

Seine Erhaltung auf der Alten Elisabeth in Freiberg

Ein Denkmal sächsischer Maschinenbaukunst

Von Professor Dr.-Ing. Otto Frißsche, Freiberg

„Durch allerhöchstes Reskript vom 19. Oktober 1827 ist die Errichtung einer Königl. Schmelzhütte am Achtern Gebirge im Schwarzwasserthale, Behufs der Zugutemachung eines Teils der obergebirgischen Silber-, Blei- und Kupfererze allergnädigst anbefohlen worden“ — so berichtete der „Kalender für den Sächsischen Berg- und Hüttenmann auf das Jahr 1829“ über die Gründung der „Königl. Antonshütte“ bei Schwarzenberg.

Zur Windbeschaffung für die Hochofenanlage der neuen Hütte waren zunächst hölzerne Spitzbalgengebläse vorgesehen, wie sie damals im sächsischen Hüttenwesen am meisten gebraucht wurden. Auf der „oberen Muldnerhütte“ bei Freiberg stand aber auch schon ein ganz in Eisen ausgeführtes zweizylindriges Balanciergebläse, das i. J. 1827 von dem Gräfl. Einsiedelschen Sauchhammerwerk erbaut worden war und sich gut bewährt hatte. Hierauf fußend setzte es der weitblickende Freiburger Maschinendirektor Christian Friedrich Brendel durch, daß auch die Antonshütte trotz der höheren Kosten mit einem eisernen Zylindergebläse ausgerüstet werden sollte.

Brendel (s. Abb. 1*), geboren 1776, gestorben 1861, ist seit langem als einer der bedeutendsten Ingenieure seiner Zeit anerkannt. Er war der Sohn eines armen Bergmannes in Neustädtel bei Schneeberg, studierte an der Bergakademie Freiberg und schwang sich zum höchsten maschinentechnischen Beamten des Sächsischen Berg- und Hüttenwesens auf.

Zweifellos hat er das Gebläse für die Antonshütte entworfen, wenn sich das bisher auch noch nicht mit aller Schärfe aktenmäßig hat nachweisen lassen. Die anscheinend nicht erhaltenen Zeichnungen dazu sind von dem Maschinenbaumeister Döring von der Maschinenbauwerkstatt Halsbrücke ausgeführt worden; dort wurden auch die Holzmodelle für die schwierigen Gußteile des Gebläses angefertigt. Sein Bau wurde auf Brendels Empfehlung im Jahre 1830 Heinrich Ludwig Lattermann in Morgenröthe bei Rautenkranz im Erzgebirge übertragen.

Während Brendels Leben und Schaffen oft dargestellt worden ist**), ist über Lattermann nur wenig bekannt geworden. Daher sei an dieser Stelle kurz wiedergegeben, was ich von seinem Urenkel Gottfried, dem heutigen Besitzer des Eisenwerks Morgenröthe, über ihn erfahren und aus den Akten der Bergakademie Freiberg ermittelt habe.

*) Entnommen aus Matschoß, Die Entwicklung der Dampfmaschine (Berlin: Springer 1908), Band I, S. 162.

**) Zuletzt und sehr prägnant von Schiffner, Aus dem Leben alter Freiburger Bergstudenten (Freiberg: Maukisch 1935).



Aufnahme K. Reymann, Freiberg

Abb. 1. Christian Friedrich Brendel, geb. 1776, gest. 1861

Heinrich Ludwig Lattermann (s. Abb. 2*), geboren 1776, gestorben 1839, war der Sohn von Gottlieb Immanuel, der im Jahre 1797 die Eisenwerke Morgenröthe und Tannenbergesthal käuflich erwarb. Das erstere bestand urkundlich schon im Jahre 1596; die Werksprivilegien wurden 1618 ausgefertigt. Sein Gründer war ein böhmischer Emigrant namens Hutschenreuther, der seines protestantischen Glaubens wegen nach Sachsen eingewandert war.

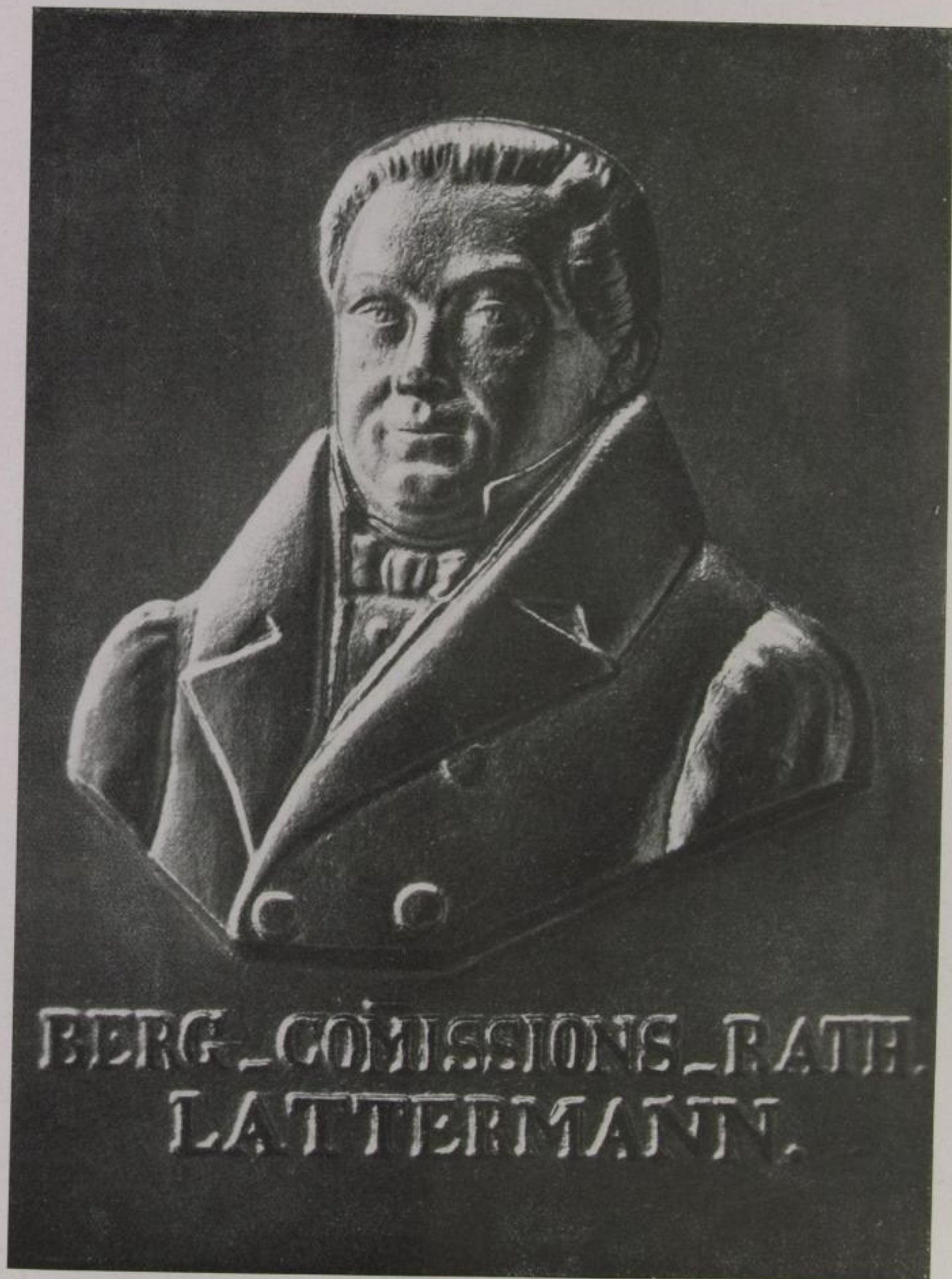
Nach dem Besuch des Gymnasiums in Bauzen studierte Heinrich Ludwig gleichzeitig mit Brendel an der Bergakademie Freiberg. Den von seinem Vater übernommenen Besitz mehrte er 1811 durch den Ankauf des Eisenwerkes Rautenkranz. Er wurde Königl. Sächs. Bergkommissionsrat, war Mitglied der Ständekammer und stand in freundschaftlicher Beziehung und regem Gedankenaustausch mit dem Grafen Detlev von Einsiedel, dem Besitzer der Lauchhammer-Werke, der dort den Maschinenbau neu aufgenommen hatte. Als ein Mann von hoher Begabung, hervorragendem technischen Verständnis und starkem Unternehmungsgeist war Lattermann sehr vielseitig tätig. Eines seiner Werke ist die heute noch erhaltene schöne „Themisstatue“ auf dem Rathause in Zeulenroda in Thüringen.

Mit dem Bau des Gebläses für die Antonshütte hatte Lattermann eine Aufgabe übernommen, die hart an die Grenze der Leistungsfähigkeit seines Werkes Morgenröthe heranreichte. Gußstücke von dieser Größe und zugleich Feinheit der Gestaltung waren dort wohl überhaupt noch nicht hergestellt worden. Überdies war Brendel in seinem Entwurf in mancher Beziehung ganz neue Wege gegangen**), so daß es viele unvorhergesehene Schwierigkeiten zu überwinden galt. Als am 19. Juli 1831 das Gebläse auf der Antonshütte zum erstenmal „mit dem erfreulichsten Resultate“ in Betrieb genommen wurde, da wird — das fühlt man deutlich aus den Akten heraus — in Morgenröthe wie in Freiberg mancher schwere Stein den Beteiligten vom Herzen gefallen sein. 14 Tage später wurde der Betrieb der Antonshütte eröffnet.

Langwierige Auseinandersetzungen verursachte die Bezahlung des Gebläses. Lattermann hatte nämlich in der endgültigen Rechnung den in seinem Angebot abgegebenen Preis erheblich überschritten. Es hat Brendel viel Mühe gemacht, einen gerechten Ausgleich zwischen den Erwartungen des Oberhüttenamtes in Freiberg, als des Bestellers, und den Ansprüchen Lattermanns zu finden. Man einigte sich schließlich auf rund 7100 Thaler, das bedeutet, umgerechnet nach dem mittleren Roggenpreis der Jahre 1828 bis 1832 und dem von heute, einen Betrag von rund 25 000 RM, von denen etwa 19 000 RM auf das Gebläse, 6000 RM auf das antreibende Wasserrad entfielen.

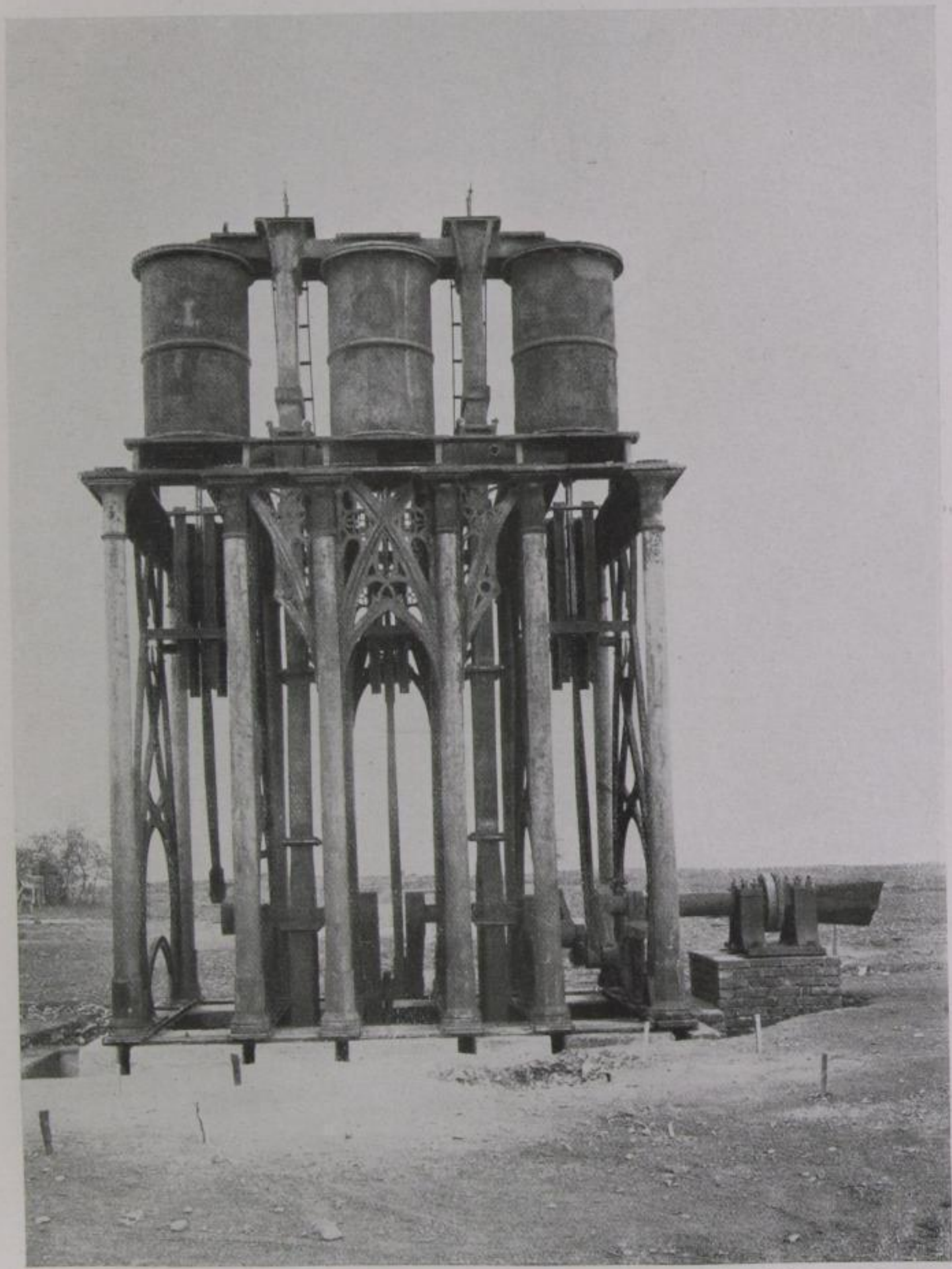
*) Nach einer gußeisernen Plakette des Eisenwerks Morgenröthe.

**) Am 24. März 1832 schrieb Lattermann an Brendel: „Ubrigens haben mir verschiedentlich hier auch anwesend gewesene Franzosen, Engländer, Russen, Preußen und Italiener versichert, eine derartige mit so vieler Umsicht und allseitiger Berücksichtigung projektierte Gebläsemaschine noch nirgends angetroffen zu haben.“



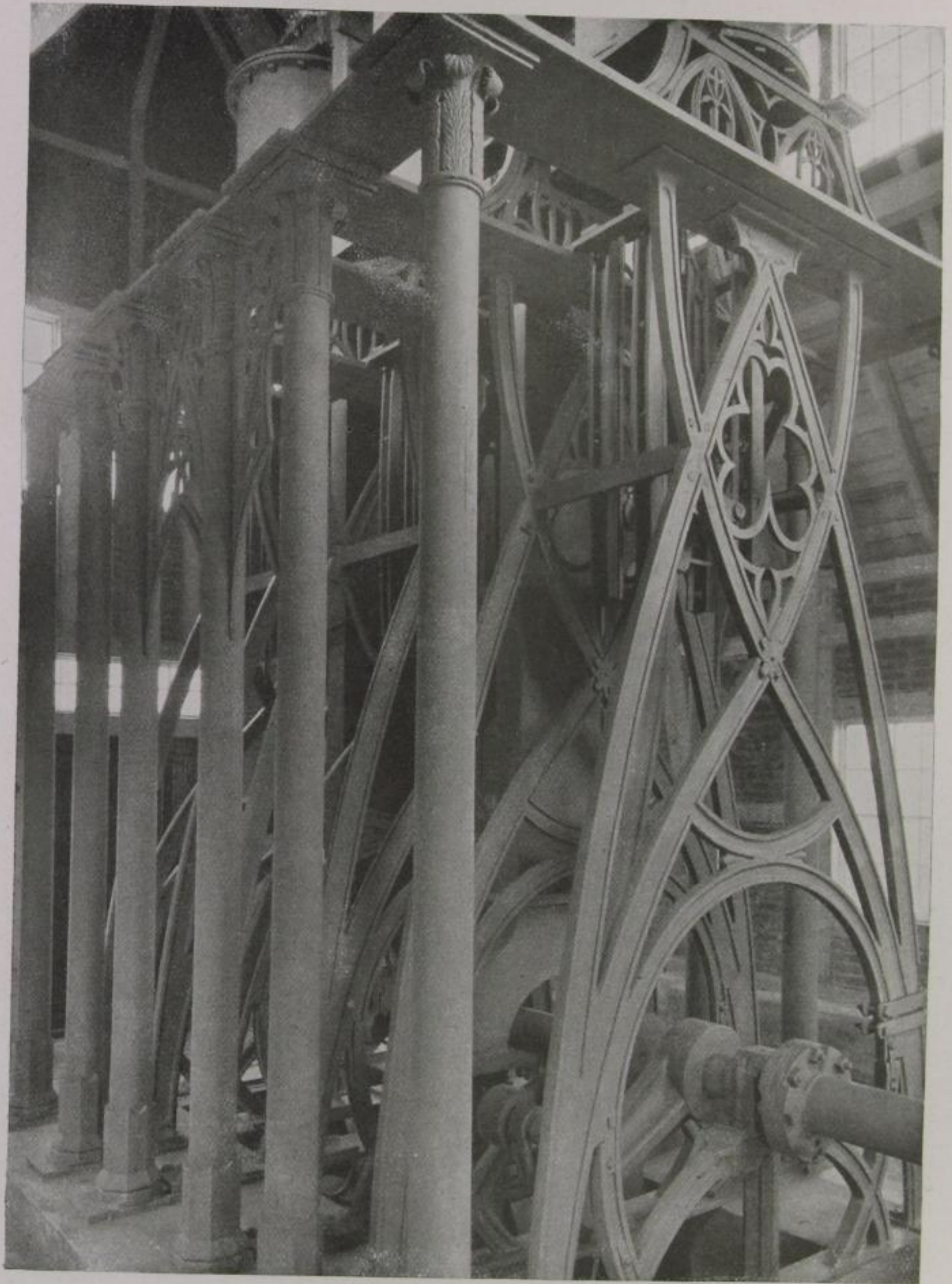
Aufnahme K. Reymann, Freiberg

Abb. 2. Heinrich Ludwig Lattermann, geb. 1776, gest. 1839



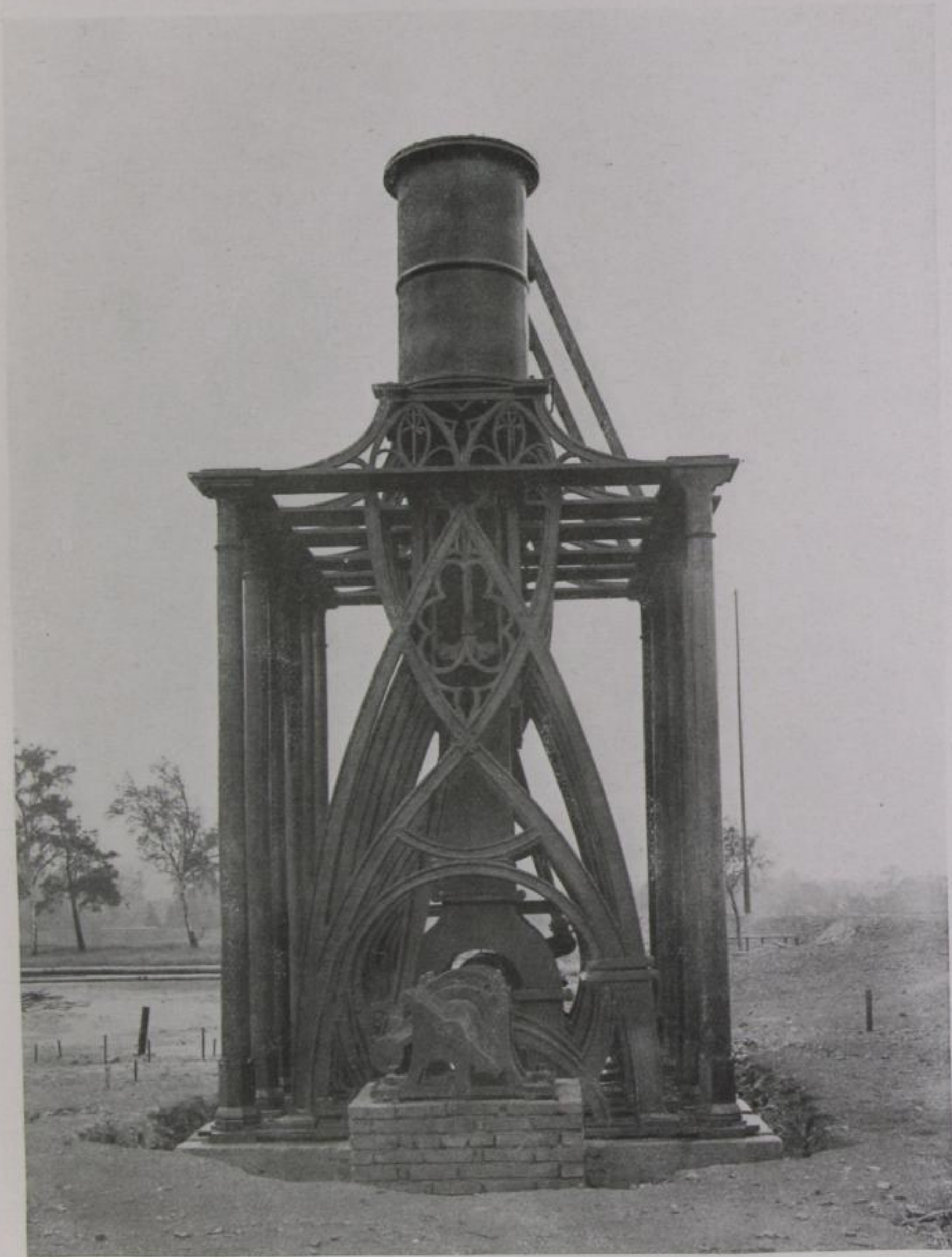
Aufnahme K. Reymann, Freiberg

Abb. 3. Schwarzenberg-Gebläse (Aufbau klar erkennbar)



Heimatfotografieaufnahme.

Abb. 4. Schwarzenberg-Gebläse (künstlerische Gestaltung)



Aufnahme K. Reymann, Freiberg

Abb. 5. Schwarzenberg-Gebläse (feiner Schwung der gotischen Bogenwände)

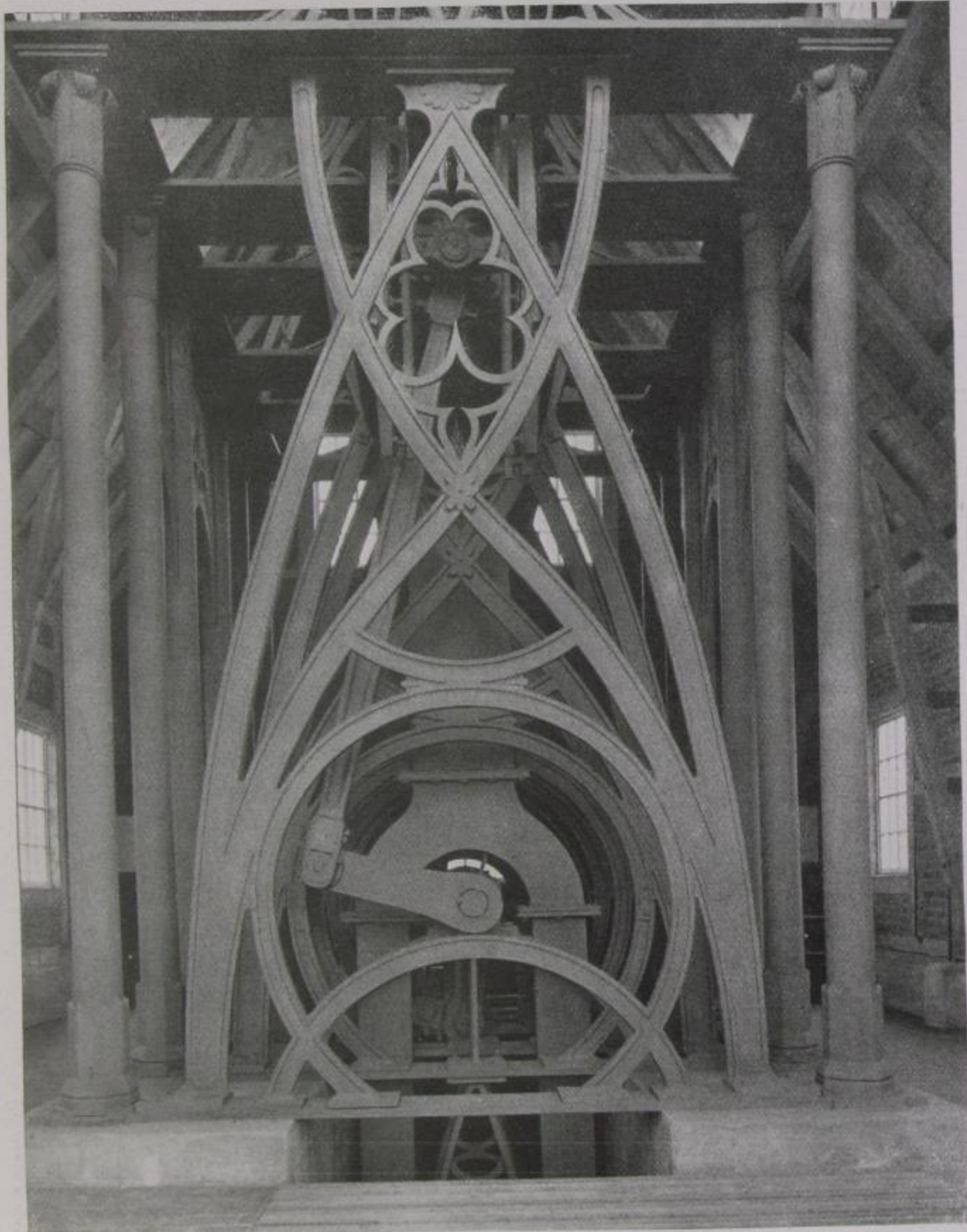
Abbildung 3 läßt den Aufbau des Gebläses klar erkennen. Die unten liegende Welle trägt rechts einen schweren Blattzapfen, der die Verbindung mit dem antreibenden Wasserrad herstellte. Dieses machte $10\frac{1}{2}$ Umdrehungen in der Minute und leistete etwa 14 PS. Drei Kurbelgetriebe übertragen die Drehung der Welle auf die doppelwirkenden Kolben, die sich in den hochgestellten Zylindern von 850 mm Durchmesser mit 1416 mm Hub auf und ab bewegen. Zwischen den Zylindern führen zwei rechteckige Windleitungen nach unten in den Grundblock, von wo ein Rohr unter Flur zu den Hochöfen ging. Das Gebläse lieferte rund 45 cbm Wind in der Minute bei einem Überdruck von 50 mm Quecksilbersäule; es ist nahezu $7\frac{1}{2}$ m hoch und wiegt — ohne Wasserrad — 33 000 kg. Auf seine in vieler Beziehung bemerkenswerten maschinentechnischen Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden.

Besonders auffallend sind die gotischen Bauformen des Gebläses. Zwölf $4\frac{1}{4}$ m hohe kapitälgeschmückte Säulen — Abb. 4 — und 6 Spitzbogenwände tragen die Zylinder und die Führungen der Kurbelgetriebe, ein für unser Auge seltsames Bild. Wir sind gewöhnt, technische Bauwerke dann als formschön anzusprechen, wenn sich in ihnen die reine Zweckgestalt möglichst vollkommen ausdrückt. Wenn wir aber auch den sogenannten „Architekturstil“, der sich im deutschen Maschinenbau etwa von 1820 bis 1870 vorfindet, heute als abwegig ansehen, so muß er doch aus seiner Zeit heraus verstanden werden. Unsere Kunstmeister hatten damals wohl das Gefühl, im Ringen mit dem spröden Stoff gesiegt zu haben, und sie freuten sich, das auch der Welt zeigen zu können. So schrieb Ernst Alban, einer der fortschrittlichsten deutschen Ingenieure, dessen dorisch stilisierte Hochdruckdampfmaschine aus dem Jahre 1840 im Deutschen Museum von Meisterwerken der Naturwissenschaft und Technik in München steht, daß die Maschine „auch in ihrem Äußeren ihre hohe wichtige Bedeutung für den Menschen und seine Werke ausdrücken sollte“*). Wenn man für diese Auffassung auch nur einiges Verständnis aufbringt, dann wird man zugeben müssen, daß in Brendels Entwurf die mittragenden Bogenwände in ihrem feinen Schwung — Abb. 5 und 6 — und die seitliche Versteifung der Säulen — Abb. 7 — Zweck und Formens Schönheit in sich vereinigen. Jedenfalls stellt das Schwarzenberg-Gebläse die am besten gotisch durchgebaute Maschine dar, die mir bekannt geworden ist, wahrscheinlich auch die bedeutendste dieser Art, die heute noch erhalten ist.

Das Gebläse hat auf der Antonshütte bis zu ihrer Stilllegung im Jahre 1860 gearbeitet. 1862 wurde es auf die Halsbrücker Hütte bei Freiberg verpflanzt. Dort ist es von 1863 bis 1925 in Betrieb gewesen. 94 Jahre war es alt, als es seine letzte Schicht verfuhr. Es kam zum Stillstand, nicht weil es betriebsunfähig gewesen wäre, sondern weil die zu seinem Antrieb dienende Wasserkraft durch eine Turbine vorteilhafter ausgenutzt werden konnte.

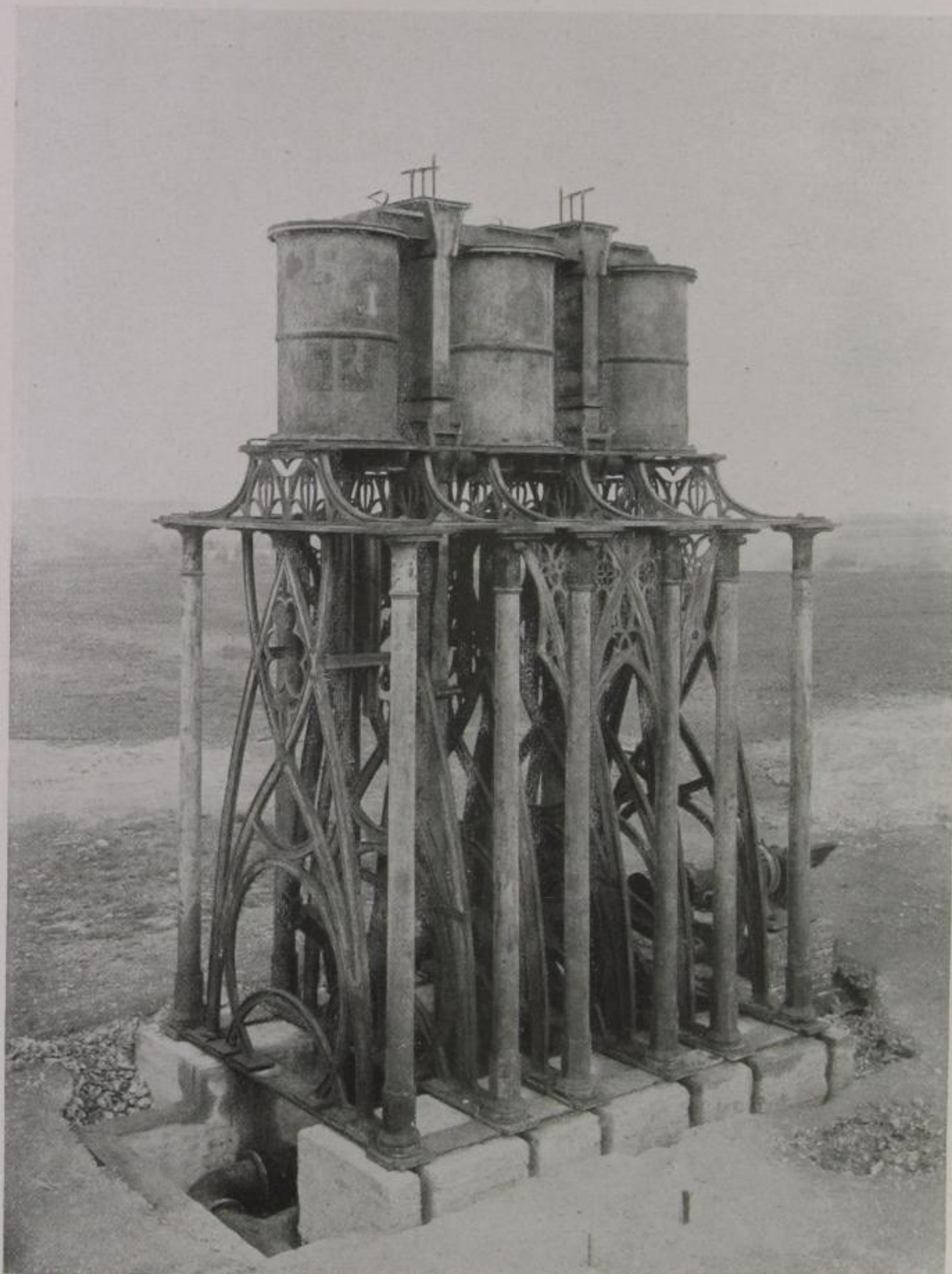
Jahrelang hat die Verwaltung der Halsbrücker Hütte das Gebläse verständnisvoll an seiner alten Arbeitsstätte belassen. Daß das bei den begrenzten

*) Matschoß a. a. O. Band I, S. 433.



Heimatschutzaufnahme

Abb. 6. Schwarzenberg-Gebläse (eindrucksvolle Wirkung im Schutzhause)



Aufnahme K. Reymann, Freiberg

Abb. 7. Schwarzenberg-Gebläse (Zweck und Formenschönheit deutlich erkennbar)



Heimatschutzaufnahme

Abb. 8. Die im Jahre 1847 erbaute Balancierfördermaschine der Alten Elisabeth

Raumverhältnissen der Hütte nicht auf die Dauer möglich sein würde, war jedoch vorzusehen. Bei der Ungewißheit, welches Schicksal dem Gebläse beschieden sein werde, ließ ich vorsorglich im Jahre 1934 durch Herrn Diplom-Ingenieur Benad aus Mitteln der Ingenieurhilfe die bis dahin fast unbekannte Bau- und Betriebsgeschichte aktenmäßig bearbeiten und das Gebläse in allen seinen Teilen zeichnerisch aufnehmen, um wenigstens auf diese Weise seinen Eingang in die Geschichte der Technik zu sichern. Diese wohlgelungene



Heimatschulgaufnahme

Abb. 9. Alte Elisabeth, von Süden gesehen
Rechts das Kesselhaus, in der Mitte das Treibehaus und dann die Betstube

Benadsche Arbeit*) befindet sich in einem Stück im Institut für Maschinenkunde der Bergakademie Freiberg, ein zweites Stück wurde der Handschriftenabteilung des Deutschen Museums überwiesen.

Im vergangenen Jahre ergab sich nun aber für die Halsbrücker Hütte die unumgängliche Notwendigkeit, den vom Gebläse eingenommenen Raum, ein Haus von 74 qm Grundfläche und fast 11 m Höhe, zur Erweiterung ihrer übrigen Anlagen heranzuziehen. Es wäre nicht zu verantworten gewesen, die technisch-geschichtlich unerseßliche Maschine zu verschrotten. Sie war schon im Jahre 1925 dem Deutschen Museum angeboten worden; dieses hatte aber aus Raumangel ihre Übernahme abgelehnt.

*) Einen ganz kurzen Auszug aus dieser Arbeit „Hochofengebläse aus dem Jahre 1830“ veröffentlichte Benad in den RTA.-Nachrichten 1934, Nr. 52.

Um das Gebläse zu erhalten, faßte ich den Plan, es in den Besitz der Bergakademie zu überführen, sorgfältig abzubauen und an einem geeigneten Platz wieder zu errichten. Träger dieses Unternehmens wurde das Institut für Maschinenkunde an der Bergakademie, das sich während der Herbstferien 1936 mit allen seinen Kräften dafür einsetzte, in hervorragendem Maße unterstützt von der Verwaltung der Halsbrücker Hütte und durch Baumeister Fritz Hofmann vom Braunkohlenforschungsinstitut der Bergakademie, der in un-



Heimatschutzaufnahme

Abb. 10. Das Gebläsehaus. Der Neubau fügt sich harmonisch der bestehenden Baugruppe ein

ermüdlischer, ehrenamtlicher Arbeit wesentlich zum Gelingen des Planes beigetragen hat.

Für die Wiederaufstellung des Gebläses wurde die Halde der schon im Anfang des 16. Jahrhunderts genannten „Alt-Elisabeth-Fundgrube“ in Freiberg ausersehen, die heute einen Teil der Lehrgrube der Bergakademie bildet und mit ihren Bauen über und unter Tage auch der öffentlichen Besichtigung zugänglich ist. An diesem Platz kam das Gebläse übrigens auch in die Gesellschaft einer etwas jüngeren, sehr achtbaren Schwester, der im Jahre 1847 erbauten Balancier-Fördermaschine der Grube (Abb. 8).

Um das Gebläse vor dem zerstörenden Einfluß der Witterung zu bewahren und es dauernd der Nachwelt zu erhalten, mußte es von einem Schutzhaus umschlossen werden. Die Gebäude der Alten Elisabeth stehen unter Denkmalschutz; daher hatte sich der Neubau ihrem Charakter anzupassen. Einen ersten Entwurf lieferte Fritz Hofmann. Unter Mitwirkung des Landbauamtes

Dresden und der Hochbaudirektion im Finanzministerium kam die endgültige Gestalt zustande. Baumeister Scholz in Freiberg führte den Bau aus.

Abb. 9 zeigt die Alte Elisabeth, von Süden gesehen; rechts das Kesselhaus mit seinem alterskrummen Schornstein, in der Mitte das Treibehaus und dann die Betstube. Ganz links erscheint das Gebläseschutzhaus. Abb. 10 gibt es mehr im einzelnen wieder und läßt erkennen, wie der Neubau die beschauliche Ruhe der alten Gebäude mit ihrem schlichten Fachwerk und den aufbaugeschmückten Schindeldächern im gleichen Ton weiterspinnt.

Die recht beträchtlichen Mittel, die für den Abbruch, die Überführung und den Wiederaufbau des Gebläses, sowie für die Errichtung des Schutzhauses erforderlich waren, wurden durch eine Sammlung aufgebracht, zu der in Form von Geldspenden, kostenloser oder verbilligter Lieferung von Baustoffen und durch werktätige Hilfe anderer Art die Gesellschaft der Freunde der Bergakademie Freiberg, die Stadt Freiberg, der Revierauschuß Freiberg, der Landesverein Sächsischer Heimatschutz, die Halsbrücker Hüttenwerke, das Eisenwerk Morgenröthe, die Mitteldeutschen Stahlwerke in Riesa, die Grube Ilse, die Tschöpelner Werke, die Braunschweigischen Kohlen-Bergwerke, der Verein deutscher Eisenhüttenleute, der Verein deutscher Eisengießereien, der Verein deutscher Gießereifachleute, die Wirtschaftsgruppe Maschinenbau und die Wirtschaftsgruppe Nicht Eisenmetall-Industrie in höchst dankenswerter Weise beigetragen haben.

In der tannengeschmückten Betstube der Alten Elisabeth wurde am 28. November 1936 in einer schlichten stimmungsvollen Feier der Schlüssel zum Schutzhaus dem Rektor der Bergakademie als dem Hausherrn übergeben. Unter seinem Vorantritt zog die stattliche Zahl der Festteilnehmer, unter ihnen der Urenkel und der Ururenkel des Erbauers Lattermann, dann zum Schwarzenberg-Gebläse*) hin, dessen Glieder sich im Kerzenschimmer von 50 Freiburger Blenden fast zu frischem Leben zu regen schienen.

So ist die denkwürdige Maschine in ihrem 106. Jahr in einen neuen Abschnitt ihrer Geschichte eingegangen. Als ein Meisterwerk zweier Söhne der Bergakademie Freiberg, Brendels und Lattermanns, gegossen in dem erzgebirgischen Eisenwerk Morgenröthe, treu bewährt als eine langjährige Dienerin zweier sächsischer Hütten, der Antonshütte und der Halsbrücker Hütte, als eine für ihre Entstehungszeit vollendete technische Leistung von charakteristischer Gestalt, soll sie von Heimatstolz künden und den Besuchern, die sie in Freiberg, dem Mittelpunkt des sächsischen Erzbergbaus und Hüttenwesens, auf der Alten Elise in naher und ferner Zukunft befahren, zurufen:

Verachtet mir die Meister nicht
Und ehrt mir ihre Kunst.

*) Mit diesem Namen wurde die Maschine auf der Halsbrücker Hütte früher bezeichnet, zum Unterschied von dem „Lauchhammer-Gebläse“, das 1836/37, also vor hundert Jahren, dort errichtet worden war. Diese dreizylindrige Maschine, deren mächtige Schwinghebel von korinthischen Säulen getragen werden, mußte 1925 abgebrochen werden; sie wurde auf meine Anregung hin von Dr. Koppenberg in Lauchhammer wieder aufgestellt.

Hochkirch

Don Otto Schumann, Hochkirch

Mit Aufnahmen des Heimatschutzes

Wer mit der Bahn von Bautzen hinüber nach Löbau fährt, dem zeigt sich das Lausitzer Land in eigener Schönheit. Nach links blickt das Auge über die fruchtbaren Äcker, auf denen zur Erntezeit ein goldenes Meer wogt, weithin bis an den schwarzen Rand der Heide. Auf der rechten Seite grüßen hinter Hügeln und Hängen, zwischen Büschen und Dörfern hindurch die Berge der



Abb. 1. Hochkirch und Schleißenberg, von Norden gesehen

Lausitz. „Paradies“, so heißt die Häusergruppe, die sich mit ihren schmalen Feldern und Himmelschlüsselwiesen eng an den Berghang lehnt. Die roten und blauen Dächer blicken über die Wipfel der Fichten und winken und grüßen ins Tal. Paradies, so könnte unsere ganze Heimat heißen. Seit Jahren schon sind unsere stillen Dörfer als Sommerfrischen beliebt. Bekannt sind sie freilich noch viel zu wenig. Aber auch das ist ein Vorteil. Alle, die aus Westsachsen oder aus einer anderen Gegend unseres Vaterlandes zu uns kommen, sind überrascht und stimmen begeistert zu, wenn die alte Sage von unserer Lausitz als einem wahrhaften Garten Gottes spricht. Und mitten darin liegt Hochkirch. Vor Zeiten, als der Bergwald mit seinen Buchen noch weit ins Hügelland reichte, entstanden hier die vielen kleinen Siedlungen. Hochkirch wird 1222 zum ersten Male urkundlich genannt.

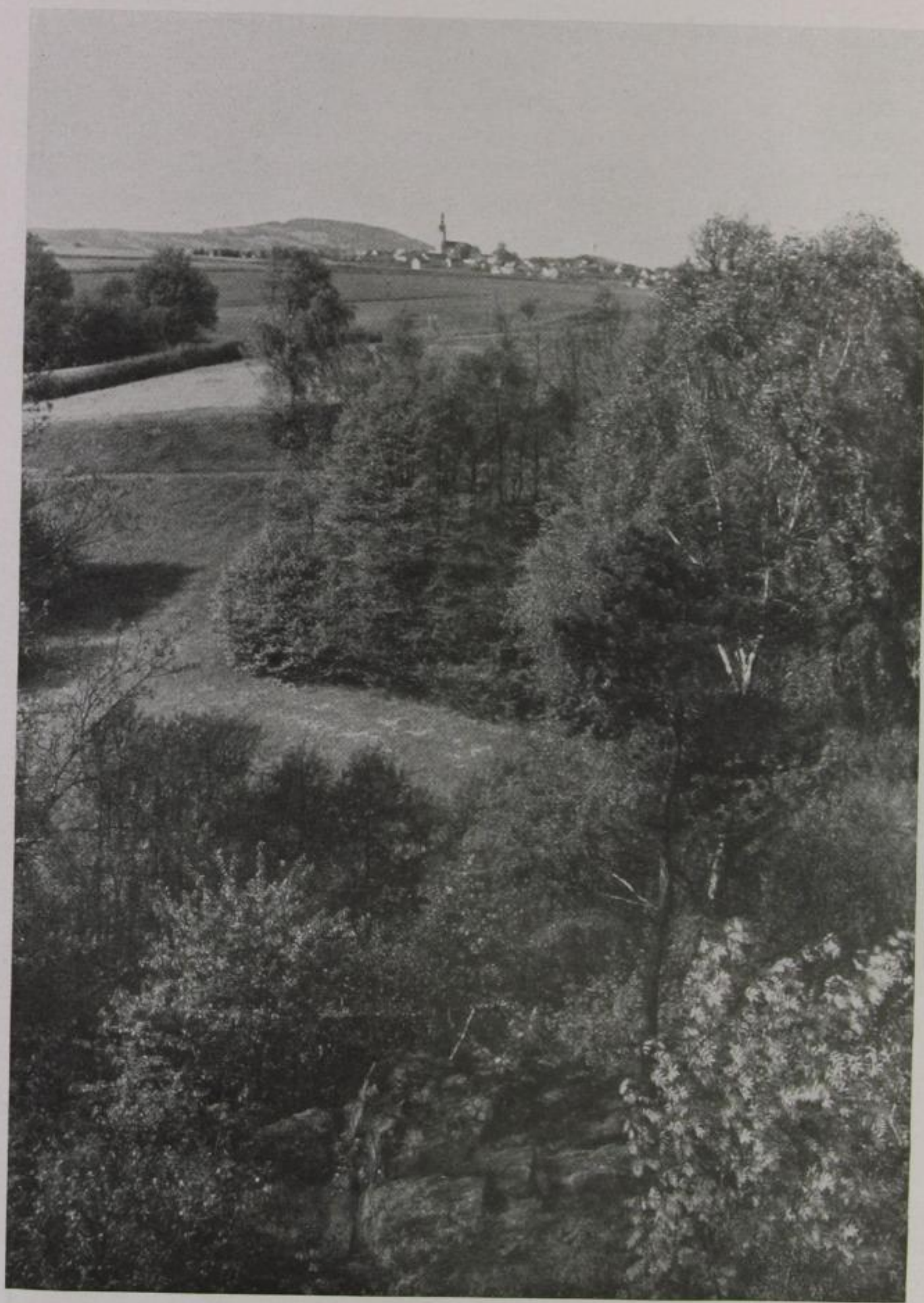


Abb. 2. Hochkirch. Blick von der Eisenbahnbrücke über den Niethener Grund

Zwischen unseren Bergen und der weiten Ebene liegt die Hochkircher Landschaft. Zahlreiche Bäche eilen hindurch. Sie haben durch Jahrtausende das Antlitz der Heimat geformt. Schmelzwässer der Eiszeit haben hier, wie in der gesamten Lausitz, die vorgelagerten Hügel durchnagt. Die Erosion begann am nördlichen Rande des Riegels. Sie setzte sich langsam nach rückwärts fort, bis endlich das Hindernis durchsägt war. An Stellen, die für eine Verteidigung besonders günstig erschienen, wurden schon in vor- oder frühgeschichtlicher Zeit Wehranlagen gebaut. Das sind unsere Schanzen.

Dicht bei Hochkirch, auf einem steil aufragenden Talsporn, liegt die Niethener Schanze. Von drei Seiten umfließt sie der Bach. Auf der Innenseite



Abb. 3. Niethener Grund

schließt ein gewaltiger, halbkreisförmiger Wall die Schanze ab. Siedlungsgeschichtliche Bedeutung bekam die Wehranlage besonders dadurch, daß sie, wie alle Schanzen, der Mittelpunkt der verstreut liegenden Siedlungen war. Sie bot in Kriegszeiten Zuflucht und mag wohl auch dem besonderen Schutze der nahen Straßenzüge gedient haben. Da planmäßige Grabungen hier noch nicht durchgeführt sind, läßt sich über die eigentliche Burganlage nichts mit Bestimmtheit sagen. Sie gehört zu den größten Burgwällen der Lausitz. Ein sich rechts windender Weg führt in den schützenden Ring. Die Schanze ist seit Mai dieses Jahres in die Denkmalliste für vorgeschichtliche Denkmäler auf Grund des Sächsischen Heimatschutzgesetzes vom 10. Januar 1934 eingetragen.

Wenn unten am Bache die letzten Buschwindröschen und Himmelschlüssel leuchten, dann erblühen oben auf dem Schanzenrund unter Linden und Akazien die ersten Veilchen. Von der einstigen Mühle im Grund liegen nur noch die grauen Mühlsteine am ausgetrockneten Teiche. Auf der Nordseite schmiegt sich das prächtige alte Herrenhaus an die Schanze.

Das Niethener Wasser eilt hinab in die Talau. Wir blicken ihm nach und sehen im Geiste da unten auf der alten Heerstraße von Bauzen nach Reichenbach buntes Kriegsvolk ziehen. Karl XII. von Schweden führte einst seine Regimenter hier durch. Dort steht mitten auf einer weiten Wiese bei Nechern der „Schwedenstein“.

Die Inschrift lautet:

MDCCCX

M · C · P · C ·

THIELAUE · ORD · EQ

S · A/G v SALE
PRANDIISSE
F^ERTV

H · L · R · SVE CIAE
CAROLUM · XII ·

Durch das alte Hochkirch führten einige Straßenzüge, die noch heute als tiefeingeschnittene Hohlwege erkenntlich sind. Die schnurgerade Straße Bauzen—Hochkirch—Löbau ist erst in der Napoleonischen Zeit als Heerstraße gebaut worden. Der Alte Friß kam noch auf der „alten“ Straße herangezogen. Die mündete im Unterdorf am Vorwerk und führte am alten Gerichtskretscham vorbei. Heute ist dieses Gasthaus längst nach dem Oberdorfe verlegt. Vom alten Straßengasthof in Steindörfel, nahe bei Hochkirch, sind noch einige schöne alte Bücher und Kaufverträge erhalten. Da berichtet eins der Bücher Seite für Seite über Dorspanndienste, die teils mit zwei oder drei Pferden geleistet worden sind. Das muß ein mühsames Vorwärtskommen gewesen sein. Niemand sorgte für gute Straßen. Die schweren Wagen sanken bis an die Achsen

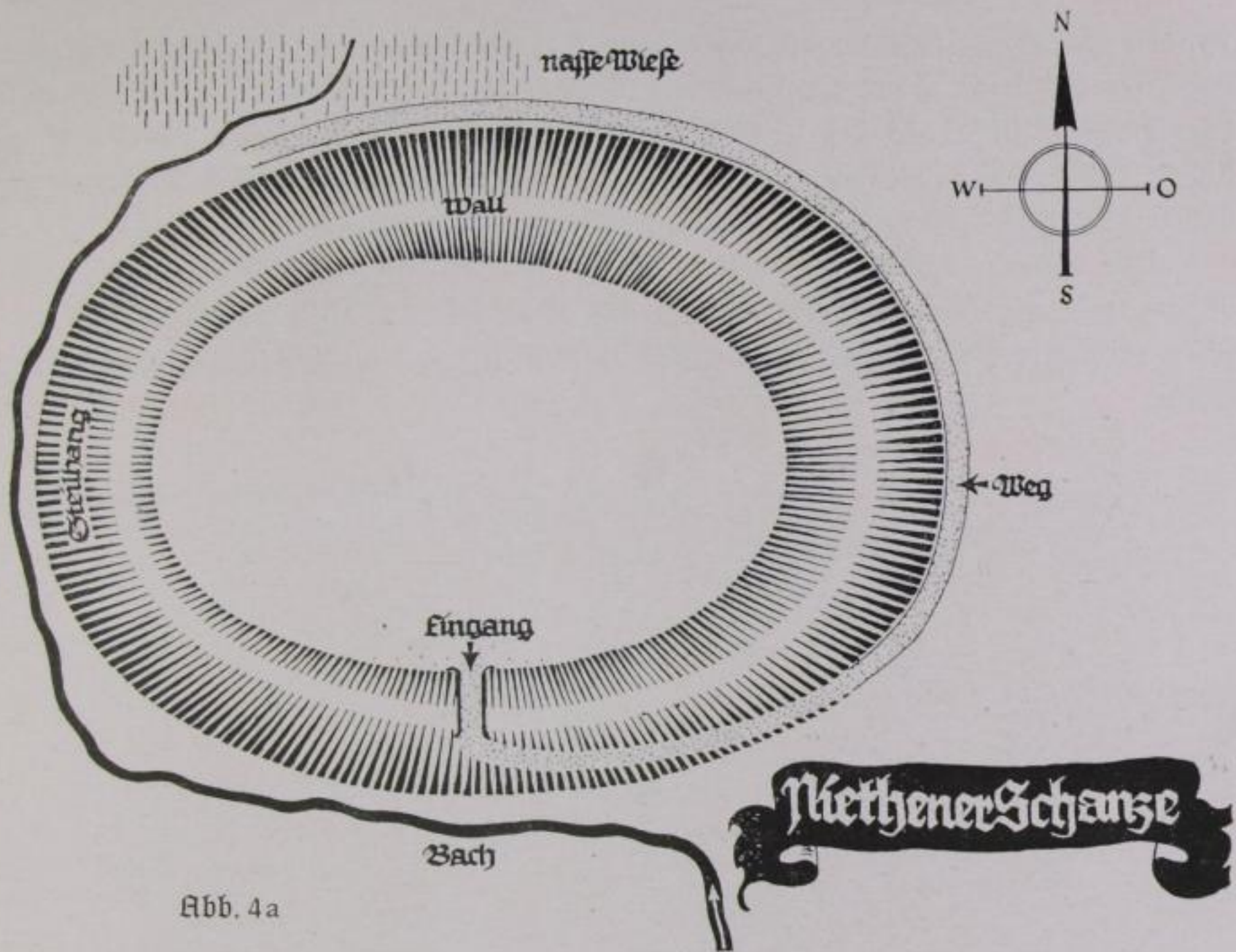


Abb. 4b. Am Hange der Niethener Schanze

in den tiefgründigen Lehmboden. Am Bachübergange bei Kuppritz waten die Pferde oft bis über die Knie im Wasser. Da brach so manches Wagenrad, so manche Deichsel, da riß so manche Kette. Nichts ist natürlicher, als daß an diesen besonders schlechten Stellen der Straße Schmieden entstanden. Heute ist die Bedeutung dieser einst so wichtigen Schmieden gesunken.

Der alte Schankwirt von Steindörfel scheint ein guter Pferdepfleger gewesen zu sein. Er berichtet in einem der alten Bücher eingehend über die verschiedenen Pferdekrankheiten und gibt Mittel an, die diese Krankheiten heilen sollen.



Abb. 5. Innenseite des Walles

Dom Schleifberg und Huhberg.

Noch heute hört und liest man immer wieder von den „alten Götterbergen der Wenden“. Und doch reichen diese Namen nur bis in die Zeit der Romantik zurück. Damals machte man aus dem alten guten Namen Schleifberg den Czorneboh und aus dem Huhberg den Bieleboh. Sie sahen in den zerklüfteten Gipfelklippen geheimnisvolle Opferaltäre, Teufelskanzeln usw. Und der einfache Mensch glaubte es nur zu gern. Auf alten Karten, sogar auf den österreichischen Generalstabskarten des Weltkrieges findet man noch den schönen Namen Schleifberg. In jene romantische Zeit fällt auch die Entstehung so mancher „alten Ruine“. Wir haben ein Beispiel davon im Lausker Park. Der stille Weiher mit der Insel, die verschwiegene Wege mit den Figuren, die alte

Burg oder Ruine und das bleiche Mondenlicht darüber, das gehört zu den Besonderheiten jener Zeit.

Wie eine Perlschnur auf grünem Samt, so hängen die Dörfer Lehn, Sornzig, Wuischke, Meschwitz und Raxlau am dunklen Walde. Gute Markierungen zeigen dem Fremden den Weg. Aber noch schöner sind die stillen Pfade, die nur der Einheimische kennt.

Dort, wo am Fuße des Schleißberges das Bauerndorf Meschwitz liegt, heißt der Bergwald der Schimmelbusch. Am Waldeingange lehnt ein wuchtiger Stein mit folgender Inschrift:

 **Gott schütze den Wald** 

Uralter Gemeindewald

= Schimmelbusch =

**Durch Krieg verloren und von
der Gemeinde Meschwitz zurück
gekauft am Ostersonnabend 1927.**

Bóh škitaj naš lěs!

Damit hat es folgende Bewandnis: Im Kriegsjahre 1813 zog eine Abteilung französischer Soldaten durch Meschwitz. Einem Offizier wurde sein schöner Schimmel erschossen. Zur Strafe sollte das Dorf niedergebrannt werden. Nach langem Bitten wollte der Offizier Gnade für Recht ergehen lassen, wenn ihm unverzüglich ein ebenso schöner Schimmel als Ersatz geliefert werde. Die Meschwitzer hatten keinen. In den Nachbarorten war auch keiner. Schließlich kauften die Meschwitzer auf dem Rittergut Wurschen einen besonders schönen Schimmel. Aber die Bauern konnten ihn nicht bezahlen. Sie mußten ihren schönen Waldbesitz am Schleißberge als Kaufpreis geben. Mehr als hundert Jahre vergingen. Die Zeit nach dem Weltkriege mit ihren veränderten Wirtschaftsverhältnissen war gekommen. Da bot sich den Meschwitzer Bauern eine günstige Gelegenheit, ihren Wald wiederzuerwerben. Sie kauften ihn für eine hohe Summe zurück.



Abb. 6. Rittergut Niethen, an der Nordseite der Schanze



Abb. 7. Rittergut Niethen



Abb. 8. Alte Brücke bei Rodewitz

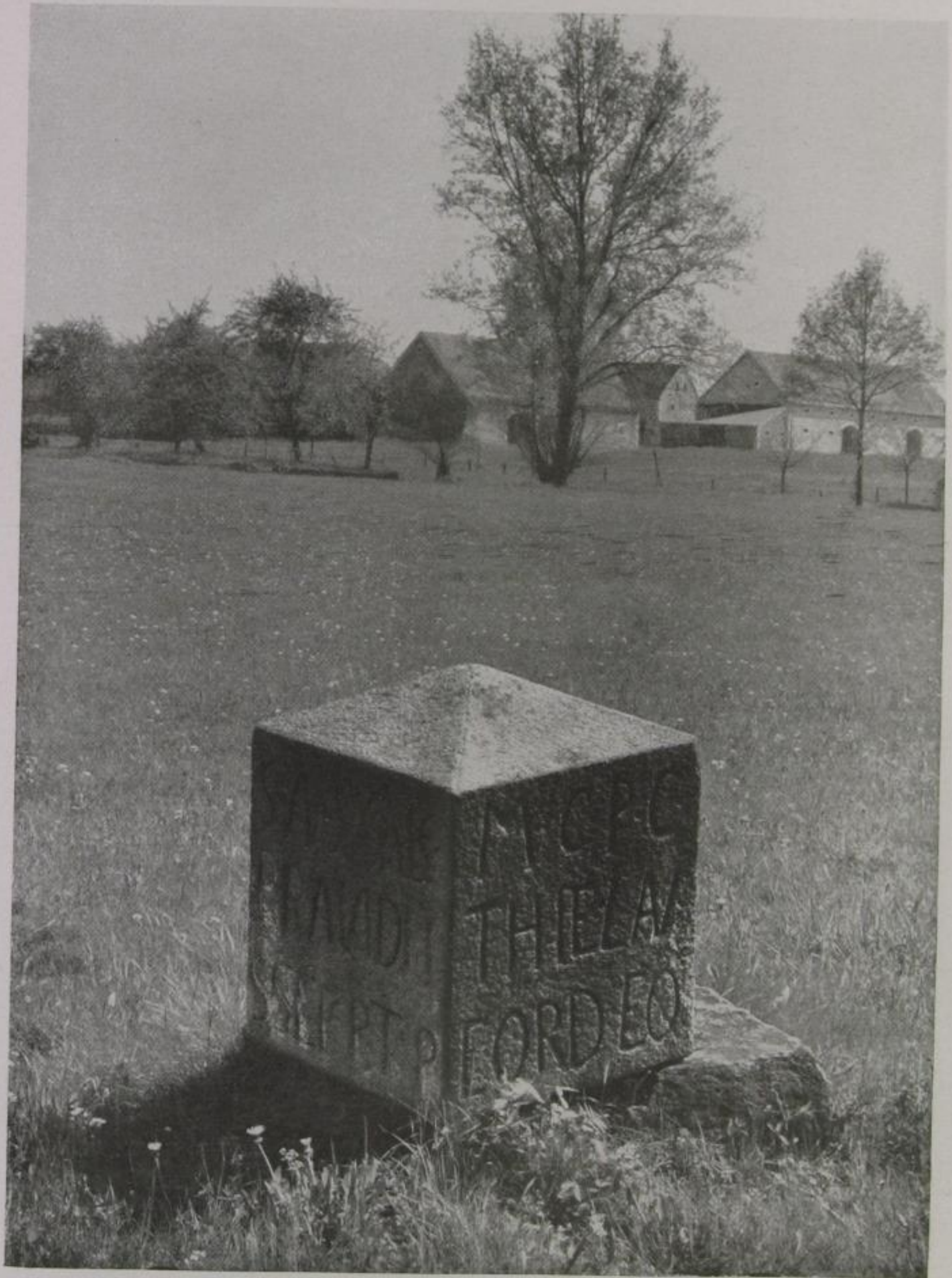


Abb. 9. Schwedenstein bei Nechern, nördlich von Hochkirch
an der alten Heerstraße Baußen — Reichenbach



Abb. 10. Der Schleifberg



Abb. 11. Am „Dogelherd“ bei Wuischke, südlich von Hochkirch



Abb. 12. An der Blutgasse in Hochkirch



Abb. 13. Auf dem Friedhof. Die Lehnsche Grust an der Südseite der Kirche in Hochkirch

1. Die reizvolle Außenarchitektur besteht aus einem erkerartigen Vorbau. Er ruht auf granitnen Säulen. Die jonischen Pfeiler des Obergeschosses sind, wie die gekuppelten Fenster, mit Blumen- und Rankengehängen verziert.
2. Das Brüstungsfeld füllt eine von Ranken umgebene Kartusche mit einem Relief: Ein Schloß auf felsiger Höhe. Zu ihm schreitet ein Wanderer empor.

Auf dem Schriftband links, schlecht lesbar: Der schmale Weg ist ? ?,

den ich zum Himmel wandern soll.

Helm und Panzer, Geschützrohre, Fahnen und Kesselpauken füllen das Giebelfeld. An der Grusttür (derer von Gersdorf) ein schönes, schmiedeeisernes Gitter; im Korbogensfeld Rankenfüllung und Mittelkartusche. Nach Ansicht der Kunsthistoriker stammt das Relief von der sogenannten „alten“ Kirche, also aus reformatorischer Zeit.

Stellungen der beiderseitigen Armeen nach dem Aufmarsche der Oesterreicher in der Nacht vom 13/14. October 1758.

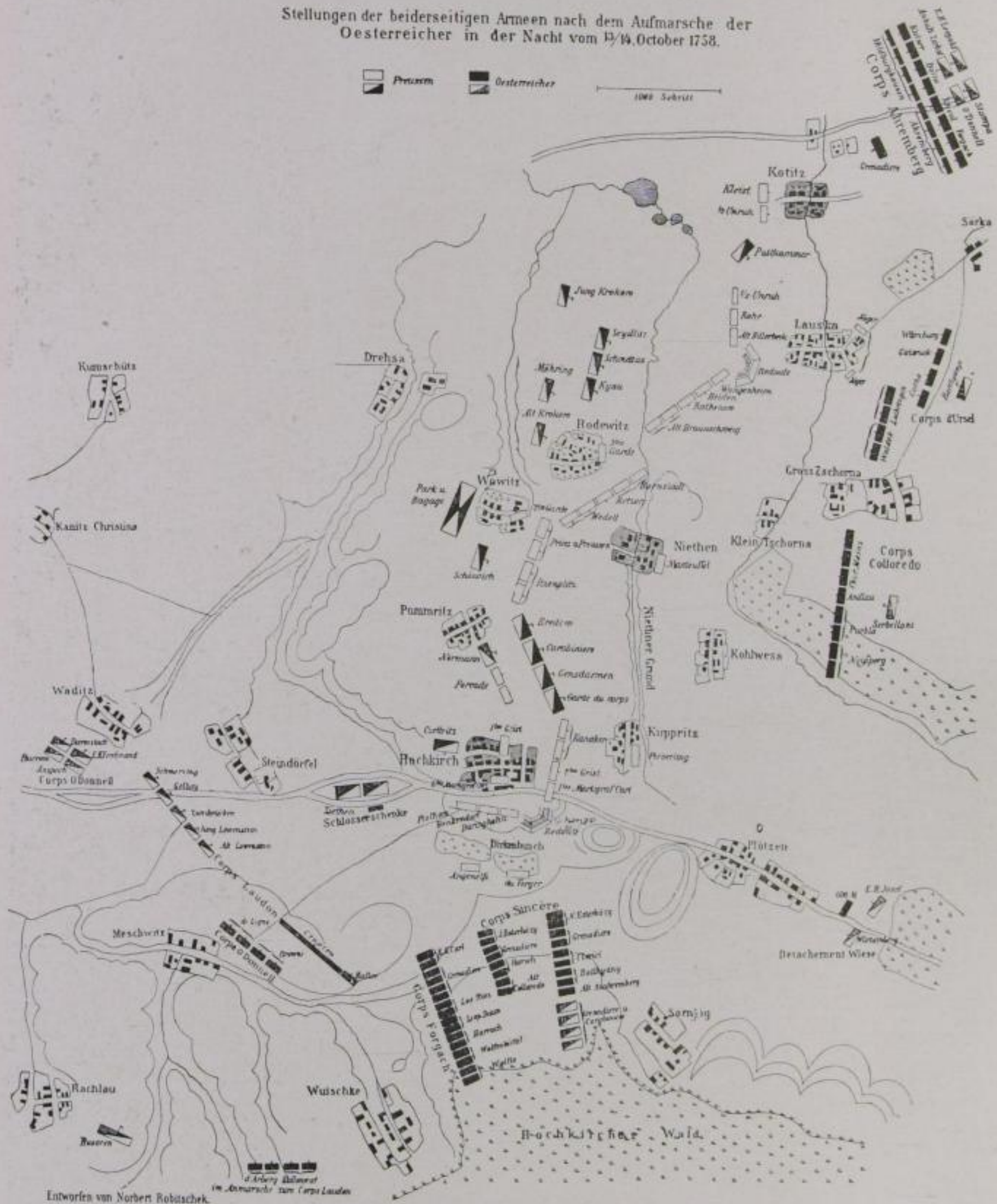


Abb. 14. Aus: Hochkirch. Eine Studie von N. Robitschek

Wenn der Name Hochkirch an dein Ohr klingt, dann, glaube ich, verbindet er sich sogleich mit deinem Schulwissen vom großen Preußenkönig. Und wenn du nach Hochkirch kommst, dann kannst du auch auf derselben Straße gehen, auf der Friedrich mit seinen Grenadieren herangezogen kam. Hier, an der hohen Friedhofsmauer entlang zieht sich die enge Gasse, die einst Ströme von Blut getrunken hat. „Blutgasse“ steht an der schwarzen Tafel. Und wenn im Herbstnebel die alten Grabkreuze über die Mauer ragen, dann ist es, als wenn der Major von Langen mit seinem Bataillon noch immer treue Wacht hielte. Ein schlichtes Denkmal verkündet vom Helden von Hochkirch



Abb. 15. Historische Windmühle bei Rodewitz

und seinen Getreuen. Als am Vorabend der Schlacht der Major seinem König am Friedhofstor Meldung erstattet, da hat der Alte Friß erst die Kerls und dann den Offizier durchdringend angesehen. Dann sprach er scharf und abgehakt: „Langen, er wird bei einem Angriff den Friedhof unbedingt halten, hört er, unbedingt halten!“ Er hat ihn gehalten. Wie ein Fels im wütenden Meer, so stand das Bataillon vom Regiment Markgraf Karl. Das Dorf war genommen, die Häuser verbrannt, der König mit dem geschlagenen Heer auf dem Rückzug. Aber vor der Friedhofsmauer verbluteten die Sturmsharen der Feinde. Wie die Löwen kämpfen Langens Soldaten. Die letzte Patrone ist verschossen. Drüben von den Höhen bei Pommritz herüber klingt das Signal zum Sammeln. Da nimmt die tapfere Schar die Fahne in die Mitte, stößt



Abb. 16. Blick vom Kiefernbusch nach Hochkirch

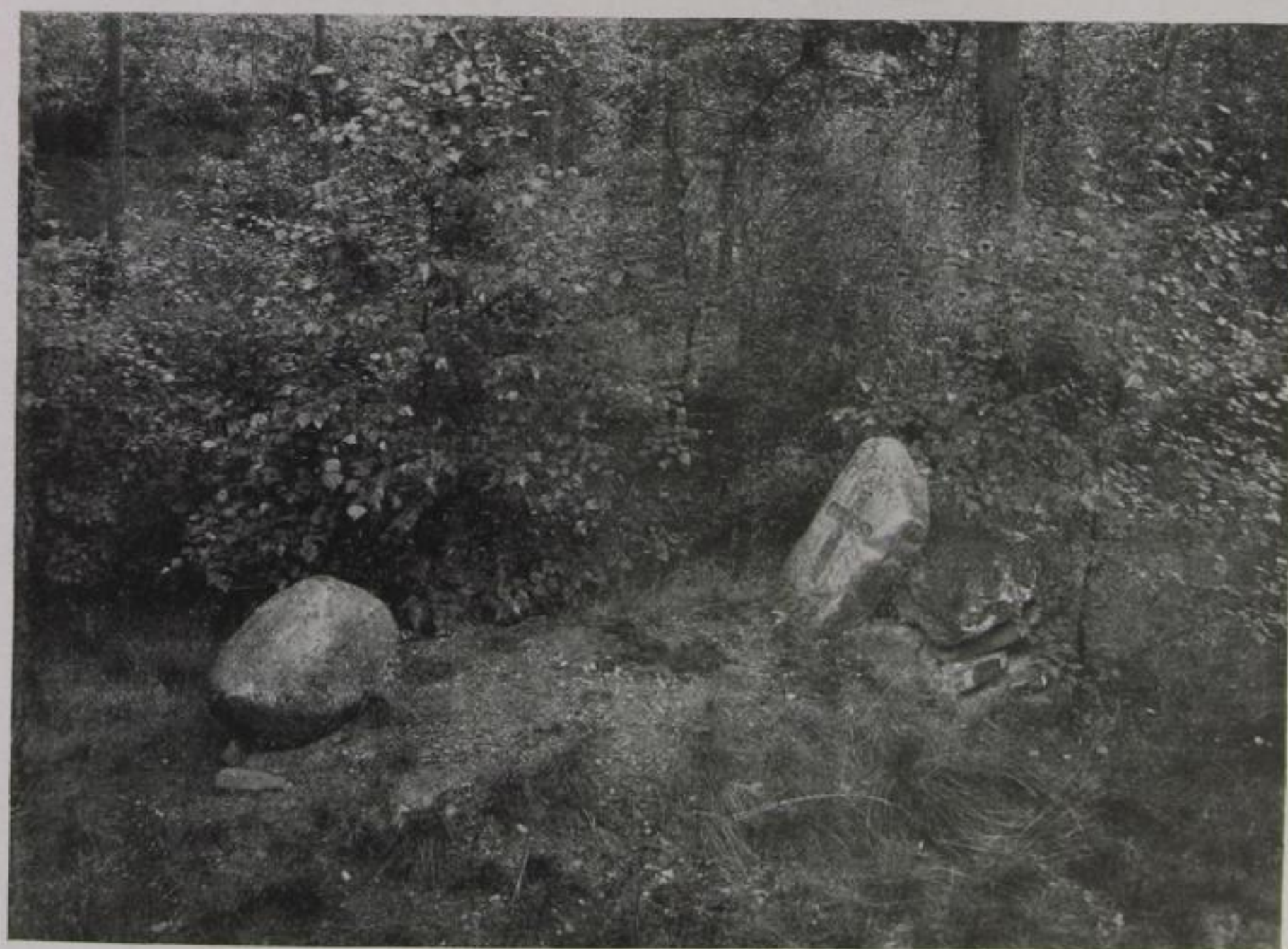


Abb. 17. Einjames Grab im „Kiefernbusch“ bei Rodewitz (14. Okt. 1758)

das schwere Eichentor auf und stürzt sich in verbissener Wut auf den übermächtigen Feind. „Bis zur Vernichtung seiner Mannschaft“ hat der tapfere Major den Friedhof gehalten. So kündigt der Gedenkstein auf dem Friedhofe, der einst Lagerplatz, Kampfplatz und Grab zugleich war. Wohl war es ein Kampf auf verlorenem Posten, aber er ermöglichte dem König den Rückzug und machte ihm damit den Weg frei zu allen späteren Siegen, zu Preußens Größe und Deutschlands Zukunft.

Dort hinter der zerschossenen Kirchentür im dunklen Vorraume wird die alte Turmuhr aufbewahrt, die an jenem 14. Oktober in der fünften Morgen-



Abb. 18. Alte Mühle bei Pommritz

stunde das Zeichen zum Beginn der Schlacht gab. Hinter dem Altar steht ein schönes Denkmal für den Feldmarschall Keith.

Drüben an der Landstraße siehst du die alte Schlosserschänke, an der Zieten treue Wacht hielt. Dicht am Dorfeingang ist der Hohlweg, in dem Keith, der tapfere Feldmarschall, sein Leben aushauchte. Und stehst du drüben auf der alten Schanze, so überblickst du, wie einst der Alte Fritz, das weite Schlachtfeld. Da drüben, wo sich die Flügel der alten Windmühle drehen, heute wie damals, liegt das Dörfchen Rodewitz, das Hauptquartier Friedrichs.

Der „Kiefernbusch“, ein vorgelagerter Hügel, wurde in den grauen Morgenstunden des 14. Oktober 1758 heiß umstritten. Hier, wie auch in Hochkirch, mußten die Grenadiere Friedrichs nach blutigem Ringen der österreichischen Übermacht weichen.



Abb. 19. Die alte Knochenmühle bei Pommritz

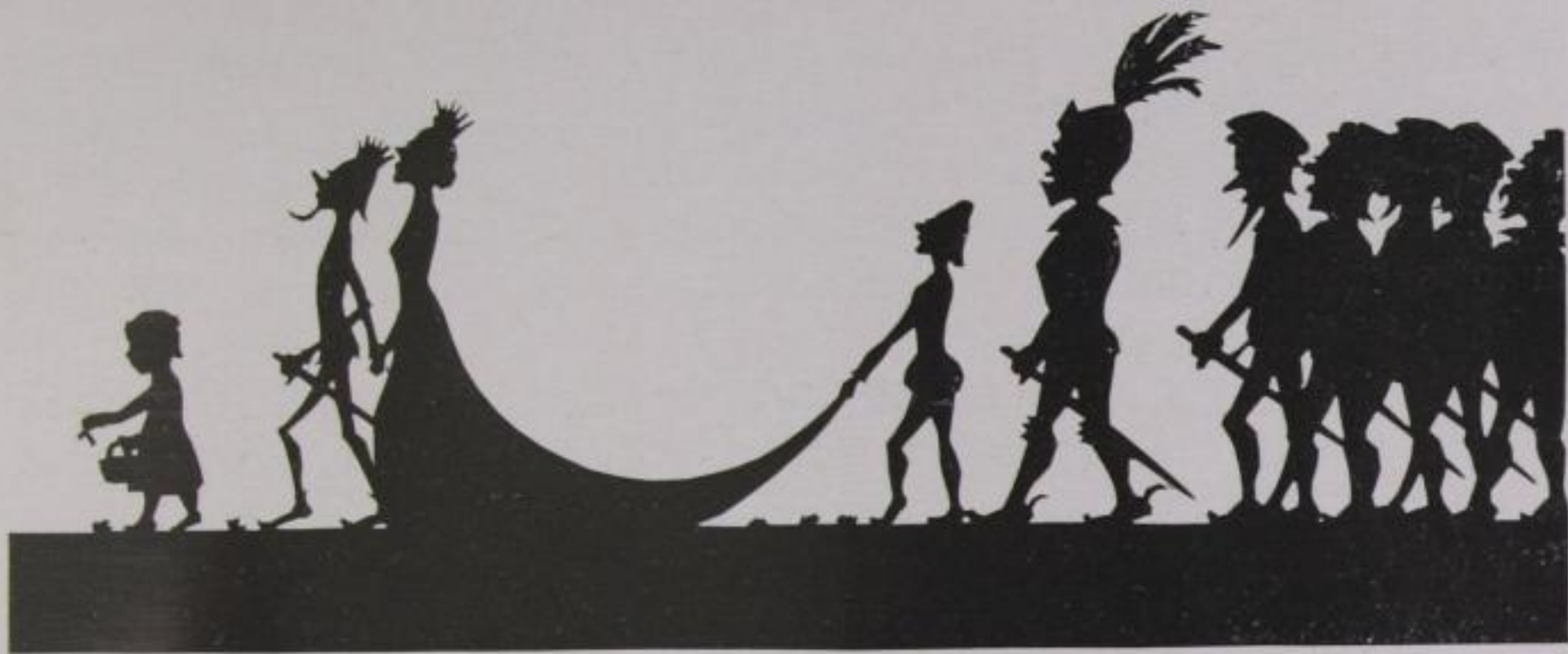
Weiter unten, aus der Teichlandschaft herauf, grüßt das Städtchen Weißenberg mit dem Stromberg, einer Basaltkuppe, auf der noch der Seidelbast wächst. Im Halbkreis nach rechts folgen der Rotstein bei Sohland mit seinem Naturschutzgebiet, die beiden Kuppen des Löbauer Berges und ganz in der Nähe nach Süden hin der Schleißberg. Schmucke, stille Bauerndörfer liegen rings um Hochkirch. Hierher dringt kein Großstadtlärm. Keine Fabrikese stört weit und breit den Frieden der Landschaft. Plätschernde Bäche eilen von den Bergen nieder. Auf leuchtenden Himmelschlüsselwiesen hinter Buschwerk versteckt träumen alte, verschwiegene Wassermühlen. Im Spätherbst, wenn die goldbraunen Blätter der Buchen wie aufgeschwechte Vögel durch die Lüfte flattern, braust der wilde Jäger durch den Bergwald. Das war in früheren Jahren die Zeit, in der die Dorfmadel gar fleißig an den surrenden Spinnrädern saßen. Sie sangen liebe Volkslieder bei ihrer Arbeit und merkten kaum, wie rasch die langen Abende vergingen. Dann kamen die Burschen, neckten die Madel, erzählten lustige Späße und gruselige Geschichten und Sagen. Wenn sie dann in später Stunde nach Hause gingen, blickten die Madel ganz scheu hinter jeden Strauch, in jede finstre Ecke. Die Burschen aber schritten in ihren schweren Bauernstiefeln seelenruhig und stolz die Blutgasse entlang. Die Madel zitterten, wenn der Klang der Schritte an der Kirchhofsmauer widerhallte, die Burschen aber hörten in ihrer tiefsten Seele geisterhaft leise das Lied der Grenadiere über den Friedhof schweben:

Ein jeder sei bedacht, wie er das Lob erwerbe,
 daß er in mannlicher Postur und Stellung sterbe.
 An seinem Ort besteh', fest mit den Füßen sein,
 und beiß die Zähn' zusamm und beide Lippen ein.
 Daß seine Wunden sich lobwürdig all befinden
 da vornen uff der Brust und keine nicht dahinten,
 daß sich der Tote selbst noch in dem Tode zier,
 und man auf seim Gesicht sein Ernst und Leben spür.

Aus dem Oskar-Seyffert-Museum Landesmuseum für Sächsische Volkskunst

Wir bringen heute wieder einige Scherenschnitte, kleine Werke der Volkskunst. Ja — ist das Volkskunst? So wird vielleicht mancher fragen, der glaubt, Volkskunst besteht nur in Schnitzereien, die im Erzgebirge hergestellt werden. So kann man es zuweilen hören. — Volkskunst ist aber die Kunst aller derjenigen, die nicht Kunst auf Akademien, Kunstgewerbeschulen, Technischen Hochschulen usw. erlernt haben. Sie wird nicht von oben herab gelehrt, sie wächst von unten selbständig herauf. Ihr Bereich ist unser ganzes Vaterland. Sie ist die künstlerische Betätigung aller derjenigen in unserem Volke, die, einem inneren Drange folgend, kunstschöpferisch tätig sind, die singen, wie der





Sibylle vom Laffen Tisch



Waldvogel singt, weil er zwitschern und singen muß. Sie ist auch nicht nur Bauernkunst, wie man oft lesen kann. Sie ist auch nicht nur Feierabendkunst — sie füllt die Seele und oft die Tätigkeit den ganzen Tag aus. Natürlich kann sie auch, wie in den Hüttenstuben, in den Schnitz- und Gesangsvereinen zumal abends gemeinsam ausgeübt werden.

Sie ist Gesinnung.

Und die ist bei einem lebendigen Volk überall zu Hause. Auch in den Städten, obwohl man oft hört, sie könne auf dem Asphalt nicht leben. Aber sie wächst ja gar nicht aus dem Asphalt heraus, sondern aus dem Herzen. Und da wir heute, Gott sei Dank, den Begriff Volk als Ganzes auffassen — eine Anschauung, die ich immer vertreten habe —, so wollen wir die naive, schaffende Kunst unseres Volkes auch nicht zerpfücken und uns freuen, daß in unserem Sachsenlande allüberall, in den Städten und Dörfern, in den Tälern und auf den Höhen, schlichte, aber fröhliche Menschen, alte und junge, Werke schaffen, die wir als Volkskunst lieben und schätzen. Und die Volkskünstler sind 3 bis 90 Jahre alt.

Unsere Scherenschnitte sind von begabten Menschen hergestellt, die verschiedenen Volksschichten angehören, die miteinander und mit uns durch ihre künstlerische Gesinnung verbunden sind. Die Schnitte wurden gefertigt: Blatt 1: Elisabeth Werner: „Aschenbrödel“ und „Weihnachten“, das letzte Bild rührt von Margot Pospischil: „Marienlegende“ her; Blatt 2: Curt Doigt: „Das tapfere Schneiderlein“, „Die sieben Schwaben“. In der Mitte Sibylle von Saffert: „Das Wachsstockel“.

O. S.

Bücherbesprechungen

Die neue Sächsische Geschichte¹⁾

Von Otto Eduard Schmidt, Dresden

Zwei als Forscher wie als Darsteller bewährte Gelehrte, Professor Dr. Rudolf Köhlschke von der Landesuniversität und Staatsarchivar Dr. Hellmut Krehlschmar haben sich zusammengesunden, die seit Jahrzehnten vermißte neue Sächsische Geschichte zu schreiben und bei C. Heinrich in Dresden-Neustadt zu veröffentlichen. Der erste von Köhlschke geschriebene Band umfaßt die Vor- und Frühgeschichte, Mittelalter und Reformationszeit, der zweite Krehlschmarsche Band die Geschichte der Neuzeit seit der Mitte des 16. Jahrhunderts. Eine neue Gestaltung und Fassung war notwendig, weil die Ergebnisse der in neuerer Zeit erst recht aufgeblühten Einzelforschung zur sächsischen Geschichte und zugleich die Schicksale unseres Volksstammes das Gesamtbild der Geschichte unseres Landes erheblich ergänzt und auch in der Auffassung stark verändert haben. Andererseits aber drängten die wirtschaftlichen Verhältnisse und der allgemeine Mangel an Lesezeit dazu, den Umfang einer solchen Darstellung nicht zu erweitern, sondern zu verkürzen. In der Tat umfaßt die neue zweibändige Sächsische Geschichte von Köhlschke und Krehlschmar insgesamt nur 514 Seiten, während die im Jahre 1873 abgeschlossene dreibändige von Theodor Flathe 2200 Seiten in Anspruch nahm. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß beide Verfasser eine nicht nur

¹⁾ Sächsische Geschichte. Werden und Wandlungen eines Deutschen Stammes und seiner Heimat im Rahmen der Deutschen Geschichte. Dargestellt von Rudolf Köhlschke und Hellmut Krehlschmar. Verlag von C. Heinrich, Dresden-II. 1. Bd. 232 S. 8^o und 2. Bd. 282 S. 8^o. Preis 13 RM für beide Bände in Ganzleinen.

wissenschaftlich tüchtige, sondern auch klar und fesselnd geschriebene Darstellung geliefert haben und den Leser nicht nur die große Linie der Entwicklung, sondern auch manche wichtige Seitenpfade sehen lassen. Wenn die Verfasser am Schlusse des gemeinsamen Vorworts die Hoffnung aussprechen, „daß mit der gebotenen Darstellung ein Schritt vorwärts getan sei im Dienste von Volk und Staat und in der Pflege heimischer echt geschichtlicher Wissenschaft“, so wird man dankbar anerkennen müssen, daß diese Erwartung, die man nach ihren Persönlichkeiten schon vor der Vollendung des Werkes hegte, erfüllt worden ist.

Natürlich sind bei der Knappheit des Raumes nicht alle die Wünsche erfüllt worden, die man für eine Neugestaltung der Sächsischen Geschichte hegen konnte. Der Geschichtslehrer insbesondere wird den Eindruck haben, daß hier und da die Mitteilung der Tatsachen, die doch die Grundlage der Geschichtsschreibung bildet, hinter der Reflexion der Verfasser zurücktritt. Ferner vermißt man doch manchmal im Texte, namentlich wenn es sich um Ergebnisse der neueren Einzelforschung handelt, einen ausdrücklichen Hinweis auf einen der Titel, die in dem verdienstlichen „Schrifttum zur Sächsischen Geschichte“ (I, S. 249—261 und II, S. 257—265) zusammengetragen sind, und es bleibt für eine zweite Auflage des Werkes zu wünschen, daß sie, wenn auch nur in der Form ganz kurz gefaßter Einschübe, eine engere Beziehung zwischen gewissen Stellen des Textes zu den Quellenangaben des „Schrifttums“ herstelle.

In den Darstellungen, die Köhschke im 1. Band von der Siedlungsgeschichte unseres Landes entwirft, ist besonders die in allen Einzelheiten zu bemerkende Sorgfalt des Verfassers und seine Vorsicht in der Gestaltung von Urteilen hervorzuheben. Aber auch er kommt bezüglich des Verhältnisses zwischen den Sorben-Wenden und den Deutschen zu ähnlichen Anschauungen wie ich sie in meinem Buche „Die Wenden“ (1926) ausgesprochen habe, indem er S. 33 sagt: „Tatsächlich ist es ihnen nicht möglich gewesen, ein Volk von voller geschichtlicher Eigenbedeutung zu werden. Schon früh sind sie in den Herrschaftsbereich der großen im Westen benachbarten Staaten eingefügt worden und damit unter den stetig vorherrschenden Einfluß fremder Kultur geraten.“ Auch alle folgenden Abschnitte des Köhschkeschen Buchs zeigen die solideste Arbeit und eine erfolgreiche Gestaltung. Besonders hervorzuheben ist die Einleitung zum dritten Teil: „Das Zeitalter der ostdeutschen Kolonisten“ (S. 68—70), ferner „Die Stauer im Pleißen- und Muldental“ (S. 70—84), nur möchte ich gegenüber der zweifelnden Angabe über den Markgrafen Konrad, S. 78: „Von einer Förderung deutscher Kolonisation wird nicht unmittelbar etwas erzählt“, die vorhandenen Nachweise betonen, daß Konrad im Jahre 1144 eine planmäßige Siedlungsarbeit im Gau Nisani und nicht viel später in der Niederlausitz begonnen hat (s. Kursf. Streifz. VI, 3 f. und Mitt. der Blätter für Volkskunde 1932, S. 157).

Nachdem sich Köhschke in dem eindrucksvollen Abschnitt „Die Kulturwirkungen der Lutherischen Reformation“ (S. 225—230) mit dem Geiste dieser großen Bewegung auseinandergesetzt hat, schließt der erste und beginnt der zweite Kreischmarsche Band mit der packenden Gestalt des Kurfürsten Moritz, des größten aller Wettiner. Aber es ist kein Schade, daß wir diesen Staatsbildner und Helden aus dem Urteil der beiden Verfasser kennen lernen. Weiterhin gibt es keine Wiederholungen, sondern in straffem, oft stürmischem Laufe geht die fesselnde, gedankenreiche Erzählung von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Besonders gut gewählt ist die Überschrift für das doppelgesichtige Zeitalter der beiden Kurfürsten-Könige: „Das augusteische Zeitalter der Kulturblüte und der politischen Überflügelung“ bis zu der großen, abwärts führenden Krisis der sächsischen Ansprüche, als die der Siebenjährige Krieg erscheint, und weiter bis zu der im Zusammenstoße mit Napoleon bewirkten Auflösung des „Römischen Reichs deutscher Nation“ (1806). In der Beurteilung der Politik Friedrich Augusts des Gerechten vor Ausbruch des Krieges von 1806 finde ich fast den einzigen Punkt, in dem ich von Kreischmars Urteil (Seite 115 f.) etwas abweiche. Ich vermag diesen König von Sachsen weder als Menschen noch als Politiker tiefer zu stellen als Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

Auffallend ist es, daß Krehßchmar zwar im „Schrifttum“ die Arbeiten über Carl Adolf von Carlowitz, Ferdinand von Funck, Fouqué, Apel, Miltitz (Carl Borromäus) zitiert, aber die in den Titeln genannten Personen in seinem Texte gar nicht erwähnt, während doch dieser Carlowitz, einer der wichtigsten Gehilfen und Freunde des Reichsfreiherrn vom Stein, sein ganzes Sein in den Dienst der nationalen Idee gestellt hatte und Fouqué, Apel und Miltitz als Vorkämpfer Richard Wagners für die Geistesgeschichte Sachsens von großer Bedeutung waren. Aber auch diese kleinen Mängel des Buches werden sich bei einer zweiten Auflage ohne merkliche Erhöhung der Seitenzahl leicht beseitigen lassen.

Die Gediegenheit der Darstellung Krehßchmars und die dadurch erzeugte Stimmung des Lesers hält aus bis zum Schlusse des Ganzen. Gerade der letzte (12.) Abschnitt: „Durch den Weltkrieg zum Freistaat“ ist bei aller Knappheit — 20 Seiten — ein Meisterstück geschichtlichen Denkens und geschichtlicher Formgebung. Er schließt mit den monumentalen Sätzen: „Was in diesem vielfältigen Nebeneinander das sächsische Volk gelitten und geleistet hat, davon sollten diese Seiten berichten. Rahmen und Rückgrat dieses Schicksals war der Staat, die politische Lebensgemeinschaft. Inhalt aber wurde die Blutsgemeinschaft der Familien und Sippen, der Gemeinden und Landschaften, wurde das Wollen und Wirken dieses in seinen Vorzügen wie in seinen Fehlern gut deutschen obersächsischen Stammes. Was er sich und dem ganzen deutschen Volke an Werten in Kunst und praktischer Arbeit, an Schöpfungen des Geistes und an blutigen Opfern für Volk und Vaterland in dem wandlungsreichen Auf und Ab seiner Geschichte dargebracht hat, bedeutet nicht wenig für Ablauf und Gehalt der großen deutschen Geschichte.“

Bernhard Hoffmann, „Dom Ursprung und Sinn deutscher Vogelnamen“, Bernburg 1937, X und 106 S., herausgegeben vom Verein Sächsischer Ornithologen Dresden. 4 RM.

Die Namensforschung hat erst in unserer Zeit die Beachtung und Bedeutung erlangt, die ihr auf den verschiedensten Gebieten mit Recht zukommt. Ob es sich dabei um Personen- oder um Ortsnamen oder andere geographische Bezeichnungen handelt, um alte volkstümliche Flurnamen usw., überall geht von der Namensforschung ein Licht aus, das die Stoffgebiete, denen sie sich widmet, hell beleuchtet.

Das gilt in hohem Maße auch von den volkstümlichen Vogelnamen, deren Ursprung und Sinn zu erforschen sich der Verfasser des vorliegenden Werkes zur Aufgabe gesetzt hat. Da galt es ein ganz gewaltiges Material zu sammeln, zu vergleichen und zu durchforschen, handelt es sich doch um rund 650 fast ausschließlich deutsche Vogelnamen, und wir glauben es dem Verfasser gern, daß sich in seinem Buche mehr Arbeit verbirgt, als die Seitenzahl vermuten läßt, zumal es die erste weit ausholende und übersichtliche zusammenfassende Behandlung des Themas darstellt, wenn wir von Suolastris Werk: „Die deutschen Vogelnamen“, Straßburg 1909, absehen. Während aber dieses Werk in der Hauptsache die Vogelnamen sprachwissenschaftlich untersucht und insolgedessen bei weiten Kreisen nur ein geringes Verständnis finden konnte, sucht B. Hoffmann nachzuweisen, wie die Namen mit der äußeren Erscheinung, ganz besonders aber mit den Lebensäußerungen der einzelnen Vögel zusammenhängen und aus ihnen zu erklären sind; dabei läßt er aber keineswegs die wortgeschichtlichen Untersuchungen, soweit sie ihm notwendig erscheinen, unberücksichtigt. So sind es beide, Sprachforscher sowohl wie Ornithologen, die das Werk dankbarst begrüßen werden.

Besonders glücklich erscheint uns die Anordnung des Stoffs. Der Verfasser folgt hierbei nicht der systematischen Einteilung der Vögel, sondern er behandelt zuerst die Namen, die das Volk den Vögeln auf Grund ihrer Stimmäußerungen gegeben hat, sodann diejenigen, die die Vögel ihrer Färbung, Größe, Nahrung, dem eigentümlichen Nestbau, der Lebensweise usw. zu verdanken haben, ferner unter Mitwirkung von Sage, Glauben und Aberglauben entstanden sind; auch verstümmelten und verdrehten Namen sowie Vogelnamen aus fremden Sprachen sind einige Abschnitte gewidmet.

Ganz besonders eingehend wird der erste Abschnitt: Namenbildung auf Grund von Gehörswahrnehmungen behandelt; er nimmt ungefähr die Hälfte des ganzen Buches ein. Das ist sachlich begründet; denn durch ihre Stimmäußerungen haben sich die meisten Vögel dem Menschen zuerst bemerkbar gemacht, während ihre äußere Erscheinung erst später wahrgenommen ward. Aber wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir in der bevorzugten Behandlung des ersten Kapitels auch einen persönlichen Grund erblicken. Der Verfasser ist ja durch seine zahlreichen Arbeiten als Vogelstimmforscher seit langen Jahren überall bekannt. Sein feines Gehör ermöglicht es ihm, auch die leisesten Vogelstimmen zu vernehmen und sie bei seiner hohen musikalischen Begabung in Vogelstimmbildern festzuhalten. Wer aus früheren Veröffentlichungen des Verfassers diese Hoffmannschen Vogelstimmbilder kennt, wird sich auch mit den hier in großer Zahl beigelegten Stimmbildern bald vertraut machen.

Daß ein sehr sorgfältiges Verzeichnis der behandelten Vogelnamen den Gebrauch des vorzüglichen Buches außerordentlich erleichtert, möchten wir nicht unerwähnt lassen.

Der Verfasser schließt sein Werk mit den sehr beherzigen Worten: „Möchten vor allem diejenigen, welche die Vogelwelt eng umgrenzter Landesteile einer gründlichen Durchforschung und Darstellung unterziehen, das Feld der volkstümlichen Vogelnamen dabei nicht vernachlässigen, sondern alle noch etwa vorhandenen Früchte einzuheimen suchen!“
Martin Braeß.

Arnold Freiherr von Dietinghoff-Riesch und M. A. Pfeiffer: Falken über uns. Berlin: Dietrich Reimer 1937. (79 Seiten, 72 Abb. auf 32 Tafeln.) Preis in Leinen RM 7.50.

Der verdienstvolle Leiter der Vogelschutzstelle Neschwitz des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz legt zusammen mit M. A. Pfeiffer ein schwungvoll geschriebenes, erlebnisnahes Werk vor, das aus inniger Verbundenheit mit deutscher Heimatnatur und aus der Freude an alten deutschen Jagdgebräuchen heraus erwachsen und dem „Wunder des Raubvogels“ gewidmet ist. Durch die zielbewußte Tätigkeit des Deutschen Falkenordens erleben die alten Beizjagdgebrauche im neuen Deutschland eine artgemäße „Renaissance“ und durch die Errichtung des Reichsfalkenhofes „Hermann Göring“ in Braunschweig hat diese Entwicklung gewissermaßen ihre staatliche Anerkennung und Weihe gefunden.

Im ersten Abschnitt gibt Pfeiffer einen gedrängten Überblick „Falkenbeize in der Geschichte“, der dadurch Beachtung verdient, daß er in der Beizjagd ein uraltes arisch-völkisches Erbgut sieht (allerdings folgt Pfeiffer überholten Anschauungen, wenn er die Heimat der arischen Völker in den vorasiatischen Raum legt).

Der Hauptabschnitt Dietinghoffs bringt nicht etwa eine systematische Anleitung zur Falknerei nach modernen Methoden, sondern er schildert zwanglos, erfreulich, kernig und trotzdem gelegentlich geradezu mit „Charme“, dabei oft mit köstlichem Humor die guten und bösen, die frohen und ernstesten Erlebnisse und Erfahrungen dieses bekannten Beizjägers mit seinen Falken und Habichten. Über das rein Beiztechnische hinaus, das auch nicht zu kurz kommt, erhalten wir manche biologisch oder tierpsychologisch wichtigen Unterlagen, z. B. über den auf Flachflug spezialisierten Wanderfalken u. a. m. Sehr beachtlich, wie stark der Verfasser für größeren Schutz des vom Gesetz noch immer verfeimten Habichts eintritt.

Zweifelsohne ein vom Hauch längst vergangener Romantik umwehtes, zugleich aber ein lebendig zeitnahes Buch, das eindringlich den ewigen Zauber um Natur, Tierwelt und Jagd, um männliches Pirschen und beseeligendes Naturerleben eingefangen hat. Die photographischen Abbildungen sind ausnahmslos sehr schön, zahlreiche geben überdies historisch bedeutende Darstellungen wieder.
Kummerlöwe.

Taschenbuch der in Deutschland geschützten Pflanzen. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde 1937. Mit 72 Kunstdrucktafeln. Preis RM 7.50.

Das Buch will die Kenntnis der Schutzbestimmungen für wildlebende Pflanzen (Naturschutzverordnung vom 18. März 1936) allen denen in praktischer Weise nahebringen, die

aus beruflichen oder persönlichen Gründen dafür in Frage kommen: also Polizei-, Zoll- und Forstschutzbeamten, Feldhütern, den nicht speziell fachkundigen Mitgliedern der Wander- und Heimatvereine, den Erziehern, Eltern und allen anderen, die berufen und bereit sind, die deutsche Jugend mit den Aufgaben und Zielen des Naturschutzes vertraut zu machen. Es gestaltet deshalb die Darstellung absichtlich so, daß sie unter Zuhilfenahme der farbigen Abbildungen für jedermann verständlich ist und will zugleich zu eigenem Beobachten und Beschäftigen anregen. Gemäß der Naturschutzverordnung zerfällt es inhaltlich in die drei Abschnitte:

1. Die vollkommen geschützten Pflanzenarten Deutschlands,
2. Pflanzen, deren unterirdische Organe oder deren Rosetten vollkommen geschützt sind,
3. Pflanzen, die nicht gewerblich gesammelt oder gehandelt werden dürfen.

Doran sind die gesetzlichen Bestimmungen abgedruckt. Das Buch kann stärkstens begrüßt und empfohlen werden. Die Tafeln sind (dabei aufs Typische zugeschnitten) sehr kennzeichnend, der nebengestellte Text klar und einwandfrei. Er behandelt Namen, Verbreitung, Standort, bringt eine Beschreibung der Pflanze und erörtert schließlich ihre Gefährdung. Der Preis ist bei der Fülle der Tafeln verständlich. Man möchte fordern, daß nunmehr, wo dieses Buch geschaffen ist, es bei den zuständigen und Exekutivstellen auch wirklich die Verbreitung findet, die im Dienste des Naturschutzes notwendig ist; ebenso ist es für unsere Schuljugend sehr geeignet. Es müßte verlangt werden, daß amtliche Stellen ihren Untergebenen die Anschaffung zur Pflicht machen und die notwendigen Mittel bereitstellen (sicherlich wird dann ermäßigter Bezug möglich sein).

Dr. K.

Prof. Dr. Konrad Guenther: *Die Heimatlehre vom Deutschtum und seiner Natur* (Doigtländer, Leipzig; Neumann, Neudamm, 1937, 32 S., 15 Abb.).

Ein auf weiteste Verbreitung berechnetes Heftchen, das Guenthers Heimat- und Naturlehre knapp und eindrucksvoll umreißt. Es sollte weiteste Verbreitung, etwa nach Art der Tierschutz-Kalender, also besonders auch innerhalb der Jugend, finden; denn was es bringt, ist echt, rein, deutsch, ist praktischer Nationalsozialismus. Kummerlöwe.

„Der Erste seines Geschlechts.“ Von Erich Michael. Geheftet RM 3.50, Leinen RM 5.—. 8°. Keil-Verlag, Berlin SW 68, 1937 (284 Seiten).

Proavum nescire turpe est — von seinen Voreltern nichts zu wissen, ist eine Schande. Dieser Satz steht über dem Leben des Johann Georg Pforte, der Anfang des 17. Jahrhunderts an der Thomaspforte in Leipzig als Findling von einer mitleidigen Seele aufgefunden wurde. Als er nach einem bunten Schicksalsweg sich durch die Tiefen zu den Höhen des Lebens gefunden hatte, schrieb er, der auf Grund seiner Verdienste zum Reichsfreiherrn von Eichen ernannt worden war, sein Leben nieder — für seine Kinder. Er war der Erste eines neuen Geschlechts geworden.

Ungeheuer lebendig entsteht hier ein Bild Deutschlands im Dreißigjährigen Krieg. Der Bauer litt Not ebenso wie auch der Städter; wo die wilde Soldateska zog, da blieb nur Schutt und Asche übrig. In den Strudel der Kämpfe wird Pforte mit hineingezogen — aber er wird davon nicht verschlungen, sondern geht mit reichen Erfahrungen daraus hervor.

Erich Michael, der Verfasser dieses Buches, der schon früher mit geschichtlichen Romanen an die Öffentlichkeit getreten ist, hat mit dem „Ersten seines Geschlechts“ einen großangelegten historischen Roman geschaffen, der gerade und bieder wie Grimmelshausens „Simplizissimus“, romantisch wie Kleists „Käthchen“, im Zeitkolorit echt wie Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ ist. Und dabei — und das ist das Bedeutsame daran — sind dieses Buch und dieser Held wirklich zeitnah! Seine Probleme, seine Gedanken sind heute wie damals lebendig — sie sagen auch unserer Zeit unendlich viel. Deshalb sollte man das Buch auch in die Hände der Heranwachsenden geben.

Buch der Landschaft Rochlitz. Herausgegeben anlässlich des Festes der Landschaft Rochlitz 1000 Jahre deutsch vom 20. bis 28. Juni 1936 von Dr. Bernstein. 225 S. Mit zahlreichen Abbildungen und Plänen. Druck von Ernst Dettler, Rochlitz. Preis RM 2.—.

In 31 kürzeren und längeren Beiträgen behandeln 27 Mitarbeiter Kapitel aus der Geschichte des alten Amtes Rochlitz, wobei naturgemäß die Stadt Rochlitz und ihre nächste Umgebung im Vordergrund steht. Einleitend gibt der Leipziger Landeshistoriker Koeschke einen ausgezeichneten Überblick über die Stellung der Rochlitzer Gegend in der deutschen Geschichte, in dem er insbesondere die Verhältnisse der Siedlungszeit und der Perioden, in denen Rochlitz als Residenz wettinischer Fürsten eine wichtige Rolle spielte, knapp, aber kennzeichnend schildert. Vertieft wird die Kenntnis der älteren Zeit durch eine Studie Walter Schlesingers über „Die Besiedlung des Landes um Rochlitz“, deren Ergebnisse eine Ergänzung erfahren durch „Streifzüge in den Flurnamenschatz der Rochlitzer Landschaft“ von Heinz Mehlforn. Karten über die Siedlungsformen und Flurnamen vermitteln einen guten Einblick in die Siedlungsgeschichte des Gebietes. Der Rochlitzer Lokalhistoriker W. C. Pfau behandelt die Ausweitung des Rochlitzer Stadtgebietes durch Einverleibung dreier 1520 von Georg dem Bärtigen eingetauschter Dorwerke, ein lehrreiches Beispiel für das Anwachsen des ackerbauenden Bürgertums! Dr. Bernstein gibt eine Übersicht über die Entwicklung des Rochlitzer Wappenzeichens, des Rochen, und der bekannte Prähistoriker G. Wilke eine neue Ableitung des Stadtnamens von altslawisch *rychly* = schnell und *-ica*, das zur Bezeichnung von fließenden Gewässern angehängt ist. Die ältesten Formen des Stadtnamens wie „Rochelinze“ usw. weisen darauf hin, daß ursprünglich der kleine Hellerbach der Siedlung am Schloß den Namen gab.

Einzelheiten aus der Rochlitzer Geschichte behandeln der in Rochlitz lebende Kirchenhistoriker G. Buchwald (Auf dem Schlosse Rochlitz 1436. — Rochlitz und der Kreis um Luther.). Elisabeth Werl (Aus dem Jahrzehnt der Herzogin Elisabeth; eine sehr anregende Würdigung dieser Fürstin!), Superintendent Dr. Meyer mit einer knappen Lebensgeschichte des bedeutendsten Sohnes der Stadt, Johannes Matthesius, und Franciscus Nagler mit einem Aufsatz „Die muslimisch beschenkte Landschaft“. Darin gedenkt er neben dem Kantor Johann Waltherr, der Schriftstellerin Louise Bachmann (geb. Rochlitz 9. 2. 1777) und des Schöpfers des Liedes „Gott sei mit dir, mein Sachsenland“ Maximilian Hallbauer (geb. Rochlitz 20. 8. 1810) auch der Aufenthalte Conradin Kreuzers und Carl Reineckes in Rochlitz, erinnert an den 1745 in Doberenz geborenen Kirchenkomponisten Gottfried Weiske und den aus Königsfeld stammenden ersten Leipziger Rektor J. S. Bachs, Heinrich Ernst (Ernesti) und weist auf Lastau als Schauplatz von Adolf Sterns „Weihnachtsoratorium“ hin.

Die Beiträge von Wolf über die Wechselburger Schloßkirche, Döhler über bemerkenswerte Bauwerke und Harisch über die Heldendenkmäler der Landschaft können dem kunstgeschichtlich Interessierten manchen Hinweis geben, wenn sie sich auch in der Hauptsache auf Zusammenstellung bereits bekannten Materials beschränken. Dagegen bereichert Hans Adler durch seinen Bericht über die Ausgrabungen in der Kunigundenkirche unsere bisherigen Kenntnisse über die romanischen Fundamente derselben. Ebenso bringen die Aufsätze von Albrecht Haberkorn (Rochlitzer Porphyr) und Regierungsbaurat Heusinger (Die Rochlitzer Schieferbrüche) wertvolle Ergänzungen für die neuere Zeit zu den grundlegenden Arbeiten Pfaus. Schließlich seien noch kurz genannt die Beiträge Sterzels über Rochlitzer Postgeschichte, G. Wagners über das Rochlitzer Lehrerseminar und A. Hilberts, der den Seminaroberlehrer Paul Georg Schäfer in Rochlitz (gestorben 1918) als Begründer des deutschen Wehrturnens, das heute so große Bedeutung erlangt hat, feiert.

Neben den vorwiegend geschichtlichen Betrachtungen enthält das Buch aber auch eine Reihe recht wertvoller naturwissenschaftlicher Arbeiten, so von R. Pfalz über den Wasserhaushalt unseres Bodens, von Riemer über das Rochlitzer Wetter (eine Fortführung älterer Arbeiten von E. Danzig und F. F. Wolf über

die Beobachtungen der Rochlitzer Wetterwarte), von Härtig über Beobachtungen am Rochlitzer Volkskörper, von Rudolf Zimmermann über die Vogelwelt der Rochlitzer Gegend und von W. Sehl „Streifzüge durch die Pflanzenwelt der Rochlitzer Landschaft“ (mit einer Karte, welche den gewaltigen Rückgang der Waldbedeckung seit 1799 zeigt), sowie die bildlich schematisierte „Entwicklung der heimischen Landoberfläche“ von Bernstein. Bei der Bedeutung, die Rochlitz in der geologischen Forschung durch den früher dort wirkenden Professor Dr. E. Danzig erlangt hat, hätte man gewünscht, aus der Feder dieses Heimatsforschers eine etwas ausführlichere Behandlung der Geologie der Rochlitzer Landschaft zu finden!

Zuletzt sei des Beitrags gedacht, den Otto Richter sichtlich „Sterbende Wörter in unserer ländlichen Mundart“ betitelt hat. Selten findet man auf so wenig Seiten so viel anregende sprachwissenschaftliche Untersuchungsergebnisse so lesbar zusammengestellt! Acht Worte der ländlichen Mundart um Rochlitz nur werden sprachgeschichtlich beleuchtet: hinde, Kehreule, Maugche, me / mech, nächdn, Quähle, säld / sald, zängs / zängst — zum Teil fehlen sie sogar im Grimmschen Wörterbuch! — als Hinweise auf die Herkunft der einstigen Besiedler werden sie gewürdigt. Wer ahnt da wohl die Mühen, welche zu überwinden waren, um bei 6517 Einwohnern in 42 Landgemeinden im Umkreise von 5 Kilometer um Rochlitz durch Fragebogen festzustellen, wieviele diese Worte noch benutzen, wieviele sie nur kennen, ohne sie zu benutzen! Es verdient besondere Beachtung, daß nicht nur die ländliche Mundart der Gegend, die schon 1903 in Heinrich Sjschalig (er ist den meisten wohl noch als Freund des Kunstwartkreises in Erinnerung) einen rührigen Verfechter fand, sondern auch die städtische Mundart, von der Richter eine hübsche Gedichtprobe beisteuert („De Maugche“), nichts mit dem berüchtigten Bliemden-sächsisch zu tun hat und verdiente, ebenso gepflegt zu werden wie die Dialekte der Lausitz, des Erzgebirges und des Vogtlandes. Wir haben hier die Reste der im Meißner Lande üblichen alten Sprachformen teilweise noch als lebendiges Sprachgut erhalten, daß man nur wünschen kann, der Verfasser möchte recht bald einmal in umfassender Form über die Mundartforschungen im Muldenlande berichten.

Die Gegend um Rochlitz, die wie kaum ein anderes Gebiet des Sachsenlandes dank der rührigen Arbeit von Forschern wie W. C. Pfau und des leider in dem Heft nicht vertretenen Arno Lange nach allen Richtungen hin bearbeitet worden ist, hat durch diese Festschrift erneut unter Beweis gestellt, wie vielseitig und wie volkstümlich der Begriff der Heimatkunde sein kann, wenn die Ergebnisse wissenschaftlicher stiller Arbeit in so lesbarer Form der Allgemeinheit zugänglich gemacht werden. Und daß der Geist, der aus dem hübsch ausgestatteten, dabei sehr preiswerten Büchlein spricht, auch wirklich lebendig ist, das bewies der festlich-frohe Verlauf der Tausendjahrfeier selbst mit ihrem Höhepunkte, Franciscus Naglers Festspiel von der Herzogin Elisabeth. Walther Fischer.

Die Grundlagen des Meißnischen Deutsch. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der deutschen Hochsprache. Von Theodor Frings. Mit 8 Karten. Verlag von Max Niemeyer, Halle 1936. Steif geheftet 2 RM.

Der Verleger der aus dem germanistischen Seminar der Universität Leipzig hervorgehenden Mitteldeutschen Studien hat den Vortrag herausgegeben, den Prof. Th. Frings, der Leiter des Seminars und der auf breiter und fester Grundlage geführten Untersuchungen über den sächsischen Wortschatz am Pfingstsonntag 1935 bei der 50-Jahr-Feier des Deutschen Sprachvereins in Dresden gehalten hat. Die damals gezeigten Lichtbilder sind als Karten beigegeben. Wort und Bild zeigen, wie das Meißnische Deutsch erwachsen ist aus der Besiedelung des Landes von Südwesten, Westen und Nordwesten und aus der Entwicklung der wettinischen Hausmacht und wie es die Grundlage des Hochdeutschen wurde. Die aus allen Gebieten deutscher Zunge vereinigten Hörer freuten sich an dieser Einführung. Nun wird das Buch weithin wirken und auch in der Heimat vielen Benutzern zum geschichtlichen Verständnis und zum rechten Stolz auf die Stellung Sachsens in der Geschichte des deutschen Volkes helfen.

Dr. Wilhelm Becher.

Geschichte der Stadt und Burg Elsterberg i. D. Von Paul Reinhard Beierlein.
Erster Band: Urkundenbuch. Elsterberg i. D. 1928. 283 S. gr. 8°. Mit 10 Bildbeilagen.
Zweiter Band: Geschichte der Kirche und Schule. Dresden, Selbstverlag des Verfassers (1929). 291 S. gr. 8°. Mit 8 Bildbeilagen. Dritter Band: Geschichte des Schlosses und der Stadt. Dresden, Selbstverlag des Verfassers (1934). 503 S. gr. 8°. Mit 14 Bildtafeln.

Das nunmehr abgeschlossen vorliegende Werk Beierleins ist schon rein äußerlich, durch seinen Umfang, eine beachtliche Leistung. Je mehr man sich darin vertieft, desto mehr muß man die geleistete Arbeit anerkennen! Elsterberg gehörte zu den verhältnismäßig wenigen sächsischen Städten, die vor hundert Jahren, zur Zeit der Romantik, keine Chronik bekommen hatten. Weil nämlich im Jahre 1840 Elsterberg restlos abgebrannt ist und dabei dort alle Geschichtsquellen verloren gegangen sind. So mußte Beierlein aus den Archiven von außerhalb den Stoff mühsam zusammensuchen; infolge der Grenzlage Elsterbergs zwischen Vogtland und Thüringen waren dies nicht weniger als vierzehn Archive. Für den Idealismus seiner zehnjährigen Forscherarbeit mußte er den Lohn allein in seinem Werk finden; denn er fand nicht einmal einen Verleger dafür, so daß er es im Selbstverlag erscheinen lassen mußte!

Der erste Band, das **Urkundenbuch**, ist in erster Linie für den Fachmann bestimmt, für den Forscher der vogtländischen Geschichte. Dieser Band ist die wissenschaftliche Grundlage des ganzen Werkes. Die beiden darstellenden Bände dagegen wenden sich an alle geschichtsliebenden Volksgenossen. Und nicht nur an die Elsterberger, sondern an alle Freunde der sächsischen Heimatgeschichte. Der Ablauf der Geschichte Elsterbergs ist bei aller Besonderheit, wie sie Tage und Umwelt bedingen, ein so typisches Schicksal einer sächsischen Kleinstadt, daß jedermann Anregungen darin finden kann. Dazu trägt die Vielseitigkeit des Inhalts, zumal des zuletzt erschienenen dritten Bandes, bei. Die in der Gegenwart so bedeutsam gewordene Vorgeschichte und Siedlungskunde sind reichlich vertreten, nicht am wenigsten durch die Aufstellung und Auswertung einiger hundert alter und neuer Flurnamen. Die Geschichte des städtischen Verfassungslbens, also der Stadtrechte, der Stadtverwaltung, der Stadtfinanzen usw. ist keineswegs eine trockene juristische oder statistische Angelegenheit. Im Gegenteil, sie zeigt uns, wie schwer es erst unsere Altvorderen gehabt haben, ihre ihnen zukommenden Rechte auch wirklich durchzusetzen, zumal wie in Elsterberg einer Schloßherrschaft gegenüber, und was für ganze Kerle es gewesen sein müssen, denen dies trotz der Enge der Verhältnisse gelang! Äußerst anregend sind auch die Kapitel über das Wirtschaftsleben Elsterbergs. Auch hier wird es deutlich, daß zu allen Zeiten leben kämpfen heißt. Was haben die alten brauberechtigten Bürger Elsterbergs um ihre wertvollste „städtische Nahrung“, um ihre „Braunahrung“ kämpfen müssen! Die fröhlichen „Bierkriege“ waren im Grunde eine recht bitterböse Sache. Recht wertvoll gerade auch wieder in der Gegenwart ist das Kapitel über Handwerk und Innungen. Endlich kommt auch die im Dritten Reich so mächtig ausblühende Familiengeschichte bei Beierlein zu ihrem Rechte. Das Kapitel über die Bevölkerungsbewegung ist dafür eine Fundgrube. Eine Geschichte des Geisteslebens Elsterbergs vom Mittelalter bis ins 19. Jahrhundert bietet der sehr gediegene zweite Band „Geschichte der Kirche und Schule“. Die allen drei Bänden beigegebenen Bildtafeln helfen das Werk zu einem Heimatbuch für jedermann zu machen.
Preis RM 20 — (brosch.)
Dr. Rolf Naumann.

Walter Zuhl, „**Sachsenheimat**“. Mit der „Sachsenheimat“ Der Sachsen Stolz! stellt sich ein neues Heimatbuch vor. (350 Seiten, RM 4.80, gebunden RM 5.60, Verlag C. Heinrich, Dresden II 6.)

Mit diesem Buch will der Herausgeber vor allem den Lehrern aller sächsischen Schulen die wichtigsten und neuesten stofflichen Unterlagen in die Hand geben. Sorgfältig und geschickt sind die kindertümlischen Lese- und Arbeitsstoffe zusammengetragen worden, so daß allen Erziehern durch dieses Buch eine mühevollere Such- und Kleinarbeit abgenommen wird.

Nach einer zusammenfassenden geschichtlichen Einführung sprechen zunächst unsere sächsischen Kämpfer zu uns, die von ihren Heldentaten aus der Zeit der Befreiungskriege, von 1866, 1870 und dem Weltkrieg erzählen. Im zweiten Abschnitt ist es zu begrüßen, daß nicht nur über die „Großen Sachsen“ geschrieben wird, sondern daß sie, wo irgend zugänglich, selbst zu Worte kommen und zu uns sprechen. Einblick in das vielgestaltige Wirtschaftsleben unserer Heimat gewährt der 3. Abschnitt, der uns besonders mit dem Werdegang der verschiedensten sächsischen Erzeugnisse und mit der Arbeit der schaffenden Volksgenossen vertraut macht. Neueste statistische Angaben geben die Möglichkeit zu Berechnungen, Vergleichen und graphischen Darstellungen. Der 4. Abschnitt ist absichtlich kurz gehalten, weil über die Schönheit unserer Heimat Bilder eine eindringlichere Sprache sprechen als die meisten Beschreibungen. Im letzten Abschnitt endlich kommen die besten Mundartdichter zu Worte und legen in heiterer und ernster Poesie und Prosa Zeugnis ab für unsere echten sächsischen Mundarten.

W. H. Riehl: **Die Naturgeschichte des deutschen Volkes.** In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Professor Dr. Hans Naumann und Dr. Rolf Haller. 408 S., 16 Bilder. Geheftet RM 4.—, in Ganzleinen RM 6.50. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1935.

Heinrich Wilhelm Riehl, der vielseitige und weitschauende Volkskundler, ist lange Zeit vergessen gewesen. Erst in unseren Tagen ist Riehls Schaffen und Wollen wieder in das rechte Licht gerückt worden. Er ist der Begründer der Volksforschung als Gegenwartskunde und hat als erster die Anerkennung der Volkskunde als eigenes wissenschaftliches Forschungsgebiet gefordert. Professor Hans Naumann und Dr. Haller haben in gemeinsamer Arbeit eine geschickte Auswahl aus Riehls Hauptwerk „Naturgeschichte des Volkes“ getroffen. Es ist vor etwa 80 Jahren zunächst in drei Bänden erschienen. So enthält die vorliegende Auswahl die drei Hauptteile: Land und Leute, die bürgerliche Gesellschaft, die Familie. Das Wanderbuch (1869), der vierte Teil des Werkes, wurde nicht mit aufgenommen. Die Herausgeber haben Nebensächliches, heute überflüssiges und Wiederholungen beseitigt, im übrigen aber das Werk möglichst unangetastet gelassen. Die klare, kernhafte Sprache Riehls, die Anschaulichkeit, Frische und Lebendigkeit der Darstellung, die Tiefe und Weite der Gedanken machen das Lesen des Werkes zu einem besonderen Genuß. Es ist einem oft, als wäre vieles erst in unseren Tagen geschrieben. Vieles von dem, was Riehl über die Familie, über das Bauerntum, über die Arbeiter der Hand und des Geistes sagt, ist heute in der nationalsozialistischen Weltanschauung fest verankert. Seine Ausführungen über die Bedeutung von Feld und Wald, von Wegen und Stegen, über die Beziehungen von Stadt und Land enthalten wertvolles Gedankengut des Heimatschutzes. Und immer wieder spürt man: Riehl ist ein volksnaher Forscher, der Deutschland kreuz und quer durchwandert hat und über ein erstaunliches, auf eigener Anschauung begründetes Eigenwissen verfügt. So bleibt das Werk stets lebensnah. Weit-schauend stellte er die Volkskunde dar als wichtige „Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“. Es ist ein Verdienst der Herausgeber, das umfassende Werk, versehen mit einer wertvollen Einleitung, einer breiteren Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht zu haben. Dem Verlag ist es zu danken, daß er das Buch trotz des stattlichen Umfanges zu einem verhältnismäßig niedrigen Preis herausgebracht hat.

A. Zirkler.

Deutsches Brauchtum im Lebenslauf. (36 S. und 38 Abbildungen.) — **Deutsches Brauchtum im Jahreslauf.** (40 S. und 50 Abbildungen.) Herausgegeben von Professor Dr. Adolf Spamer und Dr. Eduard Traß. Verlag Bibliographisches Institut, Leipzig. Preis für den Pappband RM —.90.

Die beiden schmucken Bändchen sind im wesentlichen eine Auswahl von Text und Bildern aus A. Spamers großem Werk „Die deutsche Volkskunde“. Die Zusammenstellung und Überarbeitung besorgte Dr. Traß. Die handlichen Büchlein bilden die 1. und 2. Folge

einer Reihe „Bilder zur deutschen Volkskunde“, herausgegeben von Adolf Spamer. Die Bändchen eignen sich gut für jeden, der sich in Kürze einen Überblick über die wesentlichen Züge des deutschen Brauchtums verschaffen will. Der Textteil enthält die nötigen Erläuterungen zu dem Bildanhang. Die Büchlein lassen sich gut verwenden als Unterlage für Vorträge über Brauchtum in Schulen, Heimatvereinen, Versammlungen usw. Die Aufnahmen eignen sich zur Wiedergabe durch das Epidiaskop. Außerdem besteht die Möglichkeit, von der Bildstelle des Verlages Projektionsbilder (Glasdiapositive oder Stehfilmstreifen) zu entleihen. Die Auswahl regt an zu eigenem Beobachten und Sammeln. Das ist wichtig, denn für Sachsen fehlen uns noch zahlreiche Belege für das Brauchtum im Lichtbild und Film.

A. Zirkler.

Wohnhausinschriften in Sachsen. Herausgegeben von Dr. Paul Zinck, Leipzig. 134 S., Preis RM 2.10, Verlag Landesverein Sächs. Heimatschutz 1937. Es ist immer ein Zeichen von besonderer Anteilnahme, von Gemüt und Weitblick, wenn der Besitzer eines Hauses oder Gehöftes einen Spruch anbringen läßt. Schon die Angabe einer Jahreszahl über dem Tor eines Gehöftes, über der Haustür, an der Wetterfahne ist bereits nach kurzer Zeit von Wert für den besinnlichen Beschauer und für die Nachfahren. Wo der Eigentümer beim Bau des Hauses sein Denken und Fühlen oder eine Begebenheit aus der Ortsgeschichte durch einen Spruch zum Ausdruck gebracht hat, lenken diese Äußerungen bei den meisten Vorübergehenden die Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf sich. Haus, Besitzer und Beschauer kommen durch den Spruch, durch die Inschrift in ein persönliches Verhältnis. Es kann erfreulicherweise festgestellt werden, daß in unseren Tagen bei der regen Bau- und Siedlungstätigkeit in der Stadt und auf dem Lande häufiger als noch vor wenigen Jahren Inschriften an den Häusern angebracht werden.

Aus diesem Grunde ist es dem Landesverein Sächs. Heimatschutz zu danken, daß er gerade zur rechten Zeit die Arbeit des bekannten Volkskundlers Paul Zinck neu aufgelegt hat. Sie war zum ersten Male 1913 erschienen. Die Sammlung ist jetzt um mehr als 400 Nummern angewachsen. Diese Arbeit will einmal dazu anregen, den schönen Brauch auch in unseren Tagen zu pflegen. Andererseits ermöglicht uns die geschickte Zusammenstellung wertvolle Einblicke in das Seelenleben unserer Dorfbauern, die ihr Eigentum mit den schlichten Erzeugnissen der Volksdichtung geziert haben. Zinck hat das gesammelte Material geschickt und übersichtlich gegliedert und angeordnet und mit einer Einführung versehen. Den Wert der Zusammenstellung erhöhen die zahlreichen Bildbeilagen: Zeichnungen und Aufnahmen von Wetterfahnen, Schlußsteinen, Türen, Toren, Balkeninschriften usw. Wenn jetzt die Sammlung der Hausinschriften in großem Umfang und aller Breite betrieben wird, so wird die fleißige Arbeit Zincks immer ihren Wert behalten.

Albert Zirkler.

Paul Wagner: „Die Landschaftsformen Sachsens in ihren Beziehungen zur Geologie“. Ein Arbeitsprogramm zur morphologischen Analyse. Mit 2 Karten. Sonderabdruck aus den Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Jahrbuch 1935/36, N. F., Dresden 1936, S. 1—155. RM 2.50.

Mit der vom Verfasser bestens bekannten Gründlichkeit findet man in dieser Arbeit zusammengetragen, was der Heimatforscher als Grundlage braucht, wenn er sich mit den heutigen Oberflächenformen und ihrer Entstehung befassen will. In einem Kapitel erörtert Wagner zunächst die allgemeine Geländegliederung. Er hat auf Grund eigener Messungen eine Höhenschichtenkarte und eine hypsographische Kurve konstruiert und bringt zahlreiche Messungen relativer Höhen, um die Reliefenergie Sachsens zu beleuchten. Besonderen Wert legt Verfasser auf die Behandlung der geologischen Grundlagen der Morphologie. An Hand zahlreicher Beispiele zeigt er, inwieweit unsere Landschaft ihre Formen tektonischen Ursachen oder selektiver Verwitterung verdankt, dabei klar darauf hinweisend, daß sehr oft wohl auch das Heraustreten tektonischer Linien im Landschaftsbilde bedingt ist durch den Wechsel verschiedenartig verwitternder Gesteine längs solcher Linien. Die Übersicht über die variszische und saxonische Tektonik, entsprechend den alten und jungen Störungen der von

Wagner entworfenen tektonischen Karte Sachsens, vermittelt dem Leser einen Überblick über die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, die von geologischer Seite in den letzten Jahrzehnten geliefert worden sind. Leider ist das Ergebnis dieser Arbeiten recht unbefriedigend, stehen doch oft recht abweichende Auffassungen hier gegeneinander, so daß der Nichtfachmann Mühe haben wird, sich vom geologischen Bau Sachsens ein anschauliches Bild zu machen. Vielleicht wäre es zweckmäßig gewesen, gerade bei den tektonischen Betrachtungen stärker auch die entsprechenden Arbeiten über Schlesien und Thüringen mit in den Kreis der behandelten Schriften einzubeziehen, weil dann die Zusammenhänge größerer Gebiete besser in die Erscheinung getreten wären. Freilich wäre damit das wissenschaftliche Bild nicht vereinfacht worden, wohl aber wären gewisse vorhandene Disharmonien der Auffassungen noch schärfer hervorgetreten und hätten die künftig zu bearbeitenden Probleme noch besser erkennen lassen.

Trotz des Unbefriedigtseins über das Fehlen einer anschaulich darzustellenden Auffassung von den Ursachen vieler Erscheinungen (am stärksten in den geologischen Kapiteln sich bemerkbar machend), kann jeder Naturfreund aus der Wagnerschen Zusammenfassung unendlich viele Anregungen erhalten. Denn wenn der Verfasser auch sehr bescheiden als umfassendes Sammelreferat zur Morphologie Sachsens bezeichnet, so findet der Eingeweihte doch eingestreut zahlreiche eigene Beobachtungen, kennt doch kaum ein zweiter die Landschaftsformen unseres engeren Vaterlandes so gründlich aus eigener Anschauung wie Paul Wagner, der in den „Sächsischen Wanderbüchern“ und in den „Erdgeschichtlichen Natururkunden aus dem Sachsenlande“ seine Landschaftskennntnis deutlich genug bewiesen hat. Für die Kenner dieser früheren Arbeiten wird es anregend sein, nun für viele darin behandelte Erscheinungen — sei es der mannigfachen Verwitterungsformen, der Talbildung in ihren Beziehungen zur Tektonik und Gesteinsbeschaffenheit, der Kumpfflächen und Kumpftreppen oder der Einflüsse des Eiszeitalters auf die Landschaftsformen — die wissenschaftlichen Fragestellungen kennen zu lernen. Gerade der Widerstreit der wissenschaftlichen Auffassungen wird dem weniger eingeweihten Leser erkennen lassen, wie wenig viele populäre Darstellungen der Mannigfaltigkeit des Naturgeschehens Rechnung tragen und wie leicht es sich die Autoren solcher Machwerke oft gemacht haben. Mancher Leser wird wohl auch die Feststellung Wagners, daß es notwendig ist, vor weiterem Theoretisieren erst einmal die Erscheinungen umfassend und gründlich zu studieren und zu beschreiben, zum Ausgangspunkt eigener Beobachtungen machen und so zu helfen, die wissenschaftliche Landeskunde vorwärts zu treiben.

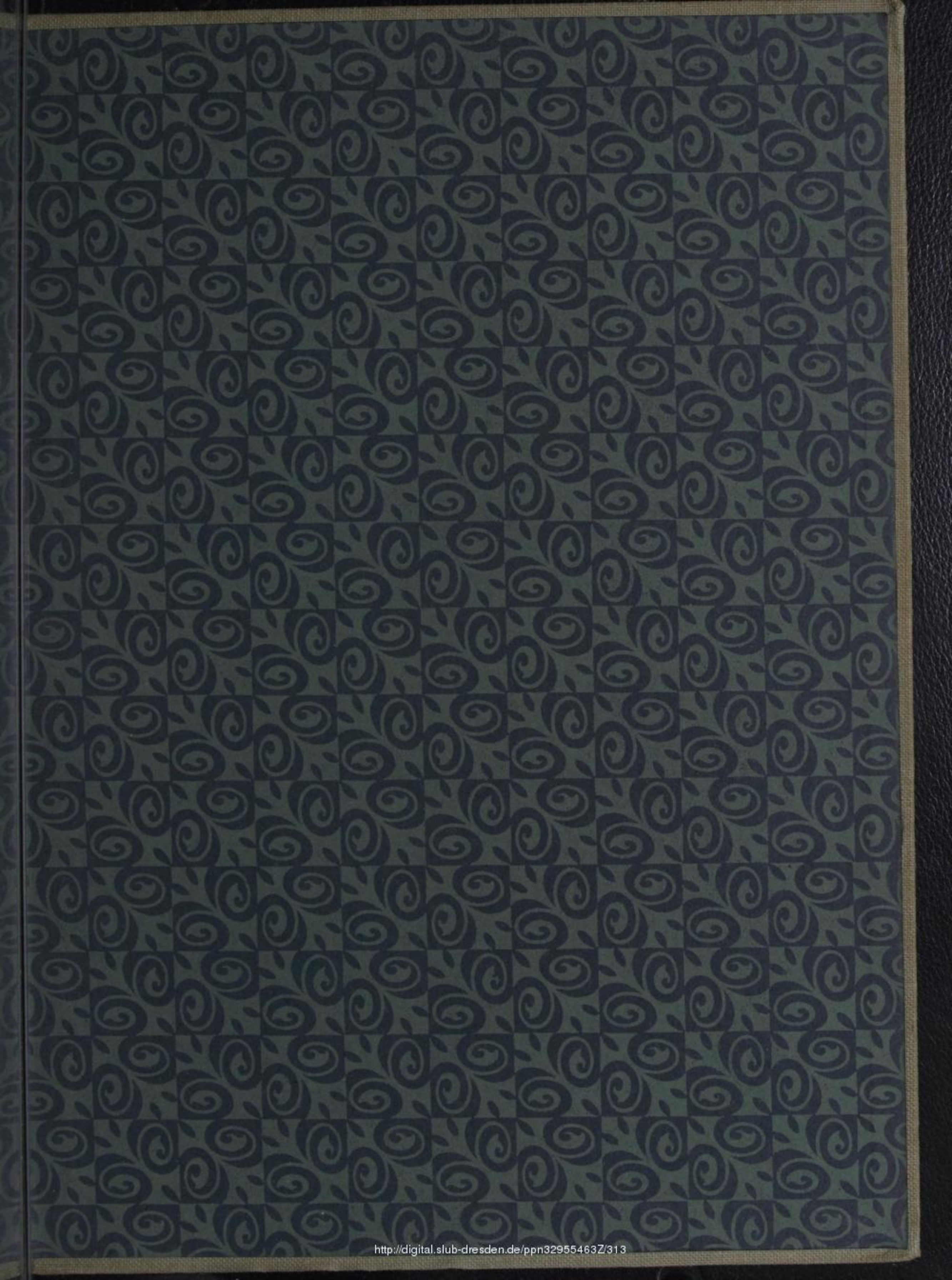
Mancher mag es vielleicht bedauern, daß Wagner die verschiedenartigen Auffassungen zu einseitig referierend nebeneinander gestellt hat, statt durch starke kritische Bewertung der verschiedenen Arbeiten zu versuchen, eine einheitlichere Anschauung zu formen. Gewiß wäre dadurch das Buch anziehender für viele Laien geworden. Es zeugt aber von weiser Selbstbeschränkung, wenn der Verfasser auf eine einheitliche Darstellung verzichtet aus der Erkenntnis heraus, daß augenblicklich erst noch das Beobachtungsmaterial beschafft werden muß, das eine sichere Entscheidung zwischen Auffassungen von dauernder und solchen von untergeordneter Bedeutung ermöglicht.

Walter Fischer.

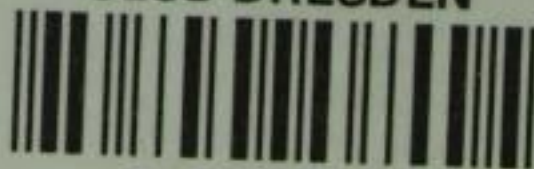
Hermann Op de Hipt: „Windmühlenpraxis“. Verlag „Die Mühle“, Leipzig, 1937.

Der Landesverein Sächs. Heimatschutz hat viel Mühe und Geld aufgewandt, um die alten Zeugen des Windmüllergewerbes in Sachsen zu erhalten, die ja in der Landschaft von hervorragender Schönheit sind. Er begrüßt daher das vorliegende Werk, das eine treffliche Übersicht über die verschiedenen Arten, die Inneneinrichtung und den Bau von Windmühlen gibt. Die neuzeitliche, ärodynamische Forschung ermöglicht heute eine viel bessere Gestaltung der Flügel und damit eine wirksamere Ausnützung der Windkraft. Nur der Fachmann wird voll beurteilen können, welche Arbeit in dem Buche steckt. Zahlreiche Zeichnungen erläutern den Text in wirkungsvoller Weise. Wertvoll sind die Ausblicke für die Zukunft des Windmühlenbaues. Vor allem tut not, die Windkraft zur Erzeugung von Elektrizität auszunützen, weil der Wind die billigste Kraft ist, die uns zur Verfügung steht, wenn wir die alten Bauwerke der Windmühlen zweckentsprechend verwenden. Das Buch (127 Seiten, 226 Abbild.) ist sehr zu empfehlen. RM 3.25. Dr. Jordan.





SLUB DRESDEN



3 2955463

<http://digital.slub-dresden.de/ppn32955463Z/314>